W. Montgomery. Febr. 1922.



*Francesca Gialese*
*vom Borgo bei Catania.*

# Sicilianische Märchen.

## Aus dem Volksmund gesammelt

von

## Laura Gonzenbach.

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

**Otto Hartwig.**

### Zweiter Theil.

Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann
1870.

# Inhalt

## des zweiten Theils.

## 57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete.

Es war einmal eine Frau, die hatte genug zu leben und es mangelte ihr Nichts. Sie hatte aber einen Sohn, der sich vor Nichts fürchtete und immer dumme Streiche machte. Da dachte sie: „Ich will ihn zu meinem Schwager thun, der ist Geistlicher und wird ihn wohl dazu bringen, sich vor irgend etwas zu fürchten."

Also ging sie zu ihrem Schwager und bat ihn, den ungerathenen Sohn zu sich zu nehmen und ihm etwas Furcht einzuflößen. Der Geistliche war es zufrieden und nahm den Burschen zu sich. Um ihn nun fürchten zu machen, rief er einen Mann herbei und sprach: „Ich mache dir ein schönes Geschenk, dafür mußt du dich heute Abend todt stellen und dich in einem Sarge in die Kirche hineintragen lassen. Mein Neffe wird bei dir wachen, um Mitternacht aber mußt du dich in deinem Sarg bewegen, als ob du lebendig würdest." Der Mann versprach es und der Geistliche rief seinen Neffen und sprach: „Man wird gleich einen Todten bringen, hilf mir, den Katafalk in der Kirche errichten." Als sie nun den Katafalk errichtet hatten, kamen die Träger und brachten den Mann, der sich todt stellte, und legten ihn in den Sarg auf dem Katafalk. „Höre einmal," sprach nun der Geistliche zu seinem Neffen, „du mußt die Nacht über in der Kirche wachen, denn wir können den Todten nicht allein lassen. Fürchtest du dich auch nicht?" „Wovor sollte ich mich fürchten," sprach der Bursche und schloß sich mit dem Todten in der Kirche ein. Um Mitternacht hob der vermeintliche Todte auf einmal einen Arm auf und ließ ihn mit großem Lärm wieder sinken. „Du, sei still," rief der Bursche, „ich will auch ein wenig schlafen." Nach einem Weilchen hob der Mann ein Bein

auf und schlug damit gegen den Sarg. „Ich glaube gar, der Todte wird wieder lebendig," dachte der Bursche, stieg auf den Katafalk und fing an den Mann mit einem großen Stock zu prügeln, daß er aufsprang, die Thüre aufriß und entfloh.

Der Geistliche aber hörte den Lärm und kam ganz erschreckt herbeigelaufen, denn er dachte, sein Neffe möchte den Mann wirklich umbringen. „Was ist das für ein Lärm?" frug er. „Denkt euch nur, Onkel, der Todte ist wieder lebendig geworden," rief der Neffe. „Ich habe ihn geprügelt, weil er so unruhig war und mich nicht schlafen ließ, und da hat er Reißaus genommen." „Nein," dachte der Onkel, „und der hat sich nicht einmal gefürchtet! Jetzt werde ich dem armen Menschen noch Schmerzensgeld geben müssen."

Den nächsten Abend dachte der Geistliche sich etwas Anderes aus. Er nahm eine Menge Todtenköpfe, stieg auf den Kirchthurm und stellte der Wand entlang die Todtenköpfe auf. In jedem Todtenkopf zündete er ein Lichtchen an, daß es gar grausig aussah. Zu oberst im Kirchthurm aber stellte er ein Skelett auf und gab ihm den Glockenstrang in die Hand. Dann ging er hinunter, rief eilends seinen Neffen und sprach: „Springe schnell in den Thurm hinauf und läute die Glocken." Der Bursche gehorchte; als er nun die Treppe hinaufstieg und die Todtenköpfe so unheimlich leuchteten, dachte er: „Ei, das macht sich ja sehr hübsch. Da sieht man doch seinen Weg." Als er aber das Skelett sah, rief er ihm zu: „Höre einmal, was machst du hier oben? Sollst du läuten, so mache dich wenigstens ans Werk und dann gehe ich hinunter. Entweder du oder ich." Da nun das Skelett unbeweglich stand und keine Antwort gab, so verlor der Bursche die Geduld, und sprach: „Wenn du nicht hören willst, so siehe selber zu," und warf es die Treppe hinunter. Da fing er an mit allen Glocken zu läuten, daß die Leute auf den Straßen zusammenliefen und meinten, es sei ein Unglück geschehen. Der Geistliche aber beruhigte sie und sprach: „Liebe Leute, geht nur nach Hause, es ist bloß mein Neffe, der macht zuweilen so dumme Streiche. — Komm herunter, du da oben!"

Nun wußte der Geistliche gar nicht mehr, was er sich ausdenken sollte, und dachte: „Einmal noch will ich es versuchen; wenn er sich aber diesmal nicht fürchtet, so muß er fort." Da rief er einen Mann und sprach zu ihm: „Höre, mein guter Freund, ich mache dir ein schönes Geschenk, wenn du genau thust, was ich dir sage. Heute Abend mußt du dich bei dieser Mauer verstecken. Gegen Mitternacht aber werde ich meinen Neffen zum Brunnen schicken. Wenn er nun vorbeikommt, so richte dich plötzlich auf und schreie: „„sei!"" *) Ein unerwarteter Schrecken macht einen oft mehr fürchten, als alles Andere." Der Mann versprach es, und gegen Mitternacht sagte der Onkel zu seinem Neffen: „Geh einmal an den Brunnen und hole mir etwas Wasser, ich bin so durstig." Da ging der Bursche durch die finstere Nacht zum Brunnen und hielt in jeder Hand einen Krug. Als er nun an der Mauer vorbeiging, richtete sich auf einmal eine schwarze Gestalt auf und schrie: „sei!" — „sette!" **) antwortete der Bursche ganz kaltblütig und schlug den Mann mit dem Krug ins Gesicht, daß der Krug in tausend Stücke zersprang und der Mann halb todt auf den Boden fiel. Als der Geistliche den Lärm hörte, kam er herbeigelaufen, und als er den verwundeten Menschen da liegen sah, sprach er: „Mit dir kann ich es nicht länger aushalten, gehe hin und versuche dein Glück in der weiten Welt."

Der Bursche ließ es sich nicht zweimal sagen, wanderte in der finstern Nacht fort und nahm Nichts mit, als den einen Krug, den er noch in der Hand hielt.

Am andern Morgen fand er sich in einer einsamen, wilden Gegend und weil er durstig war und einen Brunnen in der Nähe sah, so ging er hin, füllte seinen Krug und wanderte weiter. Endlich sah er in der Ferne ein wunderschönes Haus stehen, darin wohnten dreizehn Räuber. Während er nun auf das Haus zuging, fiel ihm sein Krug aus der Hand und das Wasser lief in kleinen Bächlein hier hin und dort hin. „Fünfhundert hier hinaus, vierhundert auf jener Seite, sechshundert

*) Sechs. **) Sieben.

dort drüben,"*) sprach er mit lauter Stimme und meinte die Wassertropfen. Die Räuber aber meinten, es sei ein großer General, der mit seiner Armee gekommen wäre, sie zu fangen, sprangen zur Hinterthür hinaus und nahmen Reißaus. Der Bursche ging in das Haus und fand einen schön gedeckten Tisch, daran setzte er sich und aß und trank soviel sein Herz begehrte. Weil er aber die ganze Nacht gewandert war, so wollte er nun auch schlafen. Da ging er in einen großen Saal, darin standen die dreizehn Betten der Räuber, die nahm er alle auseinander und thürmte sie vor der Thüre auf, legte sich oben hinauf und nahm auch ein Schwert zu sich, das den Räubern gehörte.

Nach einer Weile dachten die Räuber: „Wir wollen jetzt einmal nachsehen, vielleicht sind die Soldaten fort." Als sie aber an das Haus kamen, schickte der Räuberhauptmann Einen hinein, der sollte einmal nachsehen, wie es eigentlich drinnen aussehe. Der Räuber schlich leise herein, bis er an die Thüre kam, hinter der alle die Betten aufgethürmt waren. Der Bursche aber, der oben drauf lag, als er den Räuber kommen sah, zog er sein Schwert aus der Scheide und rief mit lauter Stimme: „Heraus, heraus!" und schlug den Räuber todt. Die andern Räuber aber meinten, er rufe alle seine Soldaten und liefen noch viel schneller davon als das erste Mal. Da sammelte der Bursche alle die Schätze und Kostbarkeiten, die in dem Hause waren und brachte sie zu seiner Mutter, die freute sich, daß ihr Sohn wiederkam und ein so reicher Mann geworden war. Da lebten sie glücklich und zufrieden, das Fürchten aber hat er nicht gelernt.

---

## 58. Von den vier Königstöchtern.

Es war einmal ein König, der hatte vier schöne Töchter. Da ließ er einmal einen Wahrsager kommen, der sollte ihm wahrsagen, welches Schicksal die Prinzessinen haben würden. Der Wahrsager sprach: „Ehe

*) Cinque centu di ccà, quattru centu dda parte, sei centu dda via.

die jüngste Prinzessin vierzehn Jahr alt sein wird, wird eine Wolke kommen, und die vier Schwestern rauben. Da ließ der König seine Töchter einsperren, und sie durften nicht einmal in den Garten gehen. Weil aber die Wolke niemals kam, so dachte er endlich, der Wahrsager hätte sich geirrt, und eines Tages, als die Prinzessinnen eine große Sehnsucht hatten in den Garten zu gehen, erlaubte er es ihnen. Es fehlten aber nur wenige Tage bis zum Augenblick wo die Jüngste ihr vierzehntes Jahr vollenden sollte. Kaum hatten die Prinzessinnen den Garten betreten, so senkte sich eine große Wolke herab, und entführte sie alle vier. Nun war der König sehr traurig, und ließ im ganzen Reich verkünden, wer ihm die vier Töchter wiederbringe, solle sich eine davon zur Gemahlin auswählen und nach ihm König sein.

Das hörten auch drei Brüder, Söhne eines benachbarten Königs, die machten sich auf, und wollten die vier Königstöchter suchen. Sie wanderten immer gerade aus, denn sie wußten nicht, wo die Prinzessinnen weilten. Da begegneten ihnen eines Tages ein altes Mütterchen, das frug sie: „Schöne Jünglinge, wohin wandert ihr?" „Wir sind ausgezogen, die vier Königstöchter zu finden, die von der Wolke geraubt worden sind," antwortete der Jüngste. „Ach, ihr armen Kinder," rief die Alte, „da müßt ihr noch viel Gefahren und Mühe ausstehen; denn wenn ihr nun noch lange gewandert seid, so kommt ihr an eine Cisterne, in die müßt ihr euch hinunterlassen. Drunten aber ist ein Lindwurm mit sieben Köpfen, der bewacht die Prinzessinnen, und den müßt ihr tödten." Die Königssöhne dankten der freundlichen Alten für die Auskunft die sie ihnen gegeben, und wanderten weiter.

Nachdem sie viele Tage gewandert waren, kamen sie endlich an die Cisterne, in deren Tiefen der Lindwurm hauste. Da sprach der Aelteste: „Lasset mich zuerst hinunter, und wenn ich läute, so ziehet mich schnell wieder herauf." Da banden sie ihm einen Strick um den Leib, und ließen ihn in die Cisterne hinab; er aber hatte ein Glöckchen in der Hand. In der Cisterne war es so dunkel und unheimlich, daß er bald den Muth verlor, und das Glöckchen läutete. Da zogen ihn seine Brüder

wieder herauf, und der Zweite ließ sich an den Strick binden, und wollte nun sein Glück versuchen. Er kam aber nicht viel weiter als der Aelteste, verlor den Muth, und gab bald das Zeichen, ihn herauf zu ziehen. Nun kam die Reihe an den Jüngsten; der ließ sich ebenso anbinden wie seine Brüder, und nahm auch das Glöckchen mit. Weil er aber mehr Muth hatte, als die beiden andern, so kam er glücklich auf den Grund der Cisterne. Da kam er in einen großen Raum, darin waren die Prinzessinnen, die waren an die Wand festgekettet, und in der Mitte stand der Lindwurm mit sieben Köpfen, der war gar grausig anzusehen. Der Königssohn zog sein Schwert, und fing an, mit dem Lindwurm zu kämpfen, und wenn er ermattete, so schaute er nur die jüngste Prinzessin an, so gab ihm das neue Kraft, also daß es ihm endlich gelang, dem Lindwurm die sieben Köpfe abzuschlagen. Da waren die Prinzessinnen voll Freude, und der Königssohn löste ihre Fesseln, und führte sie an den Ort hin, wo seine Brüder ihn hinaufziehen sollten. Er mochte aber läuten so viel er wollte, so war niemand da, um den Strick heraufzuziehen, denn seinen Brüdern war die Zeit lang geworden, und sie hatten ihn im Stich gelassen. „Was sollen wir nun thun?" frug der Königssohn die Pinzessinnen; die wußten aber auch keinen Rath; endlich sprach die Jüngste: „Jeden Tag kommt ein Adler und senkt sich in die Cisterne hinunter. Wenn wir ihn freundlich bitten, so trägt er uns vielleicht auf seinen Flügeln hinaus."

Also warteten sie geduldig, bis der Adler durch die Cisterne herunter geflogen kam. Da baten sie ihn, er möge sie doch auf seinem Rücken hinaustragen, und er antwortete: „Das will ich gerne thun, ihr müßt mir aber zu fressen geben, bis ich satt bin." „Das kann leicht geschehen," erwiderte der Königssohn, „hier liegt ja der ganze Lindwurm." Also zerschnitt er den Lindwurm in lauter Stücke, und gab sie dem Adler zu fressen; der fraß bis er satt war, und trug dann die älteste Prinzessin hinauf. Als er wiederkam, fraß er zuerst wieder einen Theil vom Lindwurm, und trug dann die zweite Prinzessin ans Tageslicht, dann die Dritte, und endlich auch die Vierte.

Nun war nur noch der Königssohn da. Der Adler aber hatte den ganzen Lindwurm aufgegessen und sagte: „Wenn du mir nicht etwas zu fressen gibst, so trage ich dich eben nicht hinauf." Der Königssohn bat den Adler und sprach: „Ach, wo soll ich denn hier in dieser Einöde etwas herholen? wenn wir oben angekommen sind, so will ich dir geben, was du willst." Das Thier aber ließ sich nicht erweichen, und sprach: „Schneide dir aus den Armen und Beinen das Fleisch aus, und gib es mir, so will ich mich damit zufrieden geben." Da dachte der Königssohn: „Ich bin so wie so todt, so will ich denn dies letzte Mittel versuchen " Also schnitt er sich aus seinen Armen und Beinen das Fleisch aus, und hielt es dem Adler hin, der fraß es und trug ihn dann hinauf. Als ihn die Prinzessinnen so blutig wiedersahen, erschraken sie sehr, und verbanden seine Wunden und pflegten ihn, bis er wieder gesund war. Dann führte sie der Königssohn zu ihrem Vater zurück, und wählte sich die Jüngste zu seiner Gemahlin. Also feierten sie eine glänzende Hochzeit, und als der alte König starb, erhielt der Köngssohn die Krone und lebte glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

## 59. Von Armaiinu.

Es war einmal ein König, der hatte drei schöne Töchter. Als nun eines Tages die Prinzessinnen sich im Garten belustigten, brachen drei furchtbare Riesen in den Garten ein, und raubten die Prinzessinnen. Da ließ der König im ganzen Reich verkündigen, wer ihm die Töchter wiederbringe, solle sich eine von ihnen zur Gemahlin wählen, und nach ihm König sein. Es kamen viele und zogen aus, die Prinzessinnen zu finden, aber keiner von ihnen kehrte jemals zurück.

Nun kamen eines Tages auch drei Prinzen, die waren Brüder. Sie ließen sich vor den König führen und sprachen: „Königliche Majestät, wir sind gekommen, die Prinzessinnen zu erlösen." „Ach," antwortete der König, „es sind schon so viele ausgezogen und noch keiner

ist wiedergekommen; hoffen wir zu dem Herrn, daß es euch besser glücken wird."

Da wanderten die drei Prinzen fort, immer zu, ein Jahr, einen Monat und einen Tag, bis sie an ein schönes großes Schloß kamen, das mitten in einem großen Gute lag. Da verloren sie den Muth noch weiter zu wandern, und dachten: „Hier wollen wir bleiben, bis wir etwas Genaueres erfahren, wo die Prinzessinnen zu finden sind. Das Gut ist schön, und Wild gibt es im Ueberfluß, daß wir uns davon ernähren können." Also blieben sie da, gingen auf die Jagd, und führten in dem schönen Schlosse ein herrliches Leben.

Unterdessen wartete der König immerfort auf seine Töchter und ihre Befreier, und da immer niemand kam, dachte er endlich: „Sie werden verschollen sein, wie die andern auch," und war sehr traurig. Er hatte aber einen alten treuen Thürhüter, der war früher Soldat gewesen, und weil er im Kriege einen Arm und ein Bein verloren hatte, und nicht arbeiten konnte, so war er des Königs Thürhüter geworden, und hieß Armaiinu. Der kam zum König und sprach: „Königliche Majestät, ich will ausziehen, und die drei Prinzessinnen und die drei Prinzen suchen und sie euch wiederbringen." Der König lachte und sprach: „O Armaiinu, wenn so viele starke, junge Leute dabei zu Grunde gegangen sind, wie wolltest du es unternehmen?" Armaiinu aber ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, also daß ihm der König endlich den erbetenen Urlaub geben mußte.

Da zog Armaiinu fort zu Fuß, und trug nur ein kleines kurzes Schwert, über das alle Leute lachten. Es war aber ein Zauberschwert, und wer das hatte, dem konnte nichts widerstehen. Armaiinu wanderte und wanderte, und weil er alt und lahm war, so brauchte er zwei Jahre, zwei Monate und zwei Tage, bis er zu dem Schloß kam, wo die drei Prinzen weilten. Endlich erreichte er es, trat herein, grüßte sie, und sprach: „Ich bin gekommen, nach euch zu sehen, edle Prinzen, und euch zu helfen, die Prinzessinnen wieder zu erlangen." Die Prinzen lachten, aber sie hießen ihn doch willkommen. Da sprach Armaiinu: „Nun

wollen wir noch einige Tage hier bleiben, und jeder von uns soll der Reihe nach im Schloß bleiben und kochen, derweil die andern auf die Jagd gehen."

Die Prinzen waren es zufrieden, und am ersten Tag blieb der Aelteste da. Als er nun eben daran war, eine wilde Ente zu rupfen, trat ein gewaltiger Riese herein, der frug ihn mit drohender Stimme: „Wer hat dir erlaubt, in meinem Schlosse zu wohnen?" „Wir wohnen ja schon seit zwei Jahren hier," antwortete der Prinz, „und erst jetzt fällt es euch ein, danach zu sehen." „Antwortest du mir so?" rief der Riese, erhob seinen großen Stock, und prügelte den Prinzen durch, bis er halb todt liegen blieb. Als die andern wiederkamen, war die Ente erst halb gerupft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ich habe auf einmal solches Leibweh bekommen," sagte er, „und konnte deßhalb meine Arbeit nicht fortsetzen."

Am zweiten Tag blieb der zweite Prinz da, es erging ihm aber nicht besser; während er eine wilde Ente rupfte, erschien der Riese und frug ihn, wer ihm erlaubt habe, im Schlosse zu wohnen, und da er dieselbe Antwort gab wie sein Bruder, so prügelte ihn der Riese durch, und ließ ihn halbtodt liegen. Als die andern kamen, fanden sie die Ente nur halb gerupft, und den Prinzen am Boden, der stöhnte: „Ach, ich habe auf einmal solches Kopfweh bekommen, daß ich in meiner Arbeit nicht fortfahren konnte." Also mußten sie wieder hungrig zu Bette gehen. Der Aelteste aber sprach leise zum Zweiten: „Du, hat dich der Riese vielleicht auch durchgeprügelt?" „Ja," antwortete der Andre, „wir wollen den Beiden dort nichts sagen. Haben wir unsre Prügel bekommen, so können sie auch welche kriegen."

Am nächsten Morgen blieb der jüngste Prinz zu Hause, es erging ihm aber nicht besser als seinen Brüdern; als die andern Abends heimkamen, war die Ente kaum zur Hälfte geruft, und der Prinz lag am Boden und stöhnte: „Ach, es ist mir so unwohl geworden, darum konnte ich nichts machen." „Nun, das ist nett," sprach Armaiinu, „ihr seid drei kräftige junge Leute, und nun müssen wir dreimal nacheinander hungrig

zu Bette gehen, weil der eine Leibweh bekommt, und der andre Kopfweh, und es dem dritten unwohl wird. Ich sehe schon, morgen muß der arme Armaiinu zu Hause bleiben und für alle arbeiten." „Ja," dachten die drei Brüder, „bleibe du nur zu Hause, und koste die Prügel, die wir haben schmecken müssen."

Am vierten Tag also blieb Armaiinu zu Hause, und als er eben eine Ente rupfte, erschien der Riese und sprach mit drohender Stimme: „Seid ihr noch immer da? Warte nur, heute bringe ich dich um." Armaiinu aber zog sein Zauberschwert, ging auf den Riesen los und hieb ihm den Kopf ab. Dann briet er das Wild, und als die Anderen kamen, stand er ganz vergnügt unter der Thür und rief ihnen zu: „Ihr kommt zu guter Stunde, denn das Essen ist fertig." Da verwunderten sie sich sehr und frugen ihn, ob niemand gekommen wäre. „O ja," sprach Armaiinu, „es kam so ein unhöflicher Kerl, dem habe ich den Kopf abgeschnitten." Da erschraken die Prinzen und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Am andern Morgen sprach Armaiinu: „Nun wollen wir aber auch gehen, die Prinzessinnen zu erlösen; hinter dem Hause ist eine große Cisterne, da muß sich einer von uns hinunterlassen, denn da unten sind die armen Mädchen gefangen." „Gut," antwortete der älteste Prinz, „ich will es versuchen." Da nahmen sie einen großen Korb und banden ihn an einen Strick, und der Prinz stellte sich in den Korb und nahm auch ein Glöckchen mit; wenn er das läutete, sollten ihn die Anderen wieder hinaufziehen. Wer aber auf den Grund der Cisterne gelangen wollte, mußte durch einen großen Wind, durch ein großes Wasser und durch ein großes Feuer hindurch. Als nun der Prinz zum großen Wind kam, ward ihm so bange, daß er sein Glöckchen läutete und sich hinauf ziehen ließ.

Nun wollte der zweite Prinz sein Glück versuchen und hielt auch muthig aus, bis er durch den großen Wind gekommen war. Als er aber das Wasser an seinen Füßen spürte, verlor er den Muth, läutete und ließ sich hinaufziehen.

Nun war die Reihe an dem Jüngsten. Der ging muthig durch den Wind und durch das Wasser hindurch; als er aber das Feuer spürte, mochte er nicht weiter und ließ sich hinaufziehen.

„Nun muß wohl der arme Armaiinu sein Glück versuchen," sprach der Alte, stieg in den Korb und ließ sich in die Cisterne hinunter. Er ging muthig durch den Wind, das Wasser und das Feuer und kam glücklich unten an. Da stieg er aus dem Korb und wanderte ein wenig in einem dunkeln Raum, bis er eine Thüre sah, unter der schien das Licht hindurch. Als er aber aufmachte, sah er einen schönen Saal, darin saß die älteste Prinzessin vor einem wunderschönen Spiegel, und vor ihr lag der eine Riese und ruhte mit seinem Kopf in ihrem Schoß. Da zog Armaiinu sein Zauberschwert und hieb dem Riesen den Kopf ab, ohne daß er auch nur erwachte. Die Prinzessin aber wies mit der Hand auf eine Thüre, und als er diese öffnete und durchging, kam er in einen zweiten Saal, darin saß die zweite Prinzessin wie ihre Schwester vor einem wunderschönen Spiegel und vor ihr lag der zweite Riese und ruhte mit seinem Kopf auf ihrem Schoß. Armaiinu aber schlug ihm den Kopf ab und ging dann durch eine Thüre in den dritten Saal, wo die jüngste Prinzessin saß wie ihre Schwester vor einem Spiegel und des dritten Riesen Kopf in ihrem Schoß haltend. Da schlug Armaiinu auch diesem Riesen den Kopf ab und befreite so die Prinzessinnen. Nun führte er sie alle drei an den Ort, wo noch der Korb hing, setzte die älteste Prinzessin hinein und läutete das Glöckchen. Die Prinzen zogen die Prinzessin hinauf und ließen dann den Korb wieder hinunter. Da setzte Armaiinu auch die zweite Prinzessin in den Korb und zuletzt auch die Jüngste. Als aber die drei Prinzen die Töchter des Königs herausgezogen hatten, sprachen sie untereinander: „Wir wollen den alten Thürhüter unten sitzen lassen, so wird uns allein der Lohn für die Befreiung der Prinzessinnen." Da drohten sie den Mädchen, sie zu ermorden, wenn sie nicht einen heiligen Eid schwören würden Nichts zu verrathen, und eilten davon. Als sie nun an des Königs Hof kamen, sagten sie: „Königliche Majestät, nach langem Kampf und großer Mühe ist es uns gelungen,

eure Töchter zu befreien und die Riesen umzubringen.“ Da war der König hoch erfreut und ließ eine glänzende Hochzeit veranstalten und jeder Prinz heirathete eine Prinzessin.

Unterdessen hatte Armaiinu lange in der Cisterne gewartet und mit seinem Glöckchen geläutet, aber der Korb wurde nicht wieder heruntergelassen und er merkte endlich, daß die Prinzen ihn verrathen hatten. Da ging er zurück in die schönen Säle und sah alle die herrlichen Schätze, die dort gesammelt waren. Aber er empfand nur Zorn darüber, denn er dachte, daß alle die Schätze ihm nichts helfen könnten, so lange er in der Cisterne gefangen saß. Wie er nun vor dem Spiegel stand, vor dem die älteste Prinzessin gesessen hatte, übermannte ihn der Zorn, daß er einen großen Stein gegen den Spiegel warf und ihn in tausend Stücke zerbrach. Aus dem Spiegel aber fiel ein prachtvoller Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus. „Was hilft mir der schöne Mantel und die Krone, wenn ich nicht aus der Cisterne hinaus kann?“ rief er, und zerriß ihn in tausend Stücke. Dann ging er in den zweiten Saal und zerbrach auch den andern Spiegel. Da fielen ein Kaisermantel und eine Kaiserkrone heraus, die waren noch viel prächtiger als die ersten. Armaiinu wollte diesen Mantel auch zerreißen, da er aber sah, wie prächtig gestickt er war, so wollte er ihn doch nicht verderben, und ging hin und zerbrach auch den dritten Spiegel. Da fiel ein kleines Pfeifchen heraus, und als er es an den Mund setzte und hinein blies, rief eine Stimme: „Befiehl.“ „So wünsche ich mir, ein junger schöner Mann zu sein,“ rief Armaiinu. Da wurde er in einen jungen wunderschönen Mann verwandelt, legte den prächtigen Kaisermantel an und setzte die Krone auf, und war nun anzuschauen wie ein mächtiger Kaiser. Da pfiff er wieder und wünschte sich aus der Cisterne hinaus und in demselben Augenblick stand er an der freien Luft. Da wünschte er sich noch ein großes Gefolge und einen sechsspännigen Wagen und fuhr dann nach den Hof des Königs.

Als aber der König hörte, der Kaiser der ganzen Welt*) zöge in

*) L' imperaturi di tutto lu munnu.

sein Reich ein, eilte er ihm entgegen und fiel ihm zu Füßen. Armaiinu aber hob ihn freundlich auf und sagte, er wolle heute bei ihm zu Tische sein.

Also wurde ein glänzendes Mahl gehalten, und nach dem Essen sollte ein jeder eine Geschichte erzählen. Da sprach Armaiinu: „Ich will euch die Geschichte eines armen Thürhüters erzählen, und hub an, und erzählte seine eigene Geschichte. Die drei Prinzen aber, die nebst ihren Frauen mit zu Tische saßen, erschraken sehr, als sie diese Geschichte hörten, und Armaiinu rief: „Ja, königliche Majestät, und ich bin der arme Armaiinu, und diese drei Prinzen sind die Verräther, die mich im Stich gelassen haben, und wenn es noch eines Beweises bedarf, so seht doch nur, wie sie alle drei so blaß und entstellt aussehen." Da ließ der König die drei Prinzen hinausführen und erhängen, und sprach zu Armaiinu: „Wähle dir nun eine meiner Töchter aus, und wenn ich sterbe, so sollst du König sein." Armaiinu aber sprach: „Nein, königliche Majestät, euren Töchtern gebührt es, drei Königssöhne zu heirathen; ich aber wünsche mir nichts anderes, als in eurem Dienst als euer treuer Armaiinu zu sterben." Da wünschte er sich in seine frühere Gestalt zurück und wurde wieder der lahme einarmige Armaiinu, der er früher gewesen war, und blieb des Königs Thürhüter, bis er starb. Die drei Prinzessinnen aber heiratheten mit der Zeit drei edle Königssöhne, und blieben glücklich und zufrieden, und wir sind leer ausgegangen.

## 60. Vom verschwenderischen Giovanninu.

Es war einmal ein reicher Jüngling, der hieß Giovanninu. Er hatte große Schätze, und viele Reichthümer. Er wollte aber nicht arbeiten und keine Geschäfte machen, sondern lebte nur immer herrlich und in Freuden, ging überall hin, wo eine Festlichkeit war, und verspielte und vertrank sein Geld. Sein treuer Diener Peppe sagte oft zu ihm: „Ach, Patron, nehmt euch in Acht! Das kann ja so nicht fortgehen. Wenn

ihr nur immer ausgebt, ohne je etwas zu erwerben, so muß ja das Geld zuletzt ein Ende nehmen." Giovanninu aber antwortete immer: „Meine Reichthümer nehmen noch lange kein Ende, lasse mich nur selbst dafür sorgen." So lebte er den einen Tag wie den andern, ging zu jeder Festlichkeit, und verspielte sein Geld. „Patron, nehmet euch doch in Acht," warnte ihn der treue Peppe. Er aber ließ sich nicht warnen, bis eines Tages alle Schätze verbraucht waren, und er nicht einmal so viel mehr hatte, daß Peppe die Einkäufe für das Mittagessen hätte besorgen können. Da fing Giovanninu an all sein Silberzeug zu verkaufen und alle seine schönen Möbel, und führte mit dem Gelde sein altes Leben fort.

So trieb er es, bis er Alles verkauft hatte, und ganz arm und bloß blieb.*) „Ach, Patron, ich habe euch ja gewarnt," sprach der arme Peppe und weinte bitterlich. „Du hast recht," antwortete Giovanninu, „es bleibt uns nun nichts übrig, als unser Glück zu suchen. Wandre du auf die eine Seite hinaus, und ich will auf die andre Seite gehen, so wollen wir sehen, ob wir unser Glück finden." Also trennten sie sich, und Giovanninu wanderte fort und mußte betteln.

Als er nun eine lange Zeit gewandert war, kam er eines Tages in eine ganz fremde Gegend. Vor ihm stand ein herrlicher Palast, und weil die Sonne so schön schien, setzte er sich auf die Schwelle, um sich ein wenig zu wärmen. Wie er so da saß, kam ein wunderhübsches weißes Schäfchen aus dem Palast heraus, lagerte sich neben ihn und ließ sich von ihm streicheln. Er aber freute sich über das niedliche Thierchen. Auf einmal that das Schäfchen seinen Mund auf und sprach: „Willst du mit mir hinaufgehen, schöner Jüngling? Sieh, ich bin eine verzauberte Königstochter, und wenn du Alles thust, was ich dir sagen werde, so kannst du mich erlösen." „Sage mir, was ich thun soll," sprach Giovanninu, „so will ich dich von deinem Zauber erlösen." „Komm nur mit hinauf," antwortete das Schäfchen, „da wirst du gutes Essen und Trinken finden und schöne Kleider. Auch ein gutes Bett ist

*) Ristau poviru e pacciu.

für dich bereit. Wenn du nun jede Nacht Alles erträgst, was mit dir geschehen wird, ohne einen Laut auszustoßen, so kannst du mich erlösen." Da versprach Giovanninu noch einmal, er wolle sie erlösen, und die verzauberte Königstochter führte ihn in den Palast, wo er aß und trank, was sein Herz begehrte, und sich dann zu Bette legte.

Er schlief bald ein, und hielt ganz ruhig seinen ersten Schlaf. Als es aber Mitternacht schlug, erwachte er von einem großen Lärm; die Thür sprang auf, und herein trat ein langer Zug von Gestalten, von denen jede eine brennende Kerze in der Hand hielt. „Steh auf, und geh mit uns," sprachen sie zu Giovanninu; er aber antwortete ihnen nicht, und blieb ruhig liegen. Da rissen sie ihn aus seinem Bett, und schleppten ihn mitten in die Stube, bildeten einen Kreis und tanzten um ihn herum. Dabei stießen und schlugen sie ihn, und mißhandelten ihn arg, er aber ertrug Alles, ohne einen Laut von sich zu geben Als der Morgen graute, ließen sie ihn halbtodt liegen und verschwanden. Da kam das weiße Schäfchen herein, und verband ihm seine Wunden, und brachte ihm Speise und Trank, daß er sich wieder erholte. So ging es jede Nacht, wohl zwei Wochen lang.

Eines Morgens aber kam statt des weißen Schäfchens ein Mädchen herein, das war so schön, als ob Gott es geschaffen hätte*), und sprach: „Ich bin das weiße Schäfchen, und du hast mich von meinem Zauber erlöst. Ich gehe nun fort, und kehre zu meinen Eltern zurück. Dich kann ich noch nicht mitnehmen, aber in acht Tagen komme ich wieder, und komme drei Tage nacheinander, jedesmal um Mittag. Dann mußt du vor dem Thore des Palastes auf mich warten, aber wehe dir, wenn ich dich schlafend finde." Giovanninu versprach gute Wache zu halten, und die schöne Königstochter fuhr weg.

Als sie nun nach Hause kam, waren ihre Eltern sehr erfreut, ihre liebe Tochter wiederzusehen, die sie vor vielen Jahren verloren hatten.

---

*) Die gewöhnliche Redensart ist: wie ihn seine Mutter gemacht hatte, comu lu fici so matri.

Sie aber sprach: „Giovanninu hat mich erlöst, und er soll nun mein Gemahl sein."

Als nun die acht Tage um waren, bestieg sie ein wunderschönes Pferd, und nahm ein großes Gefolge mit, und ritt nach dem Palast. Giovanninu hatte sich auf die Schwelle gesetzt, und wartete auf sie. In dem Palaste aber waren noch viele andre verzauberte Mädchen, die waren von Neid gegen die schöne Königstochter erfüllt, weil sie zuerst erlöst worden war. Deßhalb warfen sie einen Zauber auf den armen Giovanninu, und in dem Augenblick, wo die Königstochter in der Ferne erschien, kam ein tiefer Schlaf über ihn, und er schlief ein. Da nun die Königstochter herangeritten kam, und ihn schlafend fand, ward sie sehr betrübt, und stieg vom Pferd und rief ihn: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!" Er aber hörte nicht, denn es war eben ein Zauberschlaf. Als sie nun sah, daß sie ihn nicht wecken konnte, nahm sie einen Zettel und schrieb darauf: „Nimm dich in Acht, es bleiben dir nur noch zwei Tage." Diesen Zettel steckte sie ihm in die Tasche und ritt fort. Als er nun aufwachte, und sah, daß sich die Sonne schon neigte, erschrak er sehr, und dachte: „Weh mir! Die Königstochter ist gewiß gekommen und hat mich schlafend gefunden." Da er aber von ungefähr in die Tasche fuhr, und den Zettel fand, ward er noch viel trauriger, und jammerte: „Ach, ich Unglücklicher, wie konnte ich nur einschlafen."

Den nächsten Tag setzte er sich wieder zu rechter Zeit auf die Schwelle und dachte: „Heute will ich gewiß wach bleiben." Es ging ihm aber nicht besser, als das erstemal; in dem Augenblick, als die Königstochter in der Ferne erschien, überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Da sie ihn nun zum zweitenmal schlafend fand, ward sie noch mehr betrübt, und stieg vom Pferde, und rief: „Giovanninu! Giovanninu! wache auf!" Als er aber nicht aufwachte, nahm sie einen Zettel und schrieb darauf: „Jetzt komme ich nur einmal noch; wehe dir, wenn du auch morgen schläfst." Diesen Zettel steckte sie ihm in die Tasche, bestieg ihr Pferd und ritt davon. Als aber Giovanninu aufwachte, und den Zettel fand, jammerte er laut und sprach: „Wie ist denn das möglich? Das

kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen, daß ich so jeden Mittag einschlafe."

Am dritten Tage setzte er sich nun gar nicht hin, sondern ging immer vor dem Palaste auf und ab. Aber es half ihm nichts. So wie die Königstochter von ferne erschien, überfiel ihn wieder der Zauberschlaf, also daß er sich hinsetzte und fest einschlief. Als die Königstochter ihn nun wieder schlafend fand, rief sie aus: „Er hat sein Glück nicht gewollt, so soll er denn auch keines haben." Dann nahm sie einen Zettel, und schrieb darauf: „Du hast dein Glück nicht gewollt, so sollst du denn auch keines haben. Wenn du mich nun noch wieder erlangen willst, so mußt du wandern, bis du mich gefunden hast." Diesen Zettel steckte sie ihm in die Tasche, bestieg ihr Pferd und ritt davon. Denkt euch den Kummer des armen Giovanninu als er aufwachte, und den Zettel fand. „Ich Unglücklicher, wo soll ich sie nun finden!" jammerte er. Es blieb ihm aber nichts übrig, als seinen Stab von Neuem zu ergreifen und in die weite Welt zu wandern, und weil er gar nichts hatte, so mußte er betteln.

So wanderte er eine lange, lange Zeit, daß ihm seine Kleider in Lumpen vom Leibe fielen, aber die schöne Königstochter fand er nicht. Da er nun eines Tages ganz matt und erschöpft am Wege lag und nicht mehr weiter konnte, flog ein Adler vorbei, der frug ihn: „Schöner Bursche, was liegst du so traurig da?" „Ach," antwortete Giovanninu, „ich bin so matt, daß ich nicht weiter kann." „Setze dich auf meinen Rücken," sprach der Adler, „so will ich dich eine gute Strecke weit tragen." Da setzte er sich auf den Rücken des Adlers, und der Adler stieg mit ihm in die Luft, und flog wie der Wind.

Als sie aber eine Weile geflogen waren, rief der Adler auf einmal: „Fleisch!" „Was soll ich nun thun?" dachte Giovanninu. „Wenn ich ihm kein Fleisch gebe, so wirft er mich herunter." Weil er nun nichts hatte, so schnitt er sich die linke Hand ab und gab sie dem Adler.

Wieder nach einer Weile schrie der Adler: „Fleisch!" Da schnitt sich Giovanninu den linken Arm ab, und gab ihn dem Adler, und weil das Thier immer mehr verlangte, so mußte er sich auch den linken Fuß

und das linke Bein abschneiden. Endlich aber senkte sich der Adler mit ihm hinab, und sprach: „Steige von meinem Rücken, und setze deinen Weg fort.“ „Wie kann ich in diesem Zustande weiter wandern!“ klagte Giovanninu. Da ihn nun der Adler so verstümmelt sah, frug er: „Warum hast du das gethan?“ „Ihr verlangtet ja immer Fleisch, und ich hatte kein andres Fleisch, euch zu geben.“ Da wurde der Adler gerührt, und sprach: „Mache dir keine Sorgen, ich will dich schon heilen.“ Damit brach er die Glieder des armen Giovanninu wieder aus, setzte sie ihm an und sprach: „Ich weiß, daß du ausgewandert bist, die schöne Königstochter zu suchen. So höre denn meinen Rath. Wenn du noch zwei Tagereisen weiter wanderst, so wirst du an ein kleines Häuschen kommen, darin wohnt eine alte weise Frau, die wird dir helfen.“

Also machte sich Giovanninu wieder auf, und wanderte zwei Tage lang, und am Abend des zweiten Tages kam er an ein Häuschen, wie der Adler gesagt hatte. Da klopfte er an, und eine steinalte Frau kam und frug ihn, was er wolle. „Ich bin ein armer Jüngling,“ erwiderte Giovanninu, „erweist mir die Barmherzigkeit und laßt mich diese Nacht hier ruhen.“ „Komm herein, mein Sohn,“ sprach die Alte, machte ihm die Thüre auf, und gab ihm zu essen und zu trinken. Dann frug sie ihn: „Was führt dich denn in diese einsame Gegend?“ Da erzählte er ihr Alles, was vorgefallen war, und sprach: „Das und Das ist mir begegnet, nun rathet mir, wie ich die schöne Königstochter wiederfinden soll.“ „Schlafe für jetzt,“ erwiderte die Alte, „morgen früh will ich dir sagen, was du thun sollst.“ Da legte sich Giovanninu hin und schlief ruhig bis zum Morgen, und als er aufwachte, gab ihm die Alte noch etwas zu essen, und sprach: „Die Königstochter wohnt in der und der Stadt, wandre so lange bis du hinkommst. Hier gebe ich dir auch eine Zaubergerte. Wenn du nun in der Stadt sein wirst, so laß dir den Palast des Königs weisen, und in der Nacht befiehl der Gerte, so wird ein Palast entstehen, viel schöner als der des Königs, und dem königlichen grade gegenüber. Was du aber um die Königstochter ausgestanden hast, das lasse du sie nun auch entgelten.“ Damit gab ihm die Alte die

Zaubergerte, und Giovanninu bedankte sich vielmals, und wanderte wieder weiter.

Als er nun noch einige Zeit gewandert war, kam er endlich in die Stadt, wo die Königstochter wohnte, und ließ sich gleich vor den königlichen Palast führen, und merkte sich genau wo er stand. In der Nacht aber schlich er mit seiner Zaubergerte hin und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" frug die Gerte. Da wünschte er sich einen Palast, mit Allem ausgestattet. Dazu Wagen und Pferde und alle Dienerschaft; und sogleich stand ein wunderschöner Palast da, wie er nicht schöner sein konnte. Die Diener kamen herbei, und wuschen den Giovanninu, und legten ihm kostbare Kleider an, und da wurde er ein so schöner Jüngling, daß ihn kein Mensch erkennen konnte.

Als nun am nächsten Morgen die Königstochter den wunderschönen Palast sah, war sie sehr erstaunt und sprach: „Sind es denn meine Augen, oder ist wirklich über Nacht ein so schöner Palast entstanden?" Wie sie noch so dachte, erschien Giovanninu am Fenster, sie aber erkannte ihn nicht. Weil er jedoch ein so schöner Jüngling war, so entbrannte sie in heftiger Liebe zu ihm und sprach: „Dieser soll mein Gemahl sein und kein anderer." Also versuchte sie, ihn zu grüßen und mit ihm Bekanntschaft zu schließen, er aber that, als sehe er sie nicht. Je gleichgültiger er sich aber zeigte, desto heftiger liebte sie ihn. Da nähte sie zwölf Hemden von der allerfeinsten Leinwand, und legte sie auf einen silbernen Präsentirteller, und bedeckte sie mit einem wunderschönen gestickten Tuch, rief ihren Diener, und schickte ihn damit zu Giovanninu und ließ ihm sagen: „Die Königstochter hier gegenüber läßt euch grüßen, und läßt euch bitten, diese Hemden ihr zu Liebe zu verbrauchen." *) Als nun der Diener Giovanninu diese Botschaft brachte, antwortete dieser: „Schön, ich wollte heute eben Wischtücher in die Küche kaufen; bringet diese in die Kirche. Und saget eurer Herrin, ich ließe ihr vielmals danken."

Der Diener kam ganz verstört zur Königstochter und sprach: „Ach,

*) Mi voi struditi pi l' amuri soi.

königliche Hoheit, dieser Herr muß viel reicher sein als ihr. Denkt euch nur, die schönen Hemden hat er in die Küche bringen lassen, um die Kessel damit auszuwischen."

Da wurde die Königstochter sehr traurig, und nahm einen goldnen Armleuchter, der war so schön, daß man nichts schöneres sehen konnte. Diesen Armleuchter schickte sie dem schönen Giovanninu, und ließ ihm sagen: „Die Königstochter schickt euch viele Grüße; ihr möchtet diesen Leuchter ihr zu Liebe neben eurem Bette brennen lassen." Als aber der Diener zu Giovanninu kam, und ihm die Botschaft brachte, antwortete dieser wieder: „Schön, der Leuchter kommt mir eben recht; ich wollte ja heute eine Küchenlampe kaufen. Bringet den Leuchter in die Küche, eurer Herrin aber sagt, ich ließe ihr vielmals danken."

Der Diener kam zurück, und brachte seiner Herrin die Antwort; und die Königstochter wurde immer trauriger. Da rief sie ihren vertrautesten Diener, und schickte ihn zu Giovanninu und ließ ihm sagen: „Die Königstochter ist in heftiger Liebe zu euch entbrannt, und läßt euch fragen, ob sie nicht die Ehre haben kann, euch zu ihrem Gemahl zu erwählen." Da das Giovanninu hörte, antwortete er: „Wenn die Königstochter meine Gemahlin werden will, so muß sie sich in einem Sarge, wie eine Todte, mit Priestern und Musik, durch die ganze Stadt tragen lassen, und endlich vor meinem Fenster vorbeikommen."

Als die Königstochter das hörte, ließ sie sich in einen Sarg legen, und durch die ganze Stadt tragen, und die Priester begleiteten sie mit brennenden Kerzen, und alles Volk lief mit. Wie sie aber unter dem Fenster vorbeikam, wo Giovanninu stand, spuckte dieser vor ihr aus, und rief mit lauter Stimme: „Um eines Mannes willen erträgst du solche Schmach? Nun wird dir vergolten für Alles, was ich deinetwegen habe leiden müssen!" Da erkannte sie ihn, und stürzte sich vom Sarg herunter, lief zu ihm und fiel vor ihm nieder und sprach: „Giovanninu, mein lieber Giovanninu, vergib mir! Ach, wie viel hast du mich leiden lassen!" „So viel habe ich für dich gelitten," antwortete Giovanninu, „darum wollte ich, du solltest auch meinetwegen leiden."

Da umarmten sie sich, und es war große Freude im ganzen Land, und sie hielten drei Tage Festlichkeiten, und heiratheten sich. Als aber der alte König starb, ward Giovanninu König. Und so lebten sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

## 61. Von einem muthigen Königssohn, der viele Abenteuer erlebte.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei Söhne, die sie über die Maßen lieb hatten. Eines Tages wollte der König über Land gehen, und sprach zu seinem ältesten Sohne: „Morgen will ich über Land gehen, willst du mit mir kommen?" „Ja wohl, Vater," antwortete der Sohn, und so zogen sie am nächsten Morgen aus, nahmen ein gutes Mittagsessen mit und großes Gefolge.

Als sie nun weit weg vom Hause waren, kamen sie an ein wunderschönes Hochthal, das war so schön, daß der Königssohn ganz entzückt war, und sprach: „Lieber Vater, wie schön ist es hier; bleiben wir hier, und essen wir zu Mittag." „Gehen wir noch ein wenig weiter," sprach der König, „wir kommen gleich an einen viel schönern Ort." Da gingen sie noch weiter, und kamen in eine ganz öde, fremde Gegend, und als sie da durchgegangen waren, kamen sie an ein zweites Hochthal, das strahlte ganz von lauterem Gold; der Boden, die Berge, Alles war von Gold. „O, lieber Vater, wie schön ist es hier," sprach der Königssohn, „nun müßt ihr mir aber auch die Gnade erweisen, und müßt mir hier ein kleines Haus hinbauen lassen, denn ich will nicht zur Stadt zurückkehren." „O, mein Sohn, bist du toll?" rief der König. „Wie kannst du denn hier bleiben, so fern von deiner Mutter, und von mir, und wer soll denn bei dir bleiben?" „Nein, Vater, ich verlange es als eine Gnade, und ihr müßt sie mir zugestehen." Um nun den Sohn zufrieden zu stellen, ließ der Vater sogleich Maurer und Schreiner aus der Stadt rufen, und befahl ihnen, binnen dreien Tagen ein Landhaus zu bauen

Als es fertig war, zog der König nach Hause, und der Königssohn blieb allein in seiner neuen Wohnung. Er aß und trank voller Freude, und als es spät geworden war, legte er sich zu Bett. Um Mitternacht aber hörte er auf einmal ein furchtbares Getöse, Kettengerassel und Donnern, so daß ihm ganz bang zu Muthe wurde und er zum Hause hinauslief. Kaum hatte er das Haus verlassen, so stürzte es mit großem Gepolter zusammen. Da erschrak er noch viel mehr, und lief in die Stadt zurück, so schnell er laufen konnte.

Die Mutter hatte immerfort geweint über ihren armen verlorenen Sohn. Als er nun auf einmal wiederkam, war sie hoch erfreut. „Nun, bist du wieder da?" frug der König seinen Sohn; der antwortete: „Es war nicht möglich, auszuhalten; wenn ihr wüßtet, welch ein Lärm und Getöse auf einmal losbrach."

Der zweite Sohn aber spottete über seinen ältesten Bruder, und rief: „Seht einmal den Helden, der sich vor etwas Lärm gefürchtet hat! Lieber Vater, nun müßt ihr auch mir die Gnade erweisen, und mir ein Landhaus an denselben Ort hinbauen lassen." „Mein Sohn, was fällt dir ein! nein, du darfst nicht von mir fortziehen," jammerte die Mutter, und auch der König sagte: „Was habt ihr denn für Einfälle! bleibe doch bei uns, und schlage dir die Sache aus dem Sinn." Der Königssohn aber war eigensinnig, und bat so lange, bis der König endlich nachgab, und ihm in dasselbe Hochthal ein Landhaus bauen ließ, das war noch fester als das erste. Dann begleitete er seinen zweiten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück. Der Königssohn aß und trank, und freute sich über sein schönes Haus, und als es Nacht wurde, legte er sich hin und schlief ein. Um Mitternacht aber erwachte er von einem furchtbaren Lärm, ebenso wie sein Bruder, und als er erschrocken zum Hause hinauslief, stürzte dasselbe hinter ihm zusammen, also daß er so schnell als möglich nach der Stadt zurückkehrte.

Der König und die Königin empfingen ihn mit großer Freude, der jüngste Bruder aber fing an zu spotten: „Nun seid ihr zu zweien! Ist es denn möglich, daß ihr nicht im Stande gewesen seid, auszuhalten?

Vater, nun müßt ihr mir die Gnade erweisen, und müßt mir auch ein Häuschen hinbauen lassen.“ Nun fing die Königin aber laut an zu jammern und zu klagen, denn der jüngste Sohn war ihr Liebling, und auch der König war zornig und sprach: „Ich möchte doch wissen, was ihr für ein Vergnügen an diesem Abenteuer findet! deine Brüder sind glücklich entkommen, wer weiß, wie es dir ergehen kann. Ich will und will nicht, daß du auch hinziehst!“ Der Königssohn aber antwortete: „Meinen Brüdern habt ihr ihren Wunsch erfüllt, und mir wollt ihr nun nicht die Gnade erweisen?“ Und ließ ihm keine Ruhe, bis der König endlich den Befehl gab, die Baumeister sollten an demselben Ort ein drittes Landhaus bauen. Als es fertig war, begleitete der König seinen dritten Sohn hin, nahm Abschied von ihm, und ließ ihn allein zurück.

Der Königssohn aß und trank, als es aber dunkel wurde, legte er sich nicht schlafen, sondern zündete ein Licht an, und stellte es auf einen Tisch; davor stellte er einen Sessel, setzte sich hinein, und zündete sich seine lange Pfeife an, und rauchte nun ganz ruhig und behaglich. Um Mitternacht ging dasselbe furchtbare Getöse wieder an, er ließ sich aber nicht stören, sondern rauchte ruhig weiter. „Bum! bum!“ ging es durch das ganze Haus; die Thüren sprangen von selbst auf, und ein wilder Mann trat herein. „Was unterstehst du dich, auf meinem Grund und Boden dein Haus zu bauen?“ brüllte er den Königssohn an, der aber antwortete gar nichts, sondern rauchte ruhig weiter, und was der wilde Mann auch sagen mochte, so ließ er sich nicht aus seiner Ruhe bringen. Der wilde Mann fuhr in der Stube herum, schaute Alles an, und drohte dazwischen wieder dem Königssohn. Als es aber ein Uhr schlug, verschwand er, und Alles wurde ruhig. Da legte der Königssohn sich zu Bette, und schlief ruhig bis zum Morgen. Als er aber erwachte, sah er, daß das ganze Haus golden geworden war. Die Wände, der Boden, das Dach, Alles war von lauterm Golde und strahlte in der Sonne.

Unterdessen warteten der König und die Königin auf ihren Sohn, und da er nicht kam, sprachen sie: „Wir wollen uns Alle zusammen aufmachen, und sehen, was aus ihm geworden ist.“

Also machten sie sich mit ihren beiden ältesten Söhnen auf den Weg, als sie aber das goldne Haus von weitem leuchten sahen, und den Königssohn wohlbehalten am Fenster stehen, waren sie sehr erfreut, und umarmten und küßten ihn. Da führte er sie im ganzen Hause herum, und sie aßen und tranken mit einander, und nach dem Essen sprach der Jüngste zu seinen Brüdern: „Wir wollen nun ein wenig spazieren gehen." Das waren sie zufrieden, und so zogen sie alle drei zusammen aus. Da sie nun ein Weilchen gegangen waren, kamen sie an einen tiefen, tiefen Brunnen, in dem war kein Wasser. „Das ist doch merkwürdig," sprach Einer von ihnen, „da ist ja ein Brunnen ohne Wasser; wir wollen hinuntersteigen, und sehen, was es da unten gibt." „Ja," riefen die andern, „und wir wollen das Loos ziehen, um zu sehen, wer zuerst hinunter soll." Da zogen sie das Loos, und da es den Aeltesten traf, so band er sich einen Strick um den Leib, nahm ein Glöckchen mit, und ließ sich hinunter. Immer tiefer und tiefer ging es, auf einmal erhob sich ein solcher Lärm und Kettengerassel, mit Blitz und Donner, daß er erschrak, sein Glöckchen läutete, und sich eiligst hinaufziehen ließ.

Nun war die Reihe am Zweiten; es ging ihm aber nicht besser; als er den Lärm hörte, erschrak er so sehr, daß er das Glöckchen läutete, und sich wieder hinaufziehen ließ.

„Ihr seid Helden!" rief der Jüngste, „ich sehe schon, ich muß selbst hinunter." Da band er sich den Strick um den Leib, nahm das Glöckchen mit, und stieg hinunter. Er hörte wohl den furchtbaren Lärm, den Donner und das Kettengerassel, aber er kümmerte sich nicht darum, sondern setzte seinen Weg ruhig weiter fort. Als er nun auf dem Grunde des Brunnens ankam, band er sich los, und sah sich um; da sah er, daß er in einem herrlichen Garten war, und vor ihm stand ein wunderschönes Mädchen, das sprach leise zu ihm: „O, unglückseliger Jüngling, willst du hier dein Leben verlieren? Fliehe so schnell du kannst." „Warum sollte ich fliehen?" frug der Königssohn. „Ach," antwortete sie, „hier wohnt ein wilder Mann, der hält mich und meine beiden älteren Schwestern gefangen, und wenn er dich sieht, so frißt er dich." „Sei

ohne Sorge," sprach er, „ich will dich und deine Schwestern erlösen. Sage mir nur, wenn der wilde Mann schläft, so will ich herzuschleichen und ihn tödten." Da ward das schöne Mädchen sehr froh, und zeigte dem Jüngling, wo er sich verstecken sollte, und sagte ihm, sie wäre eine Königstochter. Als aber der wilde Mann schlief, rief sie den Königssohn, der zog sein gutes Schwert, und schlich hinzu, und haute dem wilden Mann den Kopf ab. Die drei Schwestern dankten ihm, und dann gingen sie alle vier an den Grund des Brunnens, um sich wieder hinaufziehen zu lassen. Da band er zuerst die älteste Königstochter fest, und läutete mit dem Glöckchen, und als die Brüder das Zeichen hörten, zogen sie an dem Strick, und meinten, ihren Bruder herauszuziehen. Als sie aber das schöne Mädchen sahen, das ihnen sagte, wie der Königssohn sie und ihre Schwestern erlöst hatte, wurden sie sehr froh, und warfen gleich den Strick hinunter, und zogen auch die zweite Königstochter heraus. „Höre," sprach nun die jüngste Königstochter zum jüngsten Königssohn, „laß dich zuerst hinaufziehen, denn deine Brüder möchten sonst Verrath an dir üben." „Ach nein, das werden sie nicht thun," antwortete er, „wie kann ich dich auch hier unten allein lassen?" „Ach, thu es mir zu Liebe, und steige zuerst hinauf," bat sie immer wieder, er aber wollte nicht, so daß sie sich endlich an den Strick binden lassen mußte. Vorher aber gab sie ihm eine Zaubergerte und sprach: „Im schlimmsten Falle wird dir diese Gerte heraushelfen." Da nahm er die Gerte, und gab ihr einen Ring mit einem Stein: „Bewahre diesen Ring wohl," sprach er, „denn wenn der Stein anfängt zu leuchten, so ist es ein Zeichen, daß ich dir nahe bin." Als nun die Brüder die dritte Königstochter auch herausgezogen hatten, wurden sie von Neid erfüllt gegen ihren jüngsten Bruder, der so Vieles vollbracht hatte. Da drohten sie den Schwestern und sprachen: „Wenn ihr uns nicht schwöret, daß ihr unsern Eltern sagen wollet, wir hätten euch erlöst, so bringen wir euch um. Und wenn sie nach unserm jüngsten Bruder fragen, so müsset ihr sagen, ihr hättet ihn nie gesehen." Die drei Schwestern wollten nicht, und baten die bösen neidischen Brüder: „Ach, verrathet doch euren unglücklichen Bruder nicht. Seht,

wir sind drei, und ihr seid drei, weßhalb also wollet ihr ihn verlassen?" Die beiden Brüder aber antworteten: „Wenn ihr nicht schwören wollt, so tödten wir euch." Also mußten die armen Mädchen schwören, und die beiden Brüder brachten sie zu ihren Eltern. „Seht, lieber Vater und liebe Mutter, diese Mädchen haben wir aus der Gewalt eines wilden Mannes errettet," sprachen sie, und der König und die Königin waren hoch erfreut, und sagten: „So sollen auch zwei von ihnen eure Gemahlinnen werden. Wo aber ist euer jüngster Bruder?" „Der hat sich von uns getrennt," antworteten sie, „und wir haben ihn nicht wieder gesehen."

Als nun der jüngste Sohn nicht mehr nach Hause kam, fing die Königin an zu jammern und zu klagen, und es war große Trauer im ganzen Land.

Als jedoch einige Zeit vergangen war, heiratheten die beiden Brüder die beiden älteren Königstöchter; die Jüngste aber wollte sich nicht verheirathen, obgleich der König und die Königin sie immer baten, sich einen Mann auszuwählen. — Lassen wir sie nun, und sehen uns nach dem armen jüngsten Königssohne um.

Er wartete eine lange Zeit, ob der Strick nicht wieder herunterkommen würde; endlich aber mußte er sich überzeugen, daß seine Brüder ihn verrathen hatten. „Sie hatte recht, daß sie mich zuerst hinauflassen wollte," dachte er, verlor aber den Muth nicht, sondern zog sogleich seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Einen Adler!" Sogleich senkte sich ein Adler herab, und frug nach seinem Begehr. „Nimm mich auf deinen Rücken, und trage mich an die Oberwelt." „Gut," antwortete der Adler, „aber nimm Fleisch mit." Da ging der Königssohn in den Garten, wo eine ganze Heerde Ochsen war, schlachtete einen davon, schnitt ihn in tausend Stücke, und steckte sie in seinen Sack. Dann setzte er sich dem Adler auf den Rücken, und der Adler flog mit ihm auf. Während des Fliegens aber verlangte er immer Fleisch, und der Königssohn gab ihm jedesmal ein Stück von dem Ochsen. Nun war aber der Brunnen sehr tief, und das Fleisch ging zu Ende,

noch ehe sie oben angekommen waren. Da nun der Adler wieder mit lauter Stimme nach Fleisch verlangte, dachte der Königssohn: „Wenn ich ihm nichts gebe, so läßt er mich fallen, und ich stürze mich zu Tode." Und da er nichts anderes hatte, so schnitt er sich die beiden Beine ab, und gab sie ihm. und als der Adler immer wieder nach Fleisch schrie, so schnitt er sich auch noch die beiden Arme ab, und gab sie ihm, und blieb ihm also nur der Rumpf übrig. Als sie nun oben ankamen, legte ihn der Adler nieder, und sprach: „Nun geh nach Haus." „Wie kann ich gehen, in diesem Zustand?" antwortete der Arme. Da der Adler ihn so verstümmelt sah, frug er: „Warum hast du dich denn so zugerichtet?" „Ihr verlangtet ja fortwährend nach Fleisch, und da der Ochse fertig war, blieb mir nichts anderes übrig, als euch mein eigenes Fleisch zu geben." Da ward der Adler ganz gerührt, und brach die Glieder wieder aus, und heilte ihn. Der Königssohn aber legte unscheinbare Kleider an, schwärzte sein Gesicht, und wanderte so nach der Stadt, wo der König und die Königin wohnten.

Wie er sich nun der Stadt näherte, fing der Ring der Königstochter an zu leuchten, und sie dachte: „Was ist denn das? mein Ring fängt an zu leuchten, nun kann auch mein Freund nicht fern sein." Und obgleich der König und die Königin immer wieder in sie drangen, sich einen Mann auszusuchen, antwortete sie doch nur: „Ich habe keine Lust mich zu verheirathen, und von allen den Freiern gefällt mir keiner."

Als der Königssohn nun in die Stadt kam, ging er zu dem Hofschneider der Königin, und sprach zu ihm: „Ich bin hier fremd, und bin ein armer Bursche; wollt ihr mich als euren Burschen behalten, so will ich euch treu dienen." „Ich kann dir aber nichts geben als zu essen, und ein Zimmerchen zum Schlafen," antwortete der Schneider. „Das ist mir auch genug," sprach der Königssohn, und blieb bei dem Schneider und diente ihm. Er wollte sich aber niemals waschen und ordentlich kleiden, also daß er bald ganz schmutzig aussah.

Unterdessen wünschten der König und die Königin immer die jüngste Königstochter zu verheirathen, und führten ihr täglich neue Freier zu,

sie aber wollte Keinen. Da sprach eines Tages der König zu ihr: „Sieh, mein Kind, wir sind Beide alt, und Leben und Tod sind in Gottes Hand. Wenn uns etwas zustoßen sollte, so würdest du ganz allein zurückbleiben. Darum thu es uns zu Liebe, und wähle dir einen Mann aus. Morgen werde ich verkünden lassen, alle Königssöhne, Fürstensöhne und reiche Herren sollen sich hier einfinden, um drei Tage lang ein großes Turnier*) zu halten. Da soll Jeder zu Pferd an deinem Balkon vorbeireiten, und der dir am besten gefällt, dem wirfst du dein Taschentuch hinunter." Die Königstochter willigte endlich nach vielem Ueberreden ein, und der König ließ überall verkündigen, er werde ein großes Turnier halten, und alle Söhne von Königen, oder Fürsten, oder Baronen sollten sich einfinden, damit die Königstochter Einen davon zu ihrem Mann erwähle. Zugleich sprach er zur Königin: „Laß ihr königliche Kleider anfertigen, denn wenn sie einen Mann gewählt hat, so soll noch denselben Tag die Hochzeit sein."

Da ließ die Königin ihren Hofschneider kommen, und befahl ihm, die Kleider für die Königstochter zu machen, „und binnen drei Tagen müssen sie fertig sein," sprach sie, „sonst gilt es deinen Kopf." Der Schneider versprach es, da er aber noch viele andre Kleider zu nähen hatte, so konnte er die Kleider für die Königstochter nicht machen. Der erste und zweite Tag vergingen, der dritte brach an, und noch waren die Kleider nicht einmal angefangen. Seine Frau fing an laut zu jammern: „Ach, warum sagtest du es nicht, daß du die Kleider nicht machen könntest? nun wirst du morgen deinen Kopf verlieren."

Als der Königssohn das Jammern hörte, frug er, was da sei. „Ach Peppe, lieber Peppe," klagte die Frau, „kannst du uns nicht helfen? Morgen früh muß mein Mann diese Kleider fertig haben, sonst kostet es ihm sein Leben, und nun sind sie nicht einmal angefangen." „Was geht mich das an?" brummte Peppe, „da seht ihr selbst zu." Weil aber die Frau nicht nachließ mit Jammern und Klagen, sagte er endlich: „Was

*) Giustra.

ihr für einen Lärm macht! Bringet die Kleider in meine Kammer, so will ich sehen, ob ich euch helfen kann." Da brachten sie die Kleider in seine Kammer, und er legte sich schlafen. Der Schneider aber und seine Frau konnten vor Angst nicht schlafen, und liefen an seine Thür, und die Frau schaute durchs Schlüssolloch, und sprach: „Ach, er schläft, er hat sich noch nicht an die Arbeit gesetzt." Da klopften sie und riefen: „Peppe, lieber Peppe, setze dich doch an die Arbeit." „Wollt ihr mich wohl in Ruhe schlafen lassen?" brummte Peppe, und sie mußten wieder zu Bette gehen. Nach einer Stunde liefen sie wieder hin, und sahen, daß die Kleider immer noch nicht angefangen waren. „Peppe, du Unglückskind, du wirst uns noch verderben!" „Was macht ihr denn für einen schrecklichen Lärm," brummte Peppe, „nicht einmal schlafen kann ich." So trieben sie es die ganze Nacht.

Am Morgen aber, als der Schneider und seine Frau eben nicht hinter der Thüre standen, zog der Königssohn seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Ein wunderschönes königliches Kleid, wie es kein schöneres auf der Welt gibt!" Sogleich lag da ein wunderschönes Kleid, wie kein Schneider es hätte machen können, und als der Schneider und seine Frau wieder an die Thüre klopften, machte er ihnen auf, und gab ihnen das wunderschöne Kleid. Da waren sie voller Freude, und umarmten ihn, und dankten ihm, und die Frau brachte ihm eine schöne Tasse warmen Kaffee. „Jetzt bringe ich das Kleid sogleich zur Königstochter," rief der Schneider, „und du sollst es hintragen, und das Geschenk dafür in Empfang nehmen." „Laßt mich doch in Ruhe," sprach der Peppe, „was soll ich bei der Königstochter? Ich will gar kein Geld." „Komm doch mit," sagte der Schneider, „warum sollte ein andrer das Geschenk bekommen, das dir doch gebührt."

Da ließ sich Peppe bereden, nahm das Kleid und ging mit dem Schneider in den königlichen Palast.

Wie er sich aber dem Palaste näherte, leuchtete der Stein im Ringe der Königstochter immer heller, also daß sie voll Freude dachte: „Mein Freund ist mir gewiß ganz nahe; ach, wenn er nun doch erscheinen

wollte!" Wie sie noch so dachte, kam ein Diener und meldete ihr, der Schneider und sein Bursche seien draußen und hätten das bestellte Kleid mitgebracht. „Lasset sie hereinkommen," sprach sie, und als sie herein-traten, strahlte der Stein so hell, daß selbst das Gesicht der Königstochter davon wie verklärt wurde. Ihr Herz aber sagte ihr: „Dieser schmutzige Bursche ist dein Freund, und kein anderer." Da betrachtete sie das Kleid, und es gefiel ihr so wohl, daß sie eine Börse mit Goldstücken nahm, und sie dem Peppe reichte. Der aber sagte: „Was soll ich mit eurem Gold? Ich will nichts." „Nimm es doch," sprach der Schneider, „ich kann dir dann einen saubern Anzug machen." So beredete er ihn endlich, daß er das Geld nahm. Die Königstochter aber dachte: „Wenn er wirklich ein armer Bursche wäre, so würde er das Geld nicht ausgeschlagen haben. Es ist kein Zweifel, dieser Bursche ist mein Freund." Und als der Schneider und Peppe das Zimmer verließen, verlor der Stein wirklich etwas von seinem Glanz.

Nun kam aber die Zeit heran, daß das Turnier gehalten werden sollte, und am ersten Tage sprach der Schneider zu Peppe: „Komm mit, wir wollen auch das schöne Schauspiel sehen." „Was frage ich nach euren schönen Schauspielen," brummte Peppe, „geht ihr nur ohne mich."

Als nun alle die Freier zu Pferde saßen, ritten sie an dem königlichen Schlosse vorbei zuerst die Königssöhne, dann die Söhne von Fürsten, zuletzt die Söhne von Baronen und anderen reichen Herren. Die Königstochter stand im Balkon, und hielt ein weißes Tuch in der Hand, und Jeder dachte: „Mir wirft sie es gewiß herab." Sie warf es aber Keinem herunter, und den nächsten Tag mußten die Freier alle zum zweitenmale an ihr vorbeireiten. Es ging ihnen aber ebenso wie den ersten Tag; sie warf ihr Tuch Keinem herunter.

Nun kam der dritte Tag. „Peppe," sprach der Schneider zu seinem Burschen, „heute mußt du mit mir gehen, du sollst sehen, das Turnier wird dir gewiß gefallen." „Laßt mich doch in Ruhe," brummte Peppe, „was soll ich bei eurem Turnier." Der Schneider aber ließ ihm keine Ruhe, bis Peppe sich bereden ließ, mit ihm zu gehen.

Als sie nun vor das Schloß kamen, waren die meisten Freier schon vorbeigeritten, und die Königstochter hielt noch immer das weiße Tuch in der Hand. Da sie aber ihren Ring plötzlich hell leuchten sah, merkte sie, daß der Königssohn in der Nähe sein müsse, und als sie den Schneider und seinen schmutzigen Burschen erblickte, beugte sie sich herab, und ließ ihr Tuch auf Peppe fallen.

Als der König und die Königin sahen, wen die Königstochter sich zum Mann erwählt hatte, wurden sie sehr zornig und sprachen: „So viele reiche Freier hast du verschmäht, und hast nun deine Augen auf einen schmutzigen Schneidersburschen geworfen? So sollst du ihn auch haben; heute noch aber mußt du den Palast verlassen, und Aussteuer geben wir dir auch keine mit." „Wie ihr wollt," sprach sie, „aber dieser soll mein Mann sein, und kein andrer."

Da wurde die Hochzeit gehalten, und Peppe und die Königstochter mußten sogleich das Schloß verlassen, und in ein kleines Häuschen ziehen, das dem königlichen Palaste gerade gegenüber lag. Peppe aber gab sich seiner Frau nicht zu erkennen, doch leuchtete der Ring und strahlte, daß es eine Pracht war.

Nun sprachen eines Tages die beiden älteren Brüder zu einander: „Heute wollen wir uns mit dem dummen Peppe einen Spaß machen. Wir wollen mit ihm auf die Jagd gehen, und wetten, wer von uns die meisten Vögel schießt." So thaten sie, und als sie in den Wald kamen, trennten sie sich, und Jeder ging auf eine Seite hinaus. So viel aber die beiden älteren Brüder auch herumlaufen mochten, sie fanden auch nicht einen einzigen Vogel. Peppe hingegen schoß eine solche Menge Vögel, daß er sie gar nicht zu tragen vermochte. Als sie nun wieder zusammen kamen, und die Beiden sahen, wie glücklich der dumme Peppe gewesen war, baten sie ihn: „Ach, lieber Peppe, gib uns doch die geschossenen Vögel, wir geben dir dafür, was du willst." „Wenn ich euch meine Vögel geben soll," sprach Peppe, „so müßt ihr es auch geschehen lassen, daß ich Jedem von euch zwei schwarze Flecken auf die Schultern mache." Weil nun die Brüder so gerne die Vögel haben wollten, so

dachten sie: „Es sieht uns hier ja doch niemand," zogen ihre Kleider von den Schultern, und Peppe machte Jedem zwei schwarze Flecken auf den Rücken und gab ihnen die Vögel. Als sie aber nach Hause kamen, rühmten sie sich, sie hätten so viele Vögel geschossen.

So verging noch einige Zeit, und der Königssohn ließ sich von Allen „der dumme Peppe" nennen, und sie spotteten immer über ihn. Endlich aber dachte er: „Nun ist's genug." Da nahm er in der Nacht seine Zaubergerte hervor, und sprach: „Ich befehle!" „Was befiehlst du?" „Daß mein Häuschen zu einem wunderschönen Palast werde, mit Allem, was dazu gehört."

Als nun die Königstochter am andern Morgen erwachte, lag sie in einem schönen Bette, und ihr einfaches Zimmer war so groß und so schön geworden, und wie sie sich noch darüber wunderte, ging die Thüre auf, und der Königssohn kam herein, hatte sich gewaschen und königliche Kleider angelegt, und war noch viel schöner als früher. Da erkannte sie ihn, umarmte ihn voller Freude, und sprach: „Der Ring sagte es mir ja, daß du mein lieber Gemahl wärest; warum hast du dich denn nicht zu erkennen gegeben?" „Weil ich erst meine Brüder prüfen wollte," antwortete er.

Als nun die Königin aufwachte, und den schönen Palast sah, ward sie auch ganz verwundert, und sprach: „Was ist denn das? Dort stand ja gestern noch das kleine Häuschen, in welchem Peppe wohnt, und nun steht da ein wunderschöner Palast." Da schickte sie sogleich einen Diener hin und ließ der Königstochter sagen, die Königin wolle sie heute bei sich zum Essen sehen, und Peppe solle auch kommen. Als die Königstochter nun mit dem schönen Jüngling erschien, sprach die Königin zu ihr: „Hast du deinen Peppe schon satt, daß du mit diesem feinen Herrn kommst?" Sie aber antwortete: „Liebe Mutter, das ist ja Peppe, mein lieber Mann." Und der Königssohn sagte: „Liebe Mutter, erkennt ihr mich nicht mehr? Ich bin ja euer jüngster Sohn. Meine beiden Brüder haben mich verrathen und im Brunnen zurückgelassen; ich bin aber doch wieder an die Oberwelt gekommen, und bin verkleidet in die Stadt

gezogen. Die Königstochter aber hat mich erkannt, und zu ihrem Mann erwählt."

Als der König und die Königin das hörten, wurden sie hoch erfreut, und umarmten ihren lieben Sohn, und der König sprach: „Nach meinem Tode sollst du König sein. Deine Brüder aber sollen zur Strafe für ihren Verrath mein Reich verlassen."

Und so geschah es, die beiden neidischen Brüder mußten das Reich verlassen; der König aber hielt eine große Festlichkeit für seinen jüngsten Sohn. Und so blieben sie reich und getröstet, wir aber sind hier sitzen geblieben.

## 62. Die Geschichte von Bensurdatu.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten drei wunderschöne Töchter. Diese Töchter hatten sie über die Maßen lieb, und thaten Alles, um sie zufrieden und glücklich zu sehen.

Eines Tages nun sprachen die drei Königstöchter: „Lieber Vater, wir möchten so gerne heute aufs Land fahren, und dort zu Mittag essen." „Ja, liebe Kinder, thun wir das," sprach der König, und gab sogleich seine Befehle. Ein schönes Mittagessen wurde bereitet, und der König, die Königin und ihre drei Töchter fuhren aufs Land. Als sie nun gegessen hatten, sprachen die drei Mädchen: „Liebe Eltern, wir wollen uns ein wenig im Garten ergehen. Wenn ihr wieder nach Hause fahren wollt, so ruft uns nur." Kaum aber waren die drei Mädchen in den Garten getreten, so senkte sich eine große schwarze Wolke herab, und trug sie fort.

Nach einer Weile wollten der König und die Königin nach Hause zurückkehren, und riefen deßhalb ihre Töchter, die waren aber nirgends zu finden. Sie suchten im ganzen Garten, im Hause, auf dem Felde, — vergebens, die drei Mädchen waren und blieben verschwunden. Denkt euch den Schmerz des Königs und der Königin. Die arme Mutter jammerte den ganzen Tag, der König aber ließ verkündigen, wer ihm

seine Töchter wiederbringe, solle Eine davon zur Frau haben und nach ihm König werden.

Nun befanden sich am Hofe zwei junge Generale, die sprachen zu einander: „Wir wollen uns aufmachen, und die Königstöchter suchen, vielleicht ist es unser Glück." Also machten sie sich auf, und es hatten Jeder ein schönes Pferd, ein Bündel Kleider und etwas Geld. Sie mußten aber eine lange, lange Zeit reiten, also daß ihr Geld zu Ende ging, und sie ihre Pferde verkaufen mußten. Nach einiger Zeit ging auch dieses Geld zu Ende, und sie mußten auch ihre Kleider verkaufen. Endlich blieben ihnen nur die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen. Da es sie nun hungerte, traten sie in ein Wirthshaus, und ließen sich zu essen und zu trinken geben. Als sie aber bezahlen wollten, sprachen sie zum Wirth: „Wir haben kein Geld, und haben nichts mehr als unsere Kleider. Nehmt diese als Bezahlung, und gebt uns statt dessen eine ärmliche Kleidung, so wollen wir bei euch bleiben und euch dienen." Der Wirth war es zufrieden, brachte ihnen ärmliche Kleider, und so blieben die beiden Generale bei ihm und dienten ihm.

Unterdessen warteten der König und die Königin voll Sehnsucht auf ihre lieben Kinder, die kamen aber nicht wieder, und die Generale auch nicht. Nun hatte der König einen armen Soldaten, der Bensurdatu hieß, und ihm schon viele Jahre treu gedient hatte. Als Bensurdatu sah, daß der König immer so traurig war, sprach er eines Tages zu ihm: „Königliche Majestät, ich will ausziehen, und eure Töchter suchen." „Ach, Bensurdatu, drei Töchter habe ich schon verloren, und zwei Generale dazu, soll ich dich auch noch verlieren?" Bensurdatu aber sprach: „Lasset mich nur ziehen, königliche Majestät; ihr sollt sehen, daß ich euch eure Töchter zurückbringe."

Da willigte der König ein, und Bensurdatu zog aus, und machte denselben Weg, den die Generale vor ihm gemacht hatten. Endlich kam er an dasselbe Wirthshaus und verlangte zu essen. Da kamen die beiden Generale, um ihn zu bedienen, in ärmlicher Kleidung; er erkannte sie aber doch, und frug ganz erstaunt, wie sie dahin gekommen seien. Sie

erzählten ihm Alles, und Bensurdatu rief den Wirth herbei, und sprach: „Gib den Beiden ihre Kleider zurück, so will ich dir bezahlen, was sie schuldig sind." Da nun der Wirth die Kleider brachte, legten die Generale dieselben wieder an, und machten sich dann mit Bensurdatu wieder auf den Weg, um die schönen Königstöchter zu suchen.

Sie wanderten wieder eine lange Zeit, und kamen endlich in eine öde, wilde Gegend, wo weit und breit keine menschliche Wohnung zu sehen war. Als es aber schon dunkelte, sahen sie von ferne ein Licht, und da sie näher hinzu gingen, fanden sie ein kleines Häuschen und klopften an. „Wer ist da?" frug eine Stimme. „Ach, erweiset uns die Barmherzigkeit, und gebet uns ein Nachtlager," antwortete Bensurdatu, „wir sind müde Wandrer und haben uns verirrt." In dem Häuschen aber wohnte eine steinalte weise Frau, die machte ihnen auf und ließ sie herein. „Woher kommt ihr, und wohin geht ihr?" frug sie. Da antwortete Bensurdatu: „Ach, gute Alte, wir haben eine schwere Arbeit unternommen; wir sind ausgezogen, die drei Töchter des Königs zu suchen." „O, ihr Unglücklichen! das werdet ihr nimmer ausführen können, denn die Königstöchter sind von einer schwarzen Wolke geraubt worden, und dort, wo sie jetzt sind, kann sie Niemand finden." Da bat Bensurdatu die Alte, und sprach: „Wenn ihr wisset, wo sie sind, so saget es uns, denn wir wollen unser Glück versuchen." „Wenn ich es euch auch sage," sprach die Alte, „so könnet ihr sie doch nicht erlösen; denn dazu müßt ihr in einen tiefen Brunnen hinuntersteigen, und wenn ihr unten angekommen seid, so werdet ihr zwar die Königstöchter finden, aber die beiden Aelteren sind von zwei Riesen bewacht, und die Jüngste ist in der Gewalt eines Lindwurms mit sieben Köpfen." Da das die Generale hörten, fürchteten sie sich, und wollten nicht weiter, Bensurdatu aber sprach: „So weit sind wir gekommen, nun müssen wir auch die Arbeit vollenden. Saget uns, wo dieser Brunnen ist, so wollen wir morgen früh hingehen." Da sagte es ihnen die Alte, und gab ihnen etwas Käse, Wein und Brot, damit sie sich stärken sollten, und nachdem sie gegessen hatten, legten sich Alle schlafen.

Am nächsten Morgen bedankten sie sich bei der weisen Frau und zogen dann weiter.

So wanderten sie, bis sie zum Brunnen kamen, und der eine General sprach: „Ich bin der Aelteste, und will zuerst hinuntersteigen." Er ließ sich an einem Strick festbinden, nahm ein Glöckchen mit, und fing an hinunter zu steigen. Kaum aber war er ein wenig in die Tiefe gekommen, so ertönte ein solches Donnern und Getöse, daß er ganz erschreckt das Glöckchen läutete, und sich so schnell als möglich wieder hinaufziehen ließ.

Nun kam der zweite General an die Reihe, es ging ihm aber nicht besser als dem ersten. Als er das Getöse hörte, erschrak er so, daß er sein Glöckchen läutete, und sich eilig wieder hinaufziehen ließ.

„Was seid ihr für tapfere Leute," rief Bensurdatu, „jetzt will ich es auch einmal versuchen." Da ließ er sich anbinden, und ließ sich herzhaft in den Brunnen hinab, und als er das Donnern hörte, dachte er: „Lärme du nur, mir thust du damit nicht weh." Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, fand er sich in einem großen, schönen Saal, und in der Mitte saß die älteste Königstochter, und vor ihr saß ein großmächtiger Riese, den mußte sie lausen, und er war dabei eingeschlafen. Als sie nun Bensurdatu erblickte, winkte sie ihm, um ihn zu fragen, weßhalb er gekommen sei. Da zog er sein Schwert, und wollte auf den Riesen zu; sie machte ihm aber schnell ein Zeichen, sich zu verstecken, denn der Riese war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menschenfleisch!" „Ach, wo sollte das Menschenfleisch herkommen," antwortete sie, „es kommt ja kein Mensch zu uns; schlaft nur ruhig wieder ein." Als aber der Riese schlief, machte ihr Bensurdatu ein Zeichen, sie solle sich ein wenig zurückbiegen, zog sein Schwert, und hieb mit einem Streich den Kopf des Riesen ab, daß er in eine Ecke flog. Die Königstochter aber war hoch erfreut, und dankte ihm, und schenkte ihm eine goldne Krone. „Jetzt zeiget mir, wo eure Schwester ist," sprach Bensurdatu, „ich will sie auch erlösen."

Da machte die Prinzessin eine Thür auf, und führte ihn in einen

zweiten Saal, darin saß die zweite Königstochter, und der Riese saß vor ihr, den mußte sie lausen, und er war dabei eingeschlafen. Als sie aber hereinkamen, machte ihnen die Königstochter ein Zeichen, sie sollten sich verstecken, denn der Riese war aufgewacht, und brummte: „Ich rieche Menschenfleisch!" „Wo sollte das Menschenfleisch herkommen!" antwortete sie, „es kann ja Niemand hereindringen; schlaft nur ruhig ein." Als er aber schlief, kam Bensurdatu hervor, und hieb ihm mit einem Streiche den Kopf ab, daß derselbe weit weg flog. Die Königstochter dankte ihm voller Freude, und schenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt will ich auch noch eure jüngste Schwester erlösen," sprach Bensurdatu; die Königstochter aber erwiderte: „Ach, das wird dir nimmer gelingen, denn sie ist in der Gewalt eines Lindwurms mit sieben Köpfen." „Führet mich nur hin," antwortete Bensurdatu, „ich will ihn schon bekämpfen."

Die Königstöchter machten ihm eine Thür auf, und da er hereintrat, stand er in einem großen Saal; darin war die jüngste Königstochter mit schweren Ketten gefesselt, vor ihr aber lag ein Lindwurm mit sieben Köpfen, der war grauenhaft anzusehen, und richtete sich auf, um den armen Bensurdatu zu verschlingen. Der aber verlor den Muth nicht, sondern kämpfte mit dem Lindwurm, bis er ihm alle sieben Köpfe abgehauen hatte. Dann löste er die Ketten, mit denen die arme Königstochter gefesselt war, und sie umarmte ihn voll Freude, und schenkte ihm auch eine goldne Krone. „Jetzt wollen wir auch an die Oberwelt zurückkehren," sprach Bensurdatu, führte sie zu dem Grunde des Brunnens, und band die älteste Königstochter fest, und als er läutete, zogen die Generale sie glücklich hinauf. Dann warfen sie den Strick wieder hinunter, und Bensurdatu band die zweite fest.

Nun waren nur noch die Jüngste und Bensurdatu übrig; da sprach sie: „Lieber Bensurdatu, thu mir den Gefallen, und laß dich zuerst hinaufziehen, denn sonst üben die Generale einen Verrath an dir aus." „Nein, nein," antwortete Bensurdatu, „ich will dich nicht hier unten lassen, sei ohne Sorgen, meine Gefährten werden mich nicht verrathen."

Da sprach die Königstochter: „Wenn du denn nicht anders willst, so will ich mich zuerst hinaufziehen lassen. Eines aber verspreche ich dir: Wenn du nicht kommst um mein Gemahl zu werden, so werde ich mich niemals verheirathen." Nun band er die Königstochter fest, und die Generale zogen sie hinauf.

Als sie aber nun den Strick noch einmal hinabwerfen sollten, wurde ihr Herz von Neid erfüllt gegen den armen Bensurdatu, also daß sie ihn verriethen und verließen. Die Königstöchter aber bedrohten sie, und zwangen sie zu schwören, sie würden ihren Eltern sagen, die beiden Generale hätten sie erlöst. „Und wenn man euch nach Bensurdatu fragt, so saget, ihr hättet ihn nicht erblickt," sprachen sie. Also mußten die Königstöchter schwören, und die beiden Generale brachten sie an den Hof; und der König und die Königin waren voll Freude, als sie ihre lieben Kinder wiedersahen. Weil aber die Generale erzählten, sie hätten die Königstöchter erlöst, so gab ihnen der König voll Freude seine beiden ältesten Mädchen zu Gemahlinnen. — Lassen wir sie nun, und sehen nach dem armen Bensurdatu.

Erst wartete er eine lange Zeit, als aber der Strick nicht wieder heruntergeworfen wurde, merkte er, daß seine Gefährten ihn verrathen hatten, und dachte: „Ach, wehe mir! wie kann ich nun wieder hinaus." Da ging er durch alle Säle, und in einem derselben sah er einen schön gedeckten Tisch, und da ihn hungerte, setzte er sich hin und aß. Nun mußte er eine lange Zeit dort unten bleiben, denn er fand kein Mittel, wieder hinauszukommen.

Eines Tages aber, da er durch die Säle ging, sah er an der Wand einen Geldbeutel hängen, und als er ihn in die Hand nahm, da war es ein Zauberbeutel, der sprach: „Was befiehlst du?" Da wünschte er sich aus dem Brunnen heraus zu sein, und als er oben war, wünschte er sich ein großes, schönes Schiff, bemannt und bereit zur Abfahrt. Und kaum hatte er es sich gewünscht, so lag da ein wunderschönes Schiff, und vom Maste wehte eine Fahne, darauf stand: „König von drei Kronen." Da setzte er sich aufs Schiff, und fuhr in die Stadt, wo der König

wohnte, und als er in den Hafen kam, fing er an zu schießen. Als das der König hörte, und das schöne Schiff sah, dachte er: „Was muß das für ein mächtiger Herrscher sein, der drei Kronen hat, und ich habe nur eine." Deßhalb fuhr er ihm entgegen, und lud ihn ein, in sein Schloß zu kommen, und dachte: „Das wäre ein Mann für meine jüngste Tochter; denn die jüngste Königstochter war noch immer nicht verheirathet, und so viele Freier auch um sie geworben hatten, sie hatte Keinen angenommen.

Als nun der König mit Bensurdatu kam, erkannte sie ihn nicht, weil er so prächtige königliche Kleider trug. Der König aber sprach zu ihm: „Edler Herr, nun wollen wir essen und fröhlich sein, und wenn es möglich ist, so erweiset mir die Ehre, und nehmet meine jüngste Tochter zur Gemahlin." Bensurdatu war es zufrieden, und sie setzten sich Alle zum Mahle nieder, und waren fröhlich und guter Dinge; nur die jüngste Königstochter war traurig, denn sie dachte an Bensurdatu. Da sprach der König zu ihr: „Liebe Tochter, dieser edle Herrscher will dich zu seiner Gemahlin erheben." „Ach, lieber Vater," antwortete sie, „ich habe ja keine Neigung, mich zu verheirathen." Da wandte sich Bensurdatu zu ihr, und sprach: „Wie aber, edles Fräulein, wenn ich Bensurdatu wäre, würdet ihr mich da wohl heirathen?" Und als ihn alle verwundert anschauten, fuhr er fort: „Ja, ich bin Bensurdatu, und so und so ist es mir ergangen."

Als der König und die Königin das hörten, wurden sie hoch erfreut, und der König sprach: „Lieber Bensurdatu, du sollst meine jüngste Tochter zur Gemahlin haben, und wenn ich einst sterbe, so sollst du die Krone erben. Ihr Verräther aber müsset meine Staaten verlassen, und euch nie wieder blicken lassen."

Also mußten die beiden Generale das Reich verlassen; der König aber hielt drei Tage Festlichkeiten, und verheirathete seine jüngste Tochter mit Bensurdatu. Und so blieben sie zufrieden und glücklich, wir aber haben das Nachsehen.

---

## 63. Die Geschichte von dem Seminaristen, der die Königstochter erlöste.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten eine einzige Tochter, die sie über alle Maßen liebten. Nun begab es sich eines Tages, als die Königstochter sieben Jahr alt war, daß sie mit ihrer Amme und ihrer Kammerfrau auf die Terrasse ging, weil die Sonne so schön schien. Als sie oben waren, sprach die Königstochter zur Amme: „Setze dich hin, ich will dich kämmen.“ „Ach, königliche Hoheit,“ antwortete die Amme, „das ist ja keine Beschäftigung für euch.“ Die Königstochter aber bestand darauf, wie Kinder eben sind, und um ihr den Willen zu thun, setzte sich die Amme hin und ließ sich von ihr kämmen. Mit Einemmale aber senkte sich eine schwarze Wolke herab, hüllte die Königstochter ein und entführte sie.

Denkt euch den Jammer der Kammerfrau und der Amme; sie liefen hinunter und erzählten weinend der Königin Alles, und die Königin fing auch an zu jammern, und es war ein großes Trauern im ganzen Palast. Der König ließ überall nachforschen; aber vergebens, sie war nicht wiederzufinden, und viele Jahre vergingen, ohne daß man etwas von ihr hörte.

Nun wohnte in derselben Stadt eine arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn. Sie waren aber so arm, daß sie oft nichts zu essen hatten. Ein guter Freund hatte einmal dem Jüngling einen alten Seminaristenanzug geschenkt, in dem ging er hin und diente die Messen in den Kirchen, und erwarb sich so ein Stückchen Geld, um sich und seine Mutter kümmerlich zu ernähren.

Es waren ungefähr acht oder neun Jahre verflossen, seit die Königstochter geraubt worden war, als sich eines Morgens am Ufer des Meeres ein Brunnen erhob, der ganz voll Wasser war. Darüber verwunderten sich die Leute sehr, gingen zum König, und erzählten ihm: „Königliche Majestät, diesen Morgen ist auf der Marina ein Brunnen erschienen, der war früher nicht da und ist ganz voll Wasser.“ Da befahl der

König, es solle neben dem Brunnen den ganzen Tag ein Soldat Schildwache stehen, und ließ im ganzen Land verkünden, wer hinuntersteigen könne, und ihm Nachricht bringen, wie es da unten aussehe, der solle nach ihm König sein.

Da versuchten es Viele, und ließen sich in den Brunnen hinab, sowie aber das Wasser ihnen über dem Kopfe zusammenschlug, mußten sie elendiglich ertrinken.

Nun dachte eines Tages der Sohn der Wittwe: „So Viele haben es versucht und es ist ihnen nicht gelungen; so will ich auch einmal mein Glück versuchen, vielleicht geht es mir besser." Also machte er sich auf den Weg, ohne seiner Mutter etwas zu sagen, und kam an den Brunnen, wo ein Soldat Schildwache hielt. „Heda, guter Freund! wollt ihr mir den Gefallen thun, und mich in den Brunnen hinablassen?" „Geht nach Haus, Landsmann!" antwortete der Soldat. „Es haben schon so Viele ihr Leben gewagt, und Keiner ist lebendig herausgekommen." „Vielleicht bin ich glücklicher," sprach der Seminarist*), „laßt mich nur hinunter." Da band ihn der Soldat am Strick fest, und gab ihm ein Glöckchen in die Hand, und ließ ihn hinab. Aber siehe da! als seine Füße das Wasser berührten, theilte es sich auseinander, also daß er ungefährdet hinunterkam. Ueber seinem Haupte aber schlug das Wasser wieder zusammen. Als er nun auf den Grund des Brunnens kam, schaute er sich um, und erblickte eine Thür, die war ganz von Silber. Da sprang er hinzu, schob den Riegel zurück und öffnete sie. Nun kam er in einen großen Raum, und sah gegenüber eine zweite Thür, die war von Gold, und als er den Riegel zurückschob und die Thüre aufmachte, sah er gegenüber eine dritte Thür, die war ganz diamanten. Da öffnete er auch diese und kam in einen wunderschönen Garten, in dem blühten Blumen von jeder Art, und alle Bäume die es auf Erden gibt, wuchsen darin. Nun ging er durch den Garten, und

*) L'abbatino. — Die Erzählerin nannte den Helden dieser Geschichte stets l'abbatino; stellte aber auf Befragen durchaus in Abrede, daß derselbe ein Geistlicher gewesen sei.

kam an eine prächtige Treppe, und als er auch da hinaufstieg, kam er in einen schönen Saal, in dem stand ein Tisch mit mancherlei guten Speisen bedeckt. „Ei," dachte er, „hier bin ich ja herrlich daran," und aß und trank, was sein Herz begehrte. Als er gegessen hatte, ward er auch müde; da ging er in einen andern Saal, in dem stand ein schöngedecktes Bett, in das legte er sich hinein und schlief bald ein.

Nach einer Weile hörte er sich beim Namen rufen: „Peppino!" „Wer ruft mich?" antwortete er. Da sprach die Stimme: „Ich bin die Königstochter, die vor so viel Jahren von einer Wolke entführt wurde; mich hält ein böser Zauberer gefangen, willst du mich aber erlösen, so ist es dein und mein Glück." „Saget mir, was ich thun soll, um euch zu erlösen," antwortete der Seminarist. „Bleibe nur ruhig hier," sagte sie, „iß und trink, und sei frohen Muthes. Wenn der Augenblick kommt, daß du mich erlösen kannst, so will ich es dir sagen." Also blieb der Seminarist in der Unterwelt, hatte sein gutes Essen und Trinken, und es fehlte ihm an nichts. Auch hatte er ein schnelles Pferd, auf dem er in dem Garten spazieren ritt. In der Nacht aber kam die schöne Königstochter und redete mit ihm. Es mochte nun wohl ein Monat verflossen sein, da sprach die Königstochter eines Abends zu ihm: „Höre, Peppino, morgen früh mußt du wieder an den Brunnen gehen, und dich an die Oberwelt hinaufziehen lassen. In einem Monat und einem Tag aber, genau um Mitternacht, mußt du dich wieder oben einfinden, um dich herabzulassen. Wenn du auch nur um eine Minute zu spät kommst, so ist es schlimm für dich und schlimm für mich. Damit du aber keinen Mangel leiden mögest, so nimm diesen Ring. So oft du ihn am Finger herumdrehst, wirst du die Taschen voll Geld haben. Versäumest du die Stunde, so wird der Ring seine Kraft verlieren. Gib Acht, und vergiß nicht, dich pünktlich einzufinden." Der Seminarist versprach Alles ganz genau zu erfüllen, nahm den Ring und am Morgen ging er zum Grund des Brunnens, band sich an den Strick fest, der noch herunterhing, und läutete mit seinem Glöckchen. Oben stand wie gewöhnlich ein Soldat und hielt Wache neben dem Brunnen. Als der da unten das

Läuten hörte, dachte er: „Sollte Jemand da unten sein?“ und zog an dem Strick, und zog den Jüngling glücklich heraus. Der Seminarist ging sogleich nach dem Hause seiner armen, alten Mutter, die ihn für todt beweinte, klopfte an und sprach: „Liebe Mutter, machet mir auf, denn ich bin euer Sohn, und bin nun wieder da.“ „Ach,“ antwortete sie, „mein Sohn ist gewiß schon todt, denn er hat mich vor einem Monat verlassen, und ist nicht wiedergekommen.“ Er aber rief sie wieder: „Ich bin ganz gewiß euer Sohn, und komme nun mit großen Reichthümern zu euch zurück.“ Da ließ sie sich überreden, und machte die Thür auf, und als sie ihren Sohn erkannte, umarmte sie ihn voller Freude. Er aber kaufte sogleich einen schönen Palast, dem königlichen Schloß gegenüber, kaufte auch reiche Gewänder für sich und seine Mutter und brachte die alte Frau in den Palast.

Als der König hörte, daß ein vornehmer Herr das Haus gegenüber bezogen habe, schickte er ihm einen Diener und ließ ihm sagen, ob er die Ehre haben könne, ihn am Abend bei sich zu sehen. Da ging der Jüngling hin und spielte mit dem König, und wenn er verlor, so drehte er nur am Ring, und sogleich waren seine Taschen voll Geld. So trieb er es jeden Abend, bis ein Monat schon beinahe vergangen war. Als er nun merkte, daß nur noch wenige Tage blieben, drehte er so oft am Ringe, bis er Geld genug gesammelt hatte, damit seine Mutter noch zwanzig Jahr sorgenfrei leben konnte, und sorgte so auf alle Fälle für ihre Zukunft.

Endlich kam der Abend, an welchem er sich um Mitternacht am Brunnen einfinden mußte. Da nahm er Abschied von seiner Mutter, und ging zum letztenmal, um mit dem König zu spielen. In der Hitze des Spiels aber vergaß er auf die Stunde zu achten; denkt euch seinen Schrecken, als er auf einmal Mitternacht schlagen hörte. „Königliche Majestät,“ sprach er, „verzeiht, aber ich kann nicht länger bleiben, ein wichtiges Geschäft zwingt mich, sogleich wegzugehen.“ Als er aber an dem Ringe drehte, blieben seine Taschen leer. Da merkte er, daß der Ring seine Eigenschaft verloren hatte, und sprach: „Schicket morgen zu

meiner Mutter, die wird euch Alles bezahlen, ich aber muß fort." Schnell lief er zum Brunnen, und sprach zum Soldaten, der dort Wache stand: „Guter Freund, erweiset mir den Gefallen, und laßt mich in den Brunnen hinab." „Seid ihr toll," erwiderte der Soldat, „daß ihr euer Leben verlieren wollt?" Der Jüngling aber bestand darauf, und so band ihn der Soldat am Strick fest, und ließ ihn hinab. Wie er nun das Wasser mit den Füßen berührte, theilte es sich vor ihm, und schlug über ihm wieder zusammen. Als er aber unten ankam, was sah er da? Die drei Thüren waren niedergerissen, die Mauern umgefallen; als er in den Garten kam, waren alle Bäume mit den Wurzeln ausgerissen, die Blumen verwelkt; der Stall, in dem sein Pferd stand, war auch zusammengefallen, und das Pferdchen lag todt am Boden. Er eilte zur Treppe, die war aber auch zerstört, und am Fuße der Treppe lag die schöne Königstochter und war todt, und sechs todte Mädchen lagen zu ihrer Rechten, und sechs zu ihrer Linken.

Da fing der Jüngling an zu klagen und zu jammern, und verfluchte sich und sein Geschick. „Bist du wiedergekommen, du Bösewicht!" sprach auf einmal eine Stimme, und als er sich umdrehte, sah er ein ganz altes Mütterchen, das schalt ihn und sprach: „Hast du so dein Wort gehalten? Sieh, das ist nun dein Werk!" „Ach, gute Alte," antwortete er, „ihr habt Recht, und ich habe schwer gefehlt. Aber saget mir nun, wie ich meinen Fehler wieder gut machen kann, so will ich Alles thun." „Was hilft es, daß ich es dir sage," sprach die Alte, „es wird dir doch niemals gelingen." Der Jüngling aber bat sie so lange, bis sie endlich sprach: „Nun denn, so höre. Siehst du den zerstörten Stall? Da mußt du hinaufsteigen, und dieses Schwert mitnehmen. Dann mußt du mit einem Satz dem Pferd auf den Rücken springen, so wird es aufspringen und wieder lebendig werden. Ergreife schnell die Zügel und zieh dein Schwert, denn so wie das Pferd aufspringt, wird ein mächtiger Lindwurm dich anfallen, mit dem mußt du kämpfen. Fürchte dich aber nicht, denn mit diesem Zauberschwert wirst du ihn besiegen. Hast du ihn nun umgebracht, so springe diesen Weg hinauf,

so wird dir ein furchtbarer Riese zu Pferd entgegentreten und wird zu dir sagen: „„O, Kirchenfliege *), was unterstehst du dich in meinem Garten spazieren zu reiten?““ Dann mußt du antworten: „„Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen.““ „„Was, du willst mich bekämpfen, du Kirchenfliege?““ wird er sagen, und du mußt antworten: „„Ich bin so klein und du so groß, aber im Namen Gottes will ich dich besiegen.““ Dann wird der Riese mit dir kämpfen, eine gute Weile lang. Wenn er aber sieht, daß er dir nichts anhaben kann, wird er seinen Handschuh fallen lassen und zu dir sprechen: „„Es ist mir so beschwerlich vom Pferd zu steigen; steige du herab und hole mir meinen Handschuh.““ Hüte dich zu thun, was er dir sagt, es wäre dein Verderben, sondern sage ihm, er könne ihn selbst aufheben. Da aber der Riese ohne Handschuh nicht kämpfen kann, so wird er schließlich vom Pferde steigen, um ihn zu holen. Während er sich nun bückt, mußt du hinzutreten, und ihm mit dem Zauberschwert einen Streich in den Nacken geben, daß er stirbt. Dann untersuche ihn, so wirst du in seinem Kleide einen Bund Schlüssel und einen Bund Federn finden. Damit mußt du in das Haus eilen. In einem Saal ist ein verschlossener Schrank; probire so lange, bis du den Schlüssel dazu gefunden hast, und mache den Schrank auf. Darin stehen eine Menge Fläschchen mit Salben und Elixiren, nimm dasjenige mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und wenn du die Königstochter damit bestreichst, so wird sie erwachen. Dieß mußt du Alles ausführen, wenn du den Muth dazu hast."

Dem Jüngling wurde wohl ein wenig bange, aber er dachte: „Ich stehe in Gottes Hand und so will ich es denn wagen."

Also nahm er das Schwert, und stieg vorsichtig auf den zertrümmerten Stall hinauf. Als er oben war, faßte er festen Fuß, sprang herab und dem Pferde gerade auf den Rücken. Im selben Augenblick sprang das Pferd auf, und unter ihm hervor wälzte sich ein riesiger Lindwurm, und wollte den Jüngling verschlingen. Der aber hatte schon

---

*) Musca di chiesa.

die Zügel ergriffen, und das Zauberschwert gezogen, und begann mit dem Lindwurm zu kämpfen. Der Lindwurm war wohl stark und mächtig, dem Zauberschwert konnte er aber doch nicht widerstehen, nach einigen Streichen hieb ihm der Jüngling den Kopf ab, und der Lindwurm fiel todt hin. Nun sprengte der Jüngling den Weg hinan, den die Alte ihm gezeigt hatte. Er kam aber nicht weit, denn ein großmächtiger Riese ritt ihm entgegen, und rief mit lauter Stimme: „O, Kirchenfliege, was unterstehst du dich, in meinem Garten spazieren zu reiten." Der Jüngling antwortete: „Ich bin gekommen, dich zu bekämpfen." „Was! du willst mich bekämpfen?" rief der Riese mit höhnischem Lachen. „Du winzige Kirchenfliege!" „Ich bin so klein, und du so groß," sprach der Jüngling, „aber im Namen Gottes will ich dich besiegen." „Nun gut denn!" sagte der Riese, „so kämpfen wir." Da fingen sie an und kämpften eine lange Zeit, aber Keiner von ihnen konnte den andern besiegen. Der Riese aber, da er merkte, daß der Jüngling das Zauberschwert hatte, erkannte er wohl, daß er ihn durch Gewalt nicht würde besiegen können, und griff zu einer List. Wie die Alte es vorhergesagt hatte, ließ er seinen eisernen Handschuh fallen, und sprach: „Ich bin so groß, daß es mir schwer wird, vom Pferde zu steigen. So steige nun du ab und hole mir den Handschuh." „Habt ihr den Handschuh fallen lassen, so könnt ihr ihn auch selbst wieder holen," antwortete der Jüngling. „Ach, thu mir doch den Gefallen, und steige vom Pferde," bat der Riese. Der Jüngling aber gedachte der Worte der Alten und antwortete: „Wenn mir mein Handschuh gefallen wäre, so hätte ich ihn mir selbst geholt; nun steiget ihr auch selbst vom Pferde." Da mußte der Riese sich bequemen und vom Pferde steigen, denn ohne seinen eisernen Handschuh verlor er alle Kraft. Als er sich aber bückte, sprang der Jüngling hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg flog. Nun untersuchte er schnell den Riesen, und als er richtig einen Bund Schlüssel und einen Bund Federn auf ihm fand, eilte er ins Haus, und machte den verschlossenen Schrank auf. In dem Schranke standen eine Menge Fläschchen mit Salben und Elixiren; da nahm er dasjenige

mit der Salbe, die die Todten auferweckt, und lief zur schönen, todten Königstochter. Aber als er eine Feder in die Salbe tauchte und ihr damit die Schläfen und die Nasenlöcher rieb, schlug sie auf einmal die Augen auf und war nun ganz lebendig und gesund. Da bestrich er auch ihre zwölf Mädchen mit der Salbe, und siehe da, sie wurden Alle wieder lebendig. Und als er sich umsah, hatten sich auch die Bäume aufgerichtet, und die Blumen blühten im ganzen Garten, und Alles, was zerstört gewesen, stand nun wieder ganz und herrlich da.

Da blieben sie noch einige Tage in dem schönen Garten, und dann nahm die Königstochter Abschied von ihren zwölf Mädchen, die in der Unterwelt zurückblieben. Der Jüngling und die Königstochter aber gingen zu dem Brunnen, um sich hinaufziehen zu lassen. „Höre, Peppino," sprach die Königstochter, „lasse dich zuerst hinaufziehen, denn wenn ein fremder Soldat da oben steht, und ich komme zuerst hinauf, so wird er dich verrathen und dich hier unten lassen." Peppino wollte anfangs nicht, da sie ihn aber so bat, so that er ihr den Willen, band sich am Strick fest, und gab das Zeichen mit dem Glöckchen. Oben stand ein Soldat und hielt Wache; da der das Läuten hörte, dachte er: „Sollte wohl Jemand unten im Brunnen sein? Ich will einmal am Stricke ziehen." Da zog er am Strick, und der Jüngling kam glücklich oben an, band sich los, und warf den Strick wieder hinunter. „Ist denn noch Jemand unten?" frug der Soldat. „Jawohl," antwortete der Jüngling, „hilf mir nur ziehen." Als aber die wunderschöne Königstochter ans Licht kam, dachte der Soldat bei sich: „Wäre sie zuerst heraufgekommen, so hätte ich dich nimmer herausgezogen!"

Der Jüngling brachte die Königstochter nun nach Hause zu seiner alten Mutter, die sich sehr freute, als sie ihren lieben Sohn wiedersah. „Was thun wir nun?" frug der Jüngling. „Soll ich dich gleich zu deinem Vater führen?" „Nein," antwortete sie, „thu was ich dir sage. Geh heute Abend zu meinem Vater, um zu spielen. Wenn ihr nun eine Weile gespielt habt, so sprich zu ihm: „„Königliche Majestät, wir spielen hier jeden Abend, wie wäre es, wenn Jeder zur Abwechselung eine

Geschichte erzählte?"" Gewiß wird dann mein Vater die Geschichte erzählen, wie ich geraubt worden bin. Dann frage ihn: „„Königliche Majestät, wenn euch Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm geben?"" Seine Antwort aber überbringe mir."

Am Abend ging der Jüngling zu Hofe, und spielte mit dem König. Nach einer Weile aber sprach er: „Königliche Majestät, wir spielen nun schon den ganzen Abend; wie wäre es, wenn wir zur Abwechselung einmal eine Geschichte erzählten?" „Ach," antwortete der König, „ihr andern könnt wohl Geschichten erzählen; ich aber könnte euch nur ein trauriges Ereigniß aus meinem Leben erzählen." „Was ist denn das, königliche Majestät? Erzählt es uns doch." Da erzählte der König, wie vor so vielen Jahren seine einzige Tochter verschwunden sei, und wie er seitdem nichts wieder von ihr gehört habe. „Aber," saget mir, königliche Majestät," sprach darauf der Jüngling, „wenn euch nun Einer eure Tochter wiederbrächte, welchen Lohn würdet ihr ihm wohl geben?" „Ach," antwortete der König, „wenn mir Einer meine liebe Tochter wiederbrächte, so sollte er sie zur Gemahlin erhalten und sollte nach mir König sein." Der Jüngling sagte nun nichts mehr, aber am andern Morgen erzählte er Alles der Königstochter; die sprach: „Gut, heute Abend erzähle dem König, du habest eine Schwester, und frage, ob du sie wohl einmal an den Hof bringen dürftest."

Als nun der Jüngling am Abend wieder beim König war, sagte er so im Gespräch: „Königliche Majestät, ich habe zu Hause eine Schwester, die wirklich ein schönes Mädchen ist. Wenn ihr es erlaubt, so möchte ich sie wohl einmal mitbringen." „Thu das," antwortete der König, „ich werde mich sehr freuen, sie zu sehen." Der Jüngling überbrachte der Jungfrau die Antwort des Königs, und sie sprach: „Heute Abend werde ich dich begleiten."

Als sie nun am Abend zu Hofe ging und in den Saal trat, war sie so schön, daß Alle sie verwundert betrachteten. Der König aber ließ sie sich gegenüber sitzen, und während er spielte, schaute er immer zu ihr hinüber, und es war ihm, als müsse er sie kennen. „Seht dies schöne

Mädchen an," sprach er zu seinen Ministern, „gleicht sie nicht meiner verlorenen Tochter?" „Ach, was denkt ihr, königliche Majestät," antworteten die Minister, „eure Tochter ist ja seit so vielen Jahren verschollen." Der König aber rief die Königin herbei und sprach: „Ach, sehet doch das Mädchen an; gleicht es nicht unserer armen Tochter?" „Ja," sprach die Königin, „es sind wohl dieselben Züge." Als aber die Königstochter sah, daß ihre Eltern sie so anschauten, konnte sie nicht länger an sich halten, und rief aus: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich bin ja eure verloren gegangene Tochter!"

Denkt euch nun, wie Alles in Aufruhr kam. Die Königin wurde vor Schrecken und Freude ohnmächtig, und man mußte ihr zu Hilfe eilen, und auch der König wußte sich nicht zu fassen. Endlich aber sprach er: „Wenn du unsere Tochter bist, so erzähle uns, wie es dir ergangen ist." Da antwortete sie: „So und so ist es mir ergangen, und dieser Jüngling ist mein Retter, der mich aus der Gewalt des bösen Zauberers befreit hat."

Als der König und die Königin das hörten, wurden sie sehr froh, und umarmten ihre Tochter und den Jüngling mit großer Freude, und der König sprach: „Du hast meine Tochter erlöst, und sollst sie nun zur Gemahlin haben, und nach mir König sein."

Da wurde eine glänzende Hochzeit gehalten, mit vielen Festlichkeiten; und sie lebten glücklich und zufrieden, wir aber sind hier sitzen geblieben.

## 64. Die Geschichte von der Fata Morgana.

Es war einmal ein mächtiger König, der hatte drei schöne Söhne, von denen war der Jüngste auch der schönste und klügste. Der König wohnte in einem herrlichen Schloß mit einem prächtigen Garten, in dem wuchsen viele Bäume mit seltenen Früchten und schönen Blumen, die gar lieblich dufteten.

Nun begab es sich eines Morgens, daß der König in den Garten

ging, um seine Früchte zu besehen, und fand, daß an einem Baume das Obst fehlte. „Das ist doch merkwürdig," dachte er, „der Garten hat ja eine hohe Mauer; wie kann denn Jemand hineindringen?" Da rief er seine Söhne zusammen, und erzählte es ihnen, und der Aelteste sprach: „Lieber Vater, bekümmert euch nicht darum; diese Nacht will ich Wache halten, und den Dieb entdecken."

Am Abend nahm der Königssohn sein Schwert, und setzte sich in den Garten. Gegen Mitternacht aber wurde er von einem tiefen Schlaf befallen, und als er aufwachte, war es heller Tag, und von einem andern Baume war wieder das Obst gestohlen. Der König und seine zwei jüngeren Söhne liefen herbei, der Aelteste aber sprach: „Was wollt ihr? Als es spät wurde, konnte ich mich des Schlafes nicht mehr erwehren, und unterdessen ist wieder Jemand gekommen, und hat noch mehr Früchte gestohlen."

„Heute Abend will ich wachen," rief der zweite Sohn, „vielleicht geht es mir besser." Es ging ihm aber nicht besser; denn gegen Mitternacht überfiel ihn ein tiefer Schlaf, und als er aufwachte, war es heller Tag, und auf einem dritten Baum war wieder das Obst gestohlen worden. „Lieber Vater," sprach der zweite Sohn zum König, „es ist nicht meine Schuld. Ich konnte mich des Schlafs nicht erwehren, und unterdessen ist der Dieb wiedergekommen, und hat noch einen Baum geplündert."

„Heute Abend ist an mir die Reihe," rief der Jüngste, „ich will doch sehen, ob ich mich des Schlafes nicht erwehren kann." Am Abend nahm er sein Schwert, und ging in den Garten; er setzte sich aber nicht, sondern ging immer auf und ab. Um Mitternacht sah er auf einmal einen Riesenarm über die Mauer hereinreichen, und Obst pflücken. Da zog er behende sein Schwert, und hieb den Arm ab. Der Riese stieß einen Schrei aus, und lief fort; der Königssohn aber kletterte schnell über die Mauer, und verfolgte die Blutspuren, denn der Riese war schon längst verschwunden. Endlich, an einem tiefen Brunnen, hörten die Blutspuren auf. „Gut," dachte der Königssohn, „morgen will ich dich schon wiederfinden," kehrte in den Garten zurück, und legte sich ruhig

schlafen. Am Morgen kamen der König und die beiden Brüder in den Garten, um zu sehen, was der Jüngste gemacht hatte. Da zeigte er ihnen den Riesenarm, und sprach zu seinen Brüdern: „Nun, liebe Brüder, wollen wir uns aufmachen, und den Riesen noch weiter verfolgen." Also nahmen sie einen langen Strick mit, und ein Glöckchen, und machten sich auf den Weg.

Als sie nun zum Brunnen kamen, sprach der älteste Bruder: „Hu! was ist der tief, da will ich nicht hineinsteigen!" Der zweite schaute auch in den Brunnen, und sagte dasselbe; der jüngste aber sprach: „Ihr seid Helden! Bindet mir den Strick um den Leib, so will ich mich schon hinunter wagen." Da banden sie ihn fest, und er nahm das Glöckchen mit, und ließ sich in den Brunnen hinab. Der Brunnen war sehr tief; endlich aber kam er doch auf den Grund, und fand sich in einem schönen Garten. Auf einmal standen drei wunderschöne Mädchen vor ihm, die frugen ihn: „Was willst du hier thun, du schöner Jüngling? Flieh, so lange es noch Zeit ist; wenn der böse Zauberer dich findet, so wird er dich fressen, denn weil ihm diese Nacht der Arm abgehauen worden ist, so ist er noch viel böser als sonst." Bekümmert euch nicht, schöne Mädchen," antwortete der Königssohn, „ich bin ja eben deßhalb gekommen, um den Zauberer zu ermorden." „Wenn du ihn ermorden willst, so mußt du dich eilen," sprachen die Mädchen, „denn jetzt, so lange er schläft, kannst du ihn vielleicht bezwingen." Da führten sie ihn in einen großen Saal, wo der Riese am Boden lag und schlief; der Königssohn schlich sich leise hinzu, und hieb ihm mit einem Streich den Kopf ab, daß er weit weg in die Ecke flog. Die schönen Mädchen aber dankten ihm voller Freude und sprachen: „Wir sind drei Königstöchter, und der böse Zauberer hielt uns hier gefangen. Du aber hast uns erlöst, und darum soll Eine von uns deine Gemahlin sein." Da antwortete er und sprach: „Für jetzt wollen wir aus dieser Unterwelt wieder in die Oberwelt zurückkehren. Dann wollen wir weiter darüber sprechen." Da band er zuerst die älteste Schwester am Stricke fest, gab das Zeichen mit dem Glöckchen, und die beiden ältesten Brüder zogen sie hinauf. Als nun der Aelteste

das schöne Mädchen erblickte, rief er: „Ei, welch ein schönes Gesicht! Die soll meine Frau werden!" Sie aber antwortete: „Zieht erst meine Schwester hinauf, dann wollen wir das Uebrige besprechen." Als sie nun die zweite Königstochter herauszogen, war sie noch schöner als die erste, und der älteste Königssohn rief wieder: „Ei, welch ein schönes Gesicht! Dieses Mädchen soll meine Gemahlin werden!" Nun war noch die jüngste Königstochter unten. Als der Königssohn sie nun auch am Stricke festband, sprach er zu ihr: „Du mußt auf mich warten ein Jahr, einen Monat und einen Tag; wenn ich bis dahin nicht wiederkomme, darfst du dich verheirathen." Dann gab er das Zeichen mit dem Glöckchen, und die Brüder zogen auch die jüngste Königstochter heraus. Als sie aber über den Rand des Brunnens erschien, war sie schöner als die Sonne und der Mond, und der älteste Königssohn rief: „Ei, welch schönes Gesicht! Dies Mädchen soll meine Gemahlin sein," und böse Gedanken kamen in seine Seele. „Ach," sagte die Königstochter, „werft doch eurem Bruder den Strick hinab; denn er wartet ja unten darauf." Da warfen sie den Strick hinab; der Königssohn aber war klug, und weil er seinen beiden Brüdern nicht traute, so nahm er einen großen, schweren Stein, und band ihn an den Strick. Die Königssöhne aber meinten, sie zögen ihren Bruder heraus, und als sie dachten, jetzt sei er wohl halbwegs, schnitten sie den Strick ab, und der Stein fiel hinunter und zersprang in tausend Stücke.

Da sah der Königssohn, wie schlimm seine Brüder es mit ihm gemeint hatten, und mußte nun unten bleiben. „Ach," dachte er, „wer wird mir wohl hier heraushelfen!" Da wanderte er durch das ganze Schloß und kam zuletzt auch an einen Stall, darin stand auch ein schönes Pferd. Wie er es nun so streichelte, that das Pferd seinen Mund auf, und sprach: „Du hast den Riesen ermordet, der mein Herr und Gebieter war, und nun sollst du mein Gebieter sein. Wenn du aber meinen Rath folgen willst, so bleibe hier bis ich es dir sage." Also blieb der Königssohn in der Unterwelt, und fand in dem schönen Palaste Alles, was er brauchte.

Unterdessen waren seine Brüder mit den drei schönen Mädchen zu ihrem Vater zurückgekehrt, hatten ihm Alles erzählt und gesagt, der Strick wäre gerissen, während sie ihren jüngsten Bruder hätten heraufziehen wollen, und der Unglückliche wäre in den Brunnen zurückgefallen, und todt geblieben. Da fing der alte König an laut zu weinen und zu jammern, und konnte sich gar nicht trösten.

Als nun einige Zeit vergangen war, heirathete der älteste Königssohn die älteste Königstochter, und der Zweite nahm die Mittlere zur Frau; die Jüngste wollte sich aber nicht verheirathen. So lebten die beiden Brüder in Frieden und Ruhe, und dachten nicht an ihren jüngsten Bruder, den sie doch ermordet hatten. Der König aber konnte seinen armen Sohn nicht vergessen, und weinte Tag und Nacht um ihn, so daß er endlich über dem vielen Weinen das Gesicht verlor. Da wurden alle Aerzte des ganzen Landes berufen, aber Keiner konnte ihm helfen, und Alle sagten: „Hier gibt es nur ein Mittel, das ist das Wasser der Fata Morgana. Wer damit seine Augen wäscht, wird wieder sehend. Wer aber kann das Mittel finden!" Da sprach der König zu seinen Söhnen: „Hört ihr, was die Aerzte sagen, meine Söhne! Ziehet aus, und verschaffet mir das Wasser der Fata Morgana, daß ich wieder sehend werde." Die beiden Brüder machten sich also auf und zogen durch die ganze Welt, aber umsonst; sie konnten die Fata Morgana nicht finden.

Nun lassen wir sie, und sehen wir, was aus dem jüngsten Bruder in der Unterwelt geworden ist.

Der lebte also ruhig in seinem unterirdischen Schloß und es mangelte ihm nichts. Da sprach eines Tages das Pferd zu ihm: „Soll ich dir etwas sagen? Dein Vater ist vom vielen Weinen um dich blind geworden, und die Aerzte haben ihm gesagt, ihm könne nichts helfen, als das Wasser der Fata Morgana. Darum sind deine Brüder ausgezogen es zu suchen, doch werden sie es nicht finden, denn wie könnten sie zur Fata Morgana gelangen! Ich aber weiß, wo die Fata Morgana wohnt, denn sie ist meine Schwester. So setze dich nun auf meinen Rücken, dann wollen wir ausziehen und das Wasser holen." Da bestieg der

Königssohn das Pferd und sie zogen fort. Das Pferd aber sprach: „Um das Wasser zu holen, braucht es sehr viel, denn meine Schwester ist stark und mächtig, und wir können es nur durch List bekommen. Darum höre auf meine Worte und merke dir Alles genau. Zuerst wirst du an ein großes Thor kommen, das immer auf und zu schlägt, also daß man nicht hindurch kann. Nimm aber eine starke Eisenstange mit, und stecke sie zwischen die beiden Thorflügel, so wird ein Spalt bleiben, durch den wir uns hindurch zwängen können. Dann wirst du eine riesige Scheere sehen, die immer auf und zu geht, und Alles zerschneidet, was hindurch will. Nimm eine Rolle Papier mit, netze sie, und stecke sie zwischen die Scheere, so wird eine Oeffnung bleiben, durch die wir hindurch können. Sind wir aber der Scheere entkommen, so werden sich zwei Löwen auf uns stürzen um uns zu verschlingen, darum mußt du eine Ziege mitnehmen, und die eine Hälfte davon nach rechts, die andre nach links werfen, so werden sie sich damit beschäftigen und uns ziehen lassen. Dann kommen wir in einen schönen Garten, in dem ist ein Brunnen, daraus tropft eine Flüssigkeit, das ist der Schweiß meiner Schwester, den zu holen du gekommen bist. Stelle ein Fläschchen darunter, daß jeder Tropfen aufgefangen wird. Neben dem Brunnen steht ein Granatbaum, mit schönen Granatäpfeln; pflücke drei davon, sie werden dir nützen."

Der Königssohn versprach Alles getreulich zu befolgen, und so ritt er auf seinem Pferdchen davon und kam endlich an das große Thor, das mit vielem Lärm auf und zu schlug, so daß Niemand hindurch konnte. Doch der Königssohn steckte eine starke Eisenstange zwischen die beiden Thorflügel, da beruhigte sich das Thor, und es blieb eine Spalte, durch die er sich mit seinem Pferde hindurch zwängen konnte. Dann kam er an eine riesige Scheere, die ging immer auf und zu, und war so scharf und groß, daß sie einen Menschen mitten durchschneiden konnte. Der Königssohn aber steckte die nasse Rolle Papier dazwischen, und während die Scheere sich damit beschäftigte, kam er glücklich hindurch. Kaum aber war er der Scheere glücklich entronnen, als zwei grimmige Löwen sich auf ihn stürzten, um ihn zu verschlingen. Da zerriß er die Ziege, und

warf die Hälfte nach rechts und die Hälfte nach links, und die Löwen stürzten sich auf das Fleisch, und ließen ihn mit seinem Pferde durch. So kam er denn endlich in den schönen Garten, in dem der Brunnen stand. Da stieg er ab, zog sein Fläschchen hervor, und stellte es unter den Brunnen, um die Tropfen des kostbaren Wassers aufzufangen. Dann pflückte er die drei Granatäpfel und verwahrte sie. Nun hätte er den Worten des Pferdes folgen sollen, und geduldig warten, bis das Fläschchen voll war. Weil aber das Wasser nur tropfenweise kam, ward ihm die Zeit zu lang, und er dachte: „Während das Fläschchen sich füllt, könnte ich wohl ein wenig das Schloß betrachten, und sehen, wie es darinnen aussieht. Da ging er die Treppe hinauf, und trat in das Schloß, und sah so viele Schätze und Kostbarkeiten, daß kein Mensch es glauben kann, und je weiter er ging, desto herrlichere Sachen fand er. Endlich kam er auch in einen prächtigen Saal, in dem lag auf einem Ruhebette die Fata Morgana, und sie war so schön, daß sie mit sieben Schleiern bedeckt war, und ihre Schönheit doch durch alle sieben Schleier hindurch leuchtete. Da beugte sich der Königssohn über sie, und nahm ihr die sieben Schleier weg, und als er sah, wie schön sie war, entbrannte er in heftiger Liebe zu ihr, neigte sich und küßte sie. Kaum hatte er ihr aber den Kuß gegeben, so ergriff ihn eine furchtbare Angst, daß er mit den Schleiern in der Hand entfloh und aus dem Schlosse lief. Am Brunnen war unterdessen das Fläschchen voll geworden, er ergriff es, warf sich aufs Pferd und sprengte davon.

Die Fata Morgana aber war von dem Kusse aufgewacht, und als sie sich entblößt sah, sprang sie auf, um den Königssohn zu verfolgen. „O, Löwen," rief sie, „warum habt ihr diesen Jüngling durchgelassen? Kommet und helfet mir, ihn zu verfolgen!" Da sprangen die Löwen auf, und setzten dem Königssohne nach. „Schau dich um," sprach das Pferd, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die schöne verfolgt uns mit zwei grimmigen Löwen!" „Sei nicht bang, und wirf einen Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn einen Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein breiter Strom, der

floß von lauter Blut. Die Fata Morgana und die beiden Löwen wurden dadurch aufgehalten, und als sie endlich hinüber kamen, hatte der Königssohn einen tüchtigen Vorsprung. Die Fata Morgana war aber doch noch schneller, und holte ihn bald wieder ein. „Schau dich um," sprach das Pferdchen, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana ist dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf den zweiten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn den zweiten Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein Berg von lauter Dornen. Als nun die Fata Morgana und die Löwen über den Berg hinüber wollten, zerstachen sie sich jämmerlich an den Dornen. Mit vieler Mühe kamen sie aber endlich doch hinüber, und verfolgten den Flüchtling. „Schau dich um," sprach das Pferd, „und sieh, was es gibt." „Ach, liebes Pferdchen, die Fata Morgana ist dicht hinter uns." „Sei nicht bang, und wirf auch den letzten Granatapfel hinter dich." Da warf der Königssohn auch noch den letzten Granatapfel hinter sich, und alsobald entstand ein Feuerberg, und als die Löwen hinüber wollten, fielen sie in die Flammen und verbrannten. Die Fata Morgana aber gab die Verfolgung auf und kehrte in ihr Schloß zurück.

Nachdem der Königssohn nun noch ein Weilchen geritten war, sprach das Pferdchen zu ihm: „Sieh, dort kommen deine Brüder, die suchen noch nach dem Wasser der Fata Morgana. Erzähle ihnen, daß du es hast, und wenn sie dich darum bitten, so überlasse ihnen das Fläschchen." Da that der Königssohn, wie das Pferd ihn geheißen hatte, ging auf seine Brüder zu, und sprach: „Willkommen, liebe Brüder, wo zieht ihr hin?" „Wir sind ausgezogen, für unsern blinden Vater das Wasser der Fata Morgana zu suchen, damit er wieder sehend werde." „Ach, liebe Brüder," sprach der Königssohn, „das werdet ihr nimmer erlangen! Ich habe soeben mit Lebensgefahr ein Fläschchen voll geholt, und weiß, wie schwer es ist, hinzukommen." Als die beiden Brüder das hörten, drohten sie, ihn zu ermorden, wenn er ihnen das Fläschchen nicht überließe. Da gab er ihnen das Wasser, und sie brachten es ihrem alten Vater, und als er sich die Augen damit gewaschen hatte, wurde er wieder

sehend. Da freute er sich über die Maßen, und gab jedem seiner Söhne die Hälfte von seinem Reiche.

Unterdessen hatte das Pferd den jüngsten Königssohn in die Unterwelt zurückgetragen, und da blieb er noch lange Zeit. Eines Tages sprach das Pferd zu ihm: „Deine Brüder sind bei deinem Vater angekommen, und haben ihn von seiner Blindheit geheilt. Nun ist es auch Zeit, daß du an die Oberwelt zurückkehrst." Da legte der Königssohn königliche Kleider an und wünschte sich ein königliches Gefolge; dann bestieg er das Pferd und ritt, bis er in das Reich seines Vaters kam. Als er sich nun der Stadt näherte, war er so prächtig anzuschauen, daß man seinen Brüdern die Kunde brachte, ein mächtiger König komme mit großem Gefolge. Da gingen seine Brüder ihm entgegen, und als das Pferdchen sie kommen sah, sprach es: „Dort kommen deine Brüder; wenn sie dich gefangen nehmen wollen, so wehre dich nicht." Als nun die Königssöhne ihren jüngsten Bruder erkannten, sprachen sie untereinander: „Ist das unser jüngster Bruder, der mit einem so großen Gefolge kommt? Wehe uns, jetzt wird er unserm Vater Alles erzählen, was wir ihm gethan haben. Darum wollen wir ihn lieber gleich gefangen nehmen, und unserm Vater sagen, ein fremder König habe uns den Krieg erklärt, und wir hätten ihn besiegt." Und so thaten sie denn auch und stürzten sich auf ihren Bruder. Der ließ sich willig gefangen nehmen und sprach: „Erlaubet mir nur die Gnade, daß ich mein Pferdchen ins Gefängniß mitnehmen darf." Da erlaubten sie es, und der Königssohn wurde mit seinem Pferdchen ins Gefängniß geführt; sein Gefolge aber verschwand, denn es war ja nur durch Zauberkunst *) entstanden.

Als nun der Königssohn mit seinem Pferdchen im Gefängniß war, sprach das Pferd: „Nun merke wohl auf meine Rede und thu, was ich dir sage. Nimm diesen schweren Stock, und prügle mich damit so lange, bis ich todt hinfalle. Dann nimm ein Messer und schneide mir den Leib auf, so wird es dein und mein Glück sein." „Ach, liebes Pferdchen, ich

*) **Fatasciume.**

habe nicht das Herz dazu! du hast mir so viel Gutes gethan, wie kann ich dir nun auf diese Weise lohnen? Nein, nein, das thu ich nicht." „Du mußt es aber doch thun," sagte das Pferd, „denn nur so kannst du mich erlösen." Da nahm der Königssohn einen schweren Prügel, und schlug das Pferd, und bei jedem Schlage rief er: „Ach! liebes Pferdchen! verzeih, daß ich dir weh thu! ich befolge ja nur dein Gebot." Das Pferd aber sprach: „Mache dich stark, und schlage nur zu; sonst kann ich nicht sterben, und dann ist es mein und dein Unglück." Da schlug der Königssohn immer stärker zu, bis das Pferd todt umfiel. Dann nahm er ein Messer und schnitt ihm den Leib ganz vorsichtig auf. Auf einmal sprang ein schöner Jüngling heraus, der sprach: „Ich bin der Bruder der Fata Morgana, und war in den Leib des Pferdes verzaubert, du aber hast mich erlöst, und nun will ich dir auch helfen." Da wünschte er sich und den Königssohn aus dem Gefängniß heraus, und alsobald sprangen die Thüren auf, und die Beiden gingen hinaus vor die Stadt. Als sie aber vor dem Thore waren, wünschten sie sich königliche Kleider und ein mächtiges Heer, und alsbald stand hinter ihnen ein Heer, wie es nicht einmal der König hatte; das fing an zu schießen, daß die ganze Stadt davor erschrak. Der Königssohn aber schickte zu seinen Brüdern, und ließ ihnen sagen: „Ich bin euer jüngster Bruder, und bin mit einem großen Heere gekommen euch zu bestrafen für alles das, was ihr mir gethan habt." Als seine Brüder das hörten, erschraken sie sehr, und ihr Herz wurde so dünn wie ein Haar.*) Da sprachen sie: „Wir wollen unserm jüngsten Bruder entgegen gehen, und uns ihm zu Füßen werfen, damit er uns verzeihe." Da gingen sie hinaus, fielen auf die Knie und baten ihn um Verzeihung; er aber sprach: „Was ihr mir Böses gethan habt, will ich euch verzeihen; aber Könige könnt ihr nicht mehr sein, sondern das Reich meines Vaters muß mir allein gehören. Nun führet mich aber auch zu meinem lieben Vater."

Da führten sie ihn zum alten König, und der Königssohn erzählte

*) U soi cori si fici quantu un filu di capiddu.

Alles, wie es ihm ergangen war; und der alte König freute sich sehr, als er seinen lieben Sohn wiedersah, und umarmte und küßte ihn.

Während sie nun so voller Freude bei einander waren, ging auf einmal die Thür auf, und eine wunderschöne große Frau in prächtigen Gewändern und mit einem großen Gefolge trat herein, und das war die Fata Morgana, die sprach: „Ich bin die Fata Morgana. Dieser Jüngling aber hat mir meine Schleier geraubt, und hat mich geküßt, als ich schlief. Darum muß er mein Gemahl werden, und ich will ihn zu einem mächtigen König machen. Die jüngste Königstochter aber, die noch ledig ist, soll meinem Bruder angehören."

Und so geschah es; sie hielten drei Tage lang Festlichkeiten, und der Königssohn heirathete die schöne Fata Morgana, und zog mit ihr in ihr Land. Das Reich seines Vaters aber schenkte er seinem Schwager, der die jüngste Königstochter heirathete. Und so blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

## 65. Vom Conte Piro.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte einen einzigen Sohn. Dieser Sohn aber war dumm und unwissend. Als nun der Vater zum Sterben kam, sprach er zum Jüngling: „Mein Sohn, ich muß nun sterben, und habe Nichts dir zu hinterlassen als dieses Häuschen und den Birnbaum, der daneben steht." Der Vater starb, und der Sohn blieb allein im Häuschen zurück. Weil er sich aber sein Brot nicht selbst verdienen konnte, so ließ der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit den Birnbaum das ganze Jahr hindurch Früchte tragen, und davon nährte sich der Bursche.

Nun begab es sich eines Tages, als er eben vor seiner Hausthür saß, daß ein Fuchs vorbeikam. Es war zwar mitten im Winter, der Birnbaum war aber dennoch mit den schönsten, größten Früchten bedeckt. „O!" sprach der Fuchs, „frische Birnen in dieser Jahreszeit! Gib mir

ein Körbchen voll davon, so soll es dein Glück sein." „Ach, Füchslein, wenn ich dir ein Körbchen voll gebe, was soll ich dann essen?" sprach der Bursche. „Sei still, und thu was ich dir sage," antwortete der Fuchs, „du wirst sehen, es ist dein Glück." Da gab der Bursche dem Füchslein einen Korb der schönsten Birnen, und der Fuchs ging damit zum König. „Königliche Majestät, mein Gebieter schickt euch dieses Körbchen mit Birnen, und bittet euch, sie in Gnaden anzunehmen," sprach er zum König. „Birnen! in dieser Jahreszeit!" rief der König, „das ist mir noch nicht vorgekommen. Wer ist denn dein Gebieter?" „Der Conte Piro!" *) antwortete der Fuchs. „Wie kommt er denn dazu, in dieser Jahreszeit Birnen zu haben?" frug der König. „O, der hat alles, was er will," antwortete der Fuchs, „der ist viel reicher als ihr selbst, königliche Majestät." „Was könnte ich ihm denn für seine Birnen schenken?" frug der König. „Nichts, königliche Majestät," sprach der schlaue Fuchs, „denkt nur, jedes Gegengeschenk würde ihn beleidigen." „Nun denn, sage dem Grafen, ich ließe ihm danken für seine wunderschönen Birnen."

Als nun der Fuchs wieder zum Burschen kam, rief dieser: „Aber, Füchslein, du hast mir ja nichts mitgebracht für meine Birnen, und ich bin so hungrig!" „Sei still," antwortete der Fuchs, „und laß mich machen; ich sage dir, es wird dein Glück sein."

Nach einigen Tagen sprach der Fuchs: „Du mußt mir jetzt wieder einen Korb voll Birnen geben." „Ach, Füchslein, was soll ich denn essen, wenn du mir meine Birnen fortträgst?" „Sei still und laß mich machen," sagte der Fuchs, und ließ sich einen großen Korb voll der schönsten Birnen geben. Damit ging er zum König, und sprach: „Königliche Majestät, da ihr den ersten Korb so gnädig angenommen habt, so erlaubt sich mein Gebieter, der Conte Piro, euch wieder ein Körbchen voll anzubieten." „Nein, wie ist denn das nur möglich!" rief der König, „frische Birnen zu dieser Jahreszeit!" „Ach, das ist ja gar nichts," sprach der Fuchs, „die beachtet der Graf kaum, so viele andre Reichthümer hat er.

*) Graf Birnbaum.

Er läßt euch aber bitten, ihm eure Tochter zur Gemahlin zu gewähren." „Wenn der Graf so reich ist," antwortete der König, „so kann ich diese Ehre ja gar nicht annehmen, denn er ist viel reicher als ich." „O, königliche Majestät, laßt das," sprach der Fuchs. „Mein Herr wünscht eben eure Tochter zu seiner Gemahlin, etwas mehr oder weniger Mitgift ist ihm bei seinem Reichthum ganz gleichgültig." „Ist er denn wirklich so reich?" frug der König. „O, königliche Majestät, wenn ich es euch sage! der ist viel reicher als ihr!" „Nun denn, so bitte ihn einmal herzukommen, und hier zu essen."

Da ging der Fuchs zum Burschen und sprach: „Ich habe dem König gesagt, du seiest der Conte Piro und begehrtest seine Tochter zur Gemahlin." „O, Füchslein, was hast du gethan!" schrie der arme Bursche. „Wenn der König mich nun sieht, so reißt er mir den Kopf ab." „Laß mich doch machen, und sei still," sprach der Fuchs; und ging in die Stadt zu einem Schneider, und sprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, wünscht den schönsten Anzug zu haben, den ihr fertig habt; das Geld bringe ich euch dann ein anderesmal." Da gab ihm der Schneider einen prächtigen Anzug, und der Fuchs ging zu einem Pferdehändler, und verschaffte sich auf dieselbe Weise das schönste Pferd, das zu finden war. Dann mußte der Bursche die feine Kleidung anlegen, das Pferd besteigen, und auf das Schloß reiten; und der Fuchs lief vor ihm her. „Ach, Füchslein, was soll ich denn dem König sagen?" rief der Bursche. „Ich kann ja nicht sprechen, wie es sich einem so vornehmen Herrn gegenüber geziemt." „Laß mich nur sprechen und verhalte dich ruhig," sprach der Fuchs, „und wenn du nur „„Guten Tag"" sagst, und „„Königliche Majestät"", das Uebrige will ich schon sagen."

Als sie nun auf das Schloß kamen, eilte der König dem Conte Piro entgegen, und begrüßte ihn mit allen Ehren, und führte ihn an den Tisch, wo auch die schöne Königstochter saß. Er war aber wie stumm, und sagte fast gar nichts. „Füchslein, der Conte Piro spricht ja gar nicht," sagte der König leise zum Fuchs. Der aber antwortete: „Er hat eben so viel zu denken bei all seinen Reichthümern und

Schätzen." Als sie gegessen hatten, nahm der Conte Piro Abschied und ritt wieder nach Hause.

Am andern Morgen aber sprach der Fuchs: „Gib mir noch einen Korb voll Birnen, daß ich sie zum König hintrage." „Mache was du willst, Füchslein," antwortete der Bursche, „aber du wirst sehen, daß es mir das Leben kostet." „Sei doch still," rief der Fuchs, „wenn ich dir sage, es wird dein Glück sein." Also pflückte er die Birnen, und der Fuchs brachte sie zum König, und sprach: „Mein Gebieter, der Conte Piro, schickt euch dieses Körbchen voll Birnen, und möchte gern eine Antwort auf seine Anfrage haben." „Sage dem Grafen, die Hochzeit könne stattfinden, sobald es ihm beliebt," antwortete der König, und der Fuchs brachte dem Conto Piro ganz vergnügt diesen Bescheid. „Aber, Füchslein, wo soll ich denn meine Braut hinbringen?" frug der Bursche, „ich kann sie doch nicht in dieses alte schlechte Häuschen führen?" „Laß mich nur machen. Was geht dich das an? Habe ich bisher nicht alles gut gemacht?" sagte der Fuchs. Also wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und der Conte Piro heirathete die schöne Königstochter.

Nach einigen Tagen sprach der Fuchs: „Mein Gebieter wünscht nun seine junge Frau in sein Schloß zu führen." „Gut, und ich werde sie begleiten," antwortete der König. Da bestiegen sie alle ihre Pferde, und der König nahm ein großes Gefolge von Reitern zu Pferde mit, und so ritten sie in die Piana*) hinein. Der schlaue Fuchs aber lief vor ihnen her. Als er nun an einer großen Schafherde, von vielen tausend Schafen, vorbeikam, frug er die Hirten: „Wem gehört diese Schafheerde?" „Dem Menschenfresser," antworteten sie. „Still doch, still," flüsterte der Fuchs, „seht ihr alle die bewaffneten Reiter die mir folgen? Wenn ihr sagt, die Schafe gehören dem Menschenfresser, so ermorden sie euch. Sagt lieber, sie gehören dem Conte Piro." Als der König herangeritten kam, frug er: „Wem gehört denn diese wunderschöne Schafheerde?" „Dem Conte Piro," riefen die Hirten. „Nein,

*) Die Ebene von Catania.

der muß reich sein," rief der König und freute sich. Etwas weiter fand der Fuchs eine eben so große Schweineheerde, und frug die Hirten: „Wem gehört die Heerde?" „Dem Menschenfresser." „Still doch, still; seht doch, was für eine große Anzahl von Reitern mir folgt. Wenn ihr ihnen sagt, die Schweine gehören dem Menschenfresser, so ermorden sie euch. Ihr müßt sagen, sie gehören dem Conte Piro." Als nun der König zu den Schweinehirten kam, frug er, wem die große Schweineheerde gehöre; sie aber antworteten: „Dem Conte Piro," und der König freute sich über den reichen Schwiegersohn.

Ein Stückchen weiter kam der Fuchs an eine große Pferdeheerde, und frug, wem sie gehöre. „Dem Menschenfresser." „Still doch, still; seht ihr alle die Reiter, die mir folgen? Wenn ihr ihnen das sagt, so ermorden sie euch. Ihr müßt sagen, sie gehören dem Conte Piro." Als nun der König kam, und frug, wem die Pferde gehörten, antworteten die Hirten: „Dem Conte Piro," und der König freute sich, daß seine Tochter einen so reichen Mann geheirathet habe.

Der Fuchs aber lief immer weiter, und kam an eine große Rinderheerde. „Wem gehört diese Rinderheerde?" „Dem Menschenfresser." „Still doch, still; seht ihr nicht die Reiter, die mir folgen? Wenn ihr ihnen das sagt, so ermorden sie euch. Ihr müßt sagen, sie gehören dem Conte Piro." Bald darauf kam der König vorbeigeritten, und frug, wem die Rinderheerde gehöre. „Dem Conte Piro," hieß es, und der König freute sich über seinen reichen Schwiegersohn.

Endlich kam der Fuchs an den Palast des Menschenfressers, der ganz allein mit seiner Frau wohnte. Da eilte er hinauf und rief: „Ach, ihr Armen, welches Schicksal steht euch bevor!" „Was ist denn geschehen!" frug der Menschenfresser gang erschrocken. „Seht ihr die vielen Reiter, die mir folgen?" sprach der Fuchs, „die hat der König ausgesandt, euch zu ermorden." „Ach, Füchslein, liebes Füchslein, hilf uns doch," jammerten die Beiden. „Wißt ihr was?" sprach der Fuchs. „Kriechet in den großen Backofen hinein; wenn sie dann wieder fort sind, will ich euch rufen." Das thaten sie, und krochen in den Ofen hinein, und baten

ihn: „Liebes Füchslein, verstopfe die Oeffnung mit Reisern, daß sie uns nicht sehen.“ Das war gerade, was der Fuchs wollte, und er füllte die ganze Oeffnung mit Reisern aus. Dann stellte er sich vor der Hausthür auf, und als der König herangeritten kam, sprach er: „Königliche Majestät, geruhet hier abzusteigen; hier ist der Palast des Conte Piro.“ Da stiegen sie ab und gingen die Treppe hinauf, und fanden da eine Pracht und einen Reichthum, daß der König ganz verwundert war, und dachte: „So schön ist ja selbst mein Schloß nicht. — Warum sind denn gar keine Diener da?“ frug er den Fuchs. Der antwortete: „Mein Gebieter wollte nichts einrichten, ohne die Wünsche seiner schönen Gemahlin zu kennen; die kann nun schalten und walten, wie es ihr beliebt.“ Als sie alles betrachtet hatten, kehrte der König auf sein Schloß zurück, und der Conte Piro mit der Königstochter blieben in dem schönen Palast. In der Nacht aber schlich der Fuchs zum Ofen, zündete die Reiser an, und machte ein großes Feuer, daß der Menschenfresser und seine Frau verbrannten. Am andern Morgen sprach der Fuchs zum Conte Piro und zu seiner Gemahlin: „Ihr seid nun glücklich und reich, nun müsset ihr mir aber Eines versprechen; wenn ich sterbe, so müsset ihr mich in einen schönen Sarg legen, und mit allen Ehren begraben.“ „Ach, Füchslein, sprich nicht vom Sterben,“ sagte die Königstochter, denn sie hatte den Fuchs lieb gewonnen.

Nach einiger Zeit wollte der Fuchs den Conte Piro auf die Probe stellen, und stellte sich todt. Als die Königstochter ihn so erblickte, rief sie: „Ach, das Füchslein ist todt, das arme liebe Thierchen! Jetzt müssen wir schnell einen recht schönen Sarg machen lassen.“ „Einen Sarg für das Thier?“ rief der Conte Piro, „nehmet ihn an den Beinen und werft ihn zum Fenster hinaus.“ Da sprang aber der Fuchs auf und schrie: O, du undankbarer, schmutziger Bettler, du Hungerleider, hast du denn vergessen, wie dein Glück mein Werk ist? wie ich dir zu allem verholfen habe? du schlechter, undankbarer Mensch!“ „Ach, Füchslein, beruhige dich nur,“ bat der Conte Piro, „es war nicht so schlimm gemeint; ich habe gesprochen, ohne zu denken, was ich sagte.“ Da ließ

sich der Fuchs beruhigen, und lebte noch eine lange Zeit im Palaste des Conte Piro, und als er wirklich starb, machte ihm sein Herr einen schönen Sarg, und begrub ihn mit allen Ehren. Der Conte Piro aber und seine schöne Frau lebten glücklich und zufrieden, und wir sind leer ausgegangen.

## 66. Von dem Hahn, der Pabst werden wollte.

Es fiel einmal dem Hahn ein, er wolle nach Rom gehen, und sich zum Pabste wählen lassen. Da machte er sich auf den Weg. Auf seiner Reise fand er einen Brief, den nahm er mit. Da begegnete ihm die Henne, und frug: „Herr Hahn, wohin geht ihr?“ „Ich gehe nach Rom und will Pabst werden.“ „Wollt ihr mich mitnehmen?“ frug sie. „Zuerst muß ich in meinem Briefe nachsehen,“ sprach der Hahn und schaute in den Brief hinein. „Nun, komm nur mit; wenn ich Pabst werde, so kannst du Frau Päbstin sein.“ Da gingen Herr Hahn und Frau Henne zusammen weiter, und es begegnete ihnen eine Katze, die sprach: „Herr Hahn und Frau Henne, wohin geht ihr?“ „Wir gehen nach Rom, und wollen Pabst und Päbstin werden.“ „Wollt ihr mich mitnehmen?“ „Warte bis ich in meinem Briefe nachgesehen habe,“ sprach der Hahn, und schaute in den Brief. „Nun, komm nur mit, du kannst unsere Kammerfrau sein.“ Ueber ein Weilchen begegnete ihnen ein Marder *), der frug sie: „Wohin geht ihr, Herr Hahn, Frau Henne und Frau Katze?“ „Wir gehen nach Rom, dort will ich Pabst werden,“ antwortete der Hahn. „Wollt ihr mich mitnehmen?“ „Warte bis ich in meinem Briefe nachgesehen habe.“ Als der Hahn nun in den Brief geschaut hatte, sprach er: „Nun, komm nur mit.“

So wanderten denn die vier Thiere zusammen weiter auf dem Wege nach Rom. Als es dunkel wurde, kamen sie an ein Häuschen, darin wohnte eine alte Hexe, sie war aber eben ausgegangen. Also

*) Luca, padottola, Wiesel?

suchte sich jedes Thier nach seinem Behagen einen Platz aus. Der Marder setzte sich in einen Schrank, die Katze auf den Herd in die warme Asche, und der Hahn und die Henne flogen auf den Thürbalken hinauf.

Als nun die alte Hexe nach Hause kam, wollte sie aus dem Schrank ein Licht holen, da fuhr ihr der Marder mit seinem Schwanz ins Gesicht. Da wollte sie das Licht anzünden, und ging an den Herd. Weil sie aber die leuchtenden Augen der Katze für glühende Kohlen ansah, so wollte sie ihr Schwefelhölzchen daran anzünden, und fuhr der Katze in die Augen. Die Katze aber fuhr ihr ins Gesicht und zerkratzte sie jämmerlich. Als der Hahn all den Lärm hörte, fing er laut an zu krähen. Da merkte die Hexe, daß es keine Geister seien, sondern unschuldige Hausthiere, nahm einen Stock und jagte sie alle vier zum Hause hinaus.

Die Katze und der Marder hatten nun keine Lust mehr, weiter zu wandern, der Hahn und die Henne aber setzten ihren Weg fort.

Da sie nun nach Rom kamen, gingen sie in eine offene Kirche hinein, und der Hahn sprach zum Sakristan: „Lasset alle Glocken läuten, denn ich will jetzt Pabst werden.“ „Gut,“ antwortete der Sakristan, „das kann geschehen; kommt nur hier herein.“ Da führte er den Hahn und die Henne in die Sakristei, machte die Thüre zu und fing sie Beide. Als er sie aber gefangen hatte, drehte er ihnen den Hals um und steckte sie in den Kochtopf. Dann lud er seine Freunde ein, und sie verzehrten voll Freuden den Herrn Hahn und die Frau Henne.

## 67. Von Paperarello.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn. Die Königin war aber eine böse Frau und konnte ihren Sohn gar nicht leiden. Als nun der Knabe zwölf Jahr alt war, starb der König, und sein Sohn wurde König. Darüber erzürnte die böse Königin, denn sie hätte gern selbst geherrscht, und trachtete dem jungen König nach dem Leben.

Eines Tages nun wollte er auf die Jagd reiten. Da sprach sie zu ihm: „Mein Sohn, ich will dich auf die Jagd begleiten.“ „Ach, Mutter,“ antwortete der junge König, „das geht ja nicht, ihr könnt nicht mit mir auf die Jagd gehen.“ Sie aber bestand darauf, und begleitete ihn. Während dem Jagen wurden die Beiden von ihrem Gefolge getrennt. Auf einmal überfiel sie ein Menschenfresser *), und führte sie Beide in sein Haus. Nun war die falsche Königin eine sehr schöne Frau, und da sie den Menschenfresser um ihr Leben bat, ward er von ihrer Schönheit so gerührt, daß er sie nicht tödtete. Sie mußte aber bei ihm bleiben, und durfte nicht in ihr Reich zurück. Den jungen König schlug der Menschenfresser todt, band ihn auf ein Pferd, und ließ es in den Wald hineinlaufen.

Dieses Pferd aber war ein Zauberpferd, und eilte schnell vor ein Schloß, in dem sieben Feen wohnten, und klopfte an. Als nun die Feen das Klopfen hörten, sprach die Aelteste zu einer von den andern: „Geh hin, und schau zum Fenster hinaus, um zu sehen, wer es ist.“ „Ach, meine Schwestern,“ rief die Fee, „wenn ihr wüßtet! Da unten steht ein Pferd, und auf seinem Rücken ist ein todter Knabe festgebunden. Der ist so schön, daß man nichts schöneres sehen kann.“ Da machten die Feen das Thor auf, ließen das Pferd herein, und banden den jungen König los, und weil er so schön war, so sprachen sie: „Wir wollen ihn wieder lebendig machen, und ihn bei uns behalten als unsern lieben Bruder.“ Da machten sie ihn mit ihren Zauberkünsten wieder lebendig, und er blieb bei ihnen viele Jahre lang, und sie waren miteinander wie Brüder und Schwestern.

Als der junge König nun erwachsen war, sprach die älteste Fee zu ihren Schwestern: „Ich will ihn nun heirathen, und er soll mein Mann sein und euer Bruder.“ Also heirathete der junge König die Fee und sie lebten vergnügt auf ihrem schönen Schloß. Der junge König aber hatte keine Ruhe mehr und wollte gern die Welt sehen.

---

*) Dravu. Drakos im Neu-Griechischen.

Also sprach er eines Morgens zu den Feen: „Liebe Frau und liebe Schwestern, ich muß ausziehen, die Welt zu sehen, und wenn ich genug gesehen habe, so komme ich wieder." Die Feen wollten ihn nicht gern ziehen lassen, aber er bestand darauf, und so mußten sie ihm endlich seinen Willen lassen. Da sprach die älteste Fee zu ihm: „Willst du uns denn verlassen, so nimm wenigstens diese Flechte mit und verwahre sie wohl: sie wird dir nützen." Damit schnitt sie eine von ihren schönen Flechten ab und gab sie ihm.

Der junge König bestieg sein Pferd und ritt davon, den ganzen Tag. Als es nun Abend ward, fand er sich in einer öden Gegend, da war weit und breit kein Haus und kein Mensch zu sehen. „Was fange ich nun an?" dachte er. „Wenn ich mich im Freien lagere, so kommen die wilden Thiere und fressen mich." Da gedachte er an die Flechte, holte sie heraus und sprach: „So wünsche ich mir ein Schloß, mit Dienern, und mit allem, was ich zum Abendessen und für ein Nachtlager brauche, und mit einem Stall und Futter für mein Pferd." Alsbald stand da ein festes Schloß wie er es sich gewünscht hatte, und er ging hinein, und die Diener brachten ihm zu essen und versorgten sein Pferd; dann legte er sich schlafen und schlief ruhig die ganze Nacht. Am andern Morgen wünschte er das Schloß wieder weg und ritt weiter.

So kam er denn durch viele Länder, und wenn er sich Abends in einer unbewohnten Gegend befand, so wünschte er sich ein Schloß und brachte darin die Nacht zu.

Endlich kam er auch in eine Stadt, wo ein großer König herrschte. Da ließ er sein Pferd vor der Stadt, hüllte sich in ärmliche Kleidung, und kam vor das königliche Schloß. Als ihn die Königin da stehen sah, schickte die Königin einen Diener hinunter, um zu fragen, wer er sei. „Ich bin ein armer Bursche," antwortete der junge König, „und bin hier fremd. Wenn ein Dienst im Schlosse frei wäre, so möchte ich ihn wohl annehmen." „Wozu könnten wir dich denn brauchen?" sprach die Königin. „Ein Sekretär ist da, einen Thürhüter haben wir auch, kurz, alle Diener, die wir brauchen, sind da. Es fehlt uns nur ein Gänsejunge. Willst

du Gänsejunge sein?" Der junge König war es zufrieden, und wurde also Gänsejunge*). Er that aber mit Absicht, als ob er ein unsauberer Mensch wäre; kleidete sich nur in schmutzige Lumpen, schlief im Gänsestall, und sah immer eklig und schmutzig aus. „Paperarello, so wasche dich doch!" sprach die Königin zu ihm. „So bin ich gewohnt, zu sein," antwortete er.

Nun begab es sich eines Tages, daß das Brot in der Stadt ausging, und der König kein Brot mehr hatte, um seine Soldaten zu ernähren. Da rief er seinen Koch herbei und sprach: „Bis morgen früh mußt du mir sieben Ofen voll Brot backen." Wenn es dir gelingt, so kriegst du meine Tochter zur Frau, gelingt es dir aber nicht, so reiße ich dir den Kopf ab." „Ach, königliche Majestät, das ist ja nicht möglich," jammerte der Koch, „wie soll ich in einer Nacht siebenmal den Ofen heizen und Brot backen!" Der König aber sprach: „Das ist mir einerlei, da siehe du zu." Das hörte Paperarello und rief: „Königliche Majestät, ich will das Brot backen.· „Schön," antwortete der König, „wenn es dir aber nicht gelingt, so reiße ich dir den Kopf ab." Paperarello aber legte sich ganz ruhig schlafen. „Paperarello," sprachen die übrigen Diener, „mache dich an die Arbeit; weißt du, mit dem König ist nicht zu spaßen." „Erst muß ich schlafen, sagte er und schnarchte weiter. Nach einer Stunde riefen die Diener wieder: „Paperarello, steh doch auf, es kostet dich sonst deinen Kopf." „Laßt mich noch ein wenig schlafen," antwortete Paperarello, und schnarchte weiter. So ging es die ganze Nacht hindurch. So oft die Diener ihn riefen, antwortete er nur: „Laßt mich noch ein wenig schlafen," und schnarchte weiter.

Endlich war es heller Tag geworden, und die Diener riefen voll Schrecken: „Paperarello, der König kommt; jetzt ist es zu spät und du verlierst dein Leben." „Nun, was schreit ihr denn so?" sprach Paperarello, zog seine Flechte heraus, und ging in die Küche. „Da liegt ja schon das Brot; eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Ofenladungen, und die siebente

*) Paperarello.

ist noch im Ofen, die braucht ihr nur hervor zu holen." Da blieben die Diener mit offenem Munde stehen, und der König sprach: „Bravo, Paperarello, du sollst nun auch meine Tochter zur Frau haben." Bei sich aber dachte er: „Dieser Bursche muß irgend eine Zaubergabe haben."

Als nun die Königstochter hörte, daß sie den ekligen Paperarello heirathen sollte, fing sie an bitterlich zu weinen und wollte ihn nicht. Es half ihr jedoch zu nichts, denn es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und Paperarello heirathete die schöne Königstochter.

Er ließ sich aber nicht dazu bewegen, sich zu waschen, oder seine schmutzigen Lumpen abzulegen, und als er zu seiner Braut in die Kammer gehen sollte, sprach er: „Ich will bei meinen Gänsen liegen, in einem solchen Bette kann ich nicht schlafen." Also ging er in den Stall und schlief bei seinen Gänsen und wollte nicht in das Schloß kommen. Die Söhne des Königs aber sprachen: „Vater, schlagt diesen ekligen Paperarello doch todt." „Nein," sprach der König, „denn er hat gewiß eine Zaubergabe, und da muß ich zuerst herausbringen, worin sie besteht."

Nun begab es sich, daß ein Krieg ausbrach, und der König und seine Söhne mußten in den Krieg ziehen. Da zogen alle Diener des Königs mit und trugen schöne Rüstungen und Waffen. Paperarello aber sprach: „Ich will auch mit in den Krieg ziehen." Also ging er in den Stall, und wählte dort ein altes, lahmes Pferd, schnallte ein altes Säbelchen um, und huckte so hinter den andern Dienern her. Als sie nun ein Weilchen geritten waren, sprach er: „Mein Pferd kann nicht mehr weiter, geht ihr nur in den Krieg, ich will derweil hier Püppchen aus Lehm machen und damit Krieg spielen." Da lachten sie ihn aus, und ließen ihn mitten auf der Straße liegen und ritten davon. Kaum waren sie fort, so zog Paperarello seine Flechte heraus, wünschte sich die schönste Rüstung, das schärfste Schwert und das muthigste Pferd, und ritt nun den Andern nach. Die Schlacht hatte schon angefangen, und der feindliche König war nahe daran zu siegen; da stürzte sich Paperarello in die Schlacht, und im Augenblick wandte sich der Sieg auf die Seite des Königs. Es erkannte ihn aber Niemand. Als er nun nach der

Schlacht fortsprengen wollte, ließ ihn der König bitten, doch zu warten, und ließ ihm für seine Hülfe danken, und er solle nur sagen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm alles geben. Er antwortete: „Saget dem König, ich wolle nichts als seinen kleinen Finger." Da mußte sich der König den kleinen Finger abschneiden, und Paperarello steckte ihn ein, und ritt an den Ort zurück, wo die Andern ihn am Morgen verlassen hatten. Als sie nun vorbeikamen, saß der schmutzige Paperarello da, und machte noch immer Püppchen aus Lehm. „Habt ihr gewonnen?" frug er den König. „Ich habe auch meine Schlacht gewonnen." Damit zog er sein Säbelchen, und schlug den Püppchen die Köpfe ab.

Am andern Morgen zog der König wieder mit allen Dienern in die Schlacht, und Paperarello zog auf seinem lahmen Pferde mit. Als er nun an dieselbe Stelle kam, blieb er wieder liegen und machte Lehmpüppchen; die Andern lachten ihn aus und zogen weiter. Er aber wünschte sich eine noch schönere Rüstung, ein noch schärferes Schwert und ein noch muthigeres Pferd und ritt den Andern nach. Der feindliche König war wieder nahe daran zu siegen, und der König sprach zu seinen Dienern: „Ach, seht euch doch um, ob der unbekannte Ritter von gestern wiederkommt." „Wir sehen einen Ritter kommen, er sieht aber noch tapfrer aus als der von gestern," antworteten die Diener. Der Ritter stürzte sich in die Schlacht, und im Augenblick siegte der König. Da schickte er zum Ritter, und ließ ihm für seine Hülfe danken, und ließ ihm sagen, er werde ihm zum Danke geben, was er wolle. Der Ritter aber verlangte das Ohr des Königs, und der König konnte nichts anderes thun, als es sich abschneiden, und ihm geben. Da steckte Paperarello das Ohr ein, und ritt davon. Als die Andern heim kamen, saß er wieder bei seinen Püppchen, und hieb ihnen mit seinem Säbelchen die Köpfe ab.

Am dritten Tage ging es ebenso. Paperarello blieb wieder zurück, wünschte sich eine Rüstung, ein Schwert und ein Pferd, die waren noch besser und schöner als die früheren, und ritt in die Schlacht. Die Diener

schauten voll Angst nach ihm aus, weil sie in großer Gefahr waren, und als er kam, meldeten sie dem König, es sei wieder ein unbekannter Ritter erschienen, der sei noch schöner und tapferer als die beiden Ersten. Der fremde Ritter aber besiegte wieder den feindlichen König. Nach der Schlacht ließ der König ihm danken und ihm sagen, er solle bestimmen, was er zum Danke begehre, der König werde ihm nichts verweigern. „Ich will nichts, denn nur die Nase des Königs" sprach er. Da mußte der König sich auch die Nase abschneiden, und Paperarello steckte sie ein. Als nun der König nach Hause ritt, saß Paperarello wieder bei seinen Lehmpüppchen, und sprach: „Nein, was kommt ihr mir so hübsch vor, ohne Nase." „Laß mich in Ruhe," antwortete der König. Paperarello aber ritt immer neben ihm her, und sprach: „Nein, was seid ihr so hübsch ohne Nase; ich bin freilich nur ein schmutziger Gänsejunge, aber ich habe doch meine Nase, und meine beiden Ohren und alle meine Finger."

Als nun der König zu Tische saß, zog Paperarello die Nase, das Ohr und den Finger hervor, und sprach: „Ich bin der unbekannte Ritter, der euch dreimal geholfen hat, denn ich bin eines Königs Sohn, und kein schmutziger Gänsejunge, wie ihr meintet." Da ging er in ein andres Zimmer, wusch sich, und legte königliche Kleider an, und als er wiederkam, war er so schön, daß die Königstochter sich von Herzen freute, daß er ihr Gemahl war. Der junge König aber sprach: „Für eure Tochter danke ich, denn ich habe schon eine liebe Frau zu Hause, und will nun zu ihr zurückkehren. Ehe ich aber gehe, wünsche ich euch noch eure Nase, euer Ohr und euren Finger wieder an." Da wurde der König wieder gesund, und der junge König nahm von Allen Abschied, bestieg sein Pferd, und ritt zu den sieben Feen zurück. Als sie ihn nun kommen sahen, freuten sie sich sehr, und er lebte glücklich und vergnügt mit seiner Frau. Da blieben sie reich und getröstet, und wir sind hier sitzen geblieben.

## 68. Vom goldnen Löwen.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte drei Söhne. Da sprach eines Tages der Aelteste zu ihm: „Vater, ich will ausziehen, die Welt zu sehen. Schenket mir ein schönes Schiff und viel Geld und lasset mich gehen." Also ließ der Vater ihm ein schönes Schiff ausrüsten und der Sohn fuhr fort. Nachdem er eine Zeit lang gefahren war, landete er bei einer schönen Stadt. Da sah er einen Zettel ausgehängt, darauf verkündigte der König: Wer im Stande sei, seine Tochter zu finden, binnen acht Tagen, der solle sie zur Frau haben; wem es aber nicht gelinge, müsse den Kopf verlieren. „Nun," dachte der Jüngling, „das sollte doch so schwer nicht sein," ging hin und meldete sich beim König, er wolle innerhalb acht Tagen die Königstochter finden. „Gut," antwortete der König, „du kannst im ganzen Schlosse suchen, wenn du sie aber nicht findest, so kostet es dich deinen Kopf." Da blieb der Jüngling im Schloß, hatte vollauf zu essen und zu trinken, und durfte im ganzen Schlosse umhergehen, so viel ihm beliebte. Ob er aber gleich alle Ecken und Winkel durchsuchte, und sich jeden Schrank aufschließen ließ, er konnte die Königstochter nicht finden, und nach acht Tagen wurde ihm der Kopf abgeschlagen.

Als er nun gar nicht mehr nach Hause kam, sprach der zweite Sohn: „Lieber Vater, gebet mir auch ein Schiff und eine große Summe Geldes, so will ich ausziehen, meinen Bruder zu suchen." Da ließ der Vater ein zweites Schiff ausrüsten, und der Sohn schiffte sich ein, und die Winde führten ihn an dasselbe Ufer hin, wo sein Bruder gelandet war. Als er nun seines Bruders Schiff da liegen sah, dachte er: „Nun kann mein Bruder auch nicht weit sein," und ging ans Land. Da sah er denselben Zettel, auf dem der König verkündigen ließ, wer im Stande sei, seine Tochter binnen acht Tagen zu finden, solle sie zur Frau haben; wem es aber nicht gelinge, der müsse den Kopf verlieren. „Gewiß hat mein Bruder unternommen, die schöne Königstochter zu finden," dachte der Jüngling, „und ist dabei umgekommen. Jetzt will ich es versuchen,

und es wird mir gewiß gelingen." Also meldete er sich beim König, und unternahm es, die Königstochter zu finden; es ging ihm aber nicht besser als seinem Bruder. Er mochte suchen, so viel er wollte, er vermochte die schöne Königstochter nicht zu finden, und am achten Tage wurde ihm der Kopf abgeschlagen.

Nun war nur noch der Jüngste zu Hause. Als er sah, daß seine Brüder nicht wieder kamen, ließ auch er sich von seinem Vater ein Schiff ausrüsten, und eine große Summe Geldes geben und zog aus, seine Brüder zu suchen. Die Winde aber trieben ihn an dasselbe Ufer, wo die Schiffe seiner beiden Brüder lagen. Da landete er, und als er in die Stadt kam, sah er den Zettel des Königs und las ihn. „So?" dachte er, „wer im Stande ist, des Königs Tochter zu finden, soll sie zu seiner Gemahlin haben? Das haben gewiß meine beiden Brüder unternommen, und den Kopf dabei verloren; jetzt will ich mein Glück versuchen." Während er nun so in Gedanken auf das Schloß zuging, bettelte ihn eine arme Frau an: „Schöner Jüngling, gebet einer armen Alten ein Almosen." „Laß mich in Ruhe, Alte," antwortete er. „Ach, lasset mich nicht unbefriedigt von euch gehen," bat die Alte. „Ihr seid ein so schöner Jüngling, ihr werdet gewiß einer armen Alten ein Almosen nicht versagen." „Ich sage dir, Alte, laß mich in Ruhe." „Ihr habt wohl einen Kummer?" frug die Alte. „Saget ihn mir, so will ich euch helfen." Da erzählte er ihr, wie er gedenke, die schöne Königstochter zu finden. „Da kann ich euch helfen," sprach die Alte, „wenn ihr recht viel Geld habt." „O, das habe ich, und zur Genüge," sagte der Jüngling. „So lasset euch von einem Goldschmied einen goldnen Löwen machen," sprach die Alte, „mit krystallenen Augen, und der ein hübsches Stückchen spiele, und dann will ich euch weiter helfen." Also ließ er sich einen goldnen Löwen machen, mit krystallenen Augen, der spielte in einem fort ein lustiges Stücklein. Als nun die Alte kam, ließ sie den Jüngling sich im Löwen verstecken, und brachte ihn zum König. Dem König aber gefiel der Löwe so gut, daß er die Alte frug, ob sie ihn nicht verkaufen wolle. „Der Löwe gehört nicht mir," antwortete sie, „und mein Herr will ihn

um keinen Preis verkaufen." „So laß ihn mir wenigstens ein Weilchen, bis ich ihn meiner Tochter gezeigt habe," sprach der König. „Ja, das kann geschehen," sprach die Alte, „aber morgen will ihn mein Herr wieder haben."

Als nun die Alte fort war, nahm der König den goldnen Löwen mit in seine Kammer, und ließ an einer Stelle den Boden aufreißen. Dann stieg er eine Treppe hinab, schloß eine Thür auf, und dann noch eine, und noch eine, im ganzen sieben, und jede mit einem besonderen Schlüssel. Der Jüngling aber, der im Löwen versteckt war, merkte sich alles gar wohl. Endlich kamen sie in einen schönen Saal, darin saß die Königstochter mit elf Gespielinnen. Die sahen aber alle der Königstochter so ähnlich, wie ein Ei dem andern, und trugen auch alle die gleiche Kleidung. „Ich Unglücklicher," dachte der Jüngling, „wenn ich auch bis hierher dringe, wie kann ich die Königstochter unter ihren Gespielinnen unterscheiden, da sie sich alle gleich sehen?" Die Königstochter aber freute sich an dem goldnen Löwen, und bat: „Lieber Vater, laßt uns das niedliche Thier für diese Nacht, daß wir uns daran ergötzen." Als der König sie nun wieder eingeschlossen hatte, erfreuten sich die Mädchen noch ein Weilchen an dem hübschen, goldnen Löwen, und legten sich dann zur Ruhe nieder; die Königstochter aber nahm den goldnen Löwen in ihre Kammer und stellte ihn neben ihr Bett. Nach einer Weile fing der Jüngling an: „O, schöne Königstochter, sieh, wie viel ich für dich gelitten habe, um dich zu finden." Da fing sie an zu schreien: „der Löwe! der Löwe!" die andern aber meinten, sie schreie im Schlaf, und rührten sich nicht. „O, schöne Königstochter," sprach wieder der Jüngling, „erschrick nicht. Ich bin der Sohn eines reichen Kaufmanns, und begehre dich zu meiner Gemahlin; um aber den Weg zu dir zu finden, habe ich mich in diesen goldnen Löwen gesteckt." „Was hilft dir das?" antwortete sie. „Wenn du auch bis zu mir dringst, und mich dann nicht aus meinen Gespielinnen heraus erkennst, so verlierst du dennoch den Kopf." „Da sorge du dafür," erwiederte er; „ich habe so viel für dich gethan, nun kannst du auch etwas für mich thun." „So höre denn," sprach die Königstochter;

„am achten Tage will ich um meine Hüften ein weißes Tuch schlingen, daran mußt du mich erkennen."

Am andern Morgen kam der König und nahm den goldnen Löwen wieder fort, und übergab ihn der Alten, die schon da war, um ihn abzuholen. Da trug die Alte den Löwen aus dem Schloß, und ließ den Jüngling heraus; der ging alsbald und meldete sich beim König, er wolle die schöne Königstochter finden. „Gut," antwortete der König, „wenn du sie aber nicht findest, so kostet es dich deinen Kopf." Da blieb der Jüngling im Schloß, aß und trank und that auch hin und wieder, als ob er suche. Am achten Tage aber trat er in die Kammer des Königs, und befahl den Dienern: „Reißet an dieser Stelle das Pflaster auf!" Der König erschrak und sprach: „Was willst du das Pflaster aufreißen lassen, sie wird doch nicht darunter stecken." Er ließ sich aber nicht irre machen, sondern befahl noch einmal, man solle das Pflaster aufreißen. Dann stieg er die Treppe hinunter, und als er an die Thüre kam, rief er: „Wo ist der Schlüssel zu dieser Thür?" Da mußte der König die Thüre aufschließen, und dann auch alle die andern Thüren, und als sie in den Saal traten, standen da die zwölf Mädchen in einer Reihe, und sahen sich so ähnlich, daß man sie nicht zu unterscheiden vermochte. Die Königstochter aber schlang schnell ein weißes Tuch um ihre Hüften. Da sprang der Jüngling auf sie zu und rief: „Diese da ist die Königstochter, die ich zu meiner lieben Gemahlin begehre." Weil er es nun richtig errathen hatte, so konnte der König nicht mehr nein sagen, und veranstaltete eine glänzende Hochzeit.

Nach der Hochzeit schiffte sich der Jüngling mit seiner schönen Gemahlin ein, und der König überhäufte sie mit Schätzen, und so fuhren sie nach Hause zu dem alten Kaufmann. Der Alten aber machten sie ein schönes Geschenk. Da blieben sie Mann und Frau, wir aber sitzen hier und schauen einander an.

## 69. Vom Löwen, Pferd und Fuchs.

Der Löwe war einmal in einen Engpaß*) gerathen, und konnte nicht wieder heraus. Da kam eben ein Pferd vorbei, und der Löwe rief ihm zu: „Hilf mir aus diesem Engpaß heraus." „Das will ich schon thun," antwortete das Pferd, „versprich mir aber, daß du mich nicht fressen willst." Der Löwe versprach es, und das Pferd arbeitete so lange mit seinen Hufen, bis es den Löwen frei gemacht hatte. Als der sich aber frei sah, sprach er: „Jetzt fresse ich dich." „Wie waren die Bedingungen?" sagte das Pferd, „hatten wir nicht ausgemacht, ihr wolltet mich nicht fressen?" „Das ist jetzt einerlei," rief der Löwe, „wenn du aber willst, so gehen wir vor einen Schiedsrichter." „Gut," erwiderte das Pferd, „wen wählen wir aber dazu?" „Den Fuchs," sprach der Löwe.

Das Pferd war es zufrieden, und sie gingen zum Fuchs, und der Löwe legte ihm die Frage vor. „Ja," antwortete der Fuchs, „es kommt mir vor, als wenn ihr recht haben müßtet, Herr Löwe; ich kann aber kein Urtheil fällen, wenn ich nicht vorher gesehen habe, wie ihr Beide standet."

Also gingen sie alle drei zum Engpaß, und das Pferd stellte sich auf denselben Platz, wo es vorher gestanden hatte. Den Löwen aber hieß der Fuchs sich wieder in den Engpaß drücken. „Standet ihr gerade so?" frug er. „Dieses Bein war noch ein wenig mehr gedrückt," antwortete der Löwe. „Nun, so preßt euch nur noch ein wenig; ihr müßt euch genau so hinstellen, wie ihr in dem Augenblicke waret, als ihr das Pferd um Hülfe batet." Der Löwe drückte sich noch ein wenig, und der Fuchs frug wieder: „Standet ihr gerade so?" „Dieses Vorderbein war noch ein wenig weiter drin." „Nun, so preßt euch noch ein wenig weiter hinein." Endlich hatte sich der Löwe so fest hineingepreßt, daß er nicht wieder heraus konnte. „So," sagte der Fuchs, „jetzt seid ihr gerade

*) Strittu.

so weit, wie vorher; nun kann das Pferd zusehen, ob es euch noch einmal helfen will.“ Das Pferd aber wollte nicht, sondern warf so lange Steine herunter, bis es den Löwen erschlug.

„Ja, ja, der Fuchs ist schlau!“

## 70. Von dem listigen Schuster.

Es war einmal ein Schuster, der war sehr arm, und konnte keine Arbeit finden, also daß er mit seiner Frau fast Hungers starb. Da sprach er eines Tages: „Liebe Frau, ich finde hier keine Arbeit, ich will mich auf den Weg machen, und in die Ebene von Mascalucia gehen; vielleicht finde ich dort mein Glück.“ Also machte er sich auf und wanderte nach Mascalucia. Kaum hatte er angefangen zu rufen: „Wer wünscht einen Schuster,“ so öffnete sich auch schon ein Fenster, und eine Frau rief ihn, er solle ihr ein Paar Schuhe flicken. Als er fertig war, frug sie: „Wie viel bin ich euch schuldig?“ „Einen Tari.“ „Hier habt ihr achtzehn Grani, und der Herr begleite euch.“ Der Schuster fing wieder an zu rufen, und bald öffnete sich wieder ein Fenster und er bekam neue Arbeit. „Wie viel sind wir euch schuldig?“ „Drei Carlini.“ „Hier sind fünfundzwanzig Grani und der Herr begleite euch.“ „Nun,“ dachte Meister Giuseppe, „hier geht es ja ganz ordentlich. Nun will ich aber noch nicht zu meiner Frau zurückkehren, sondern erst ein hübsches Sümmchen verdienen, und dann zu Esel heimreiten.“ Also blieb er viele Tage da, hatte immer Arbeit vollauf, und hatte endlich vier Unzen verdient. Da ging er auf den Jahrmarkt, kaufte sich um zwei Unzen einen guten Esel, und machte sich auf, nach Catania zurück. Als er nun durch den Wald kam, sah er von Weitem vier Räuber auf sich zu kommen. „Ach, nun bin ich verloren,“ dachte er, „die werden mir gewiß alles nehmen, was ich mir mit so vieler Mühe verdient habe.“ Er war aber schlau, und verlor den Muth nicht; nahm die fünf Thaler, die ihm geblieben waren, und steckte sie dem Esel unter den Schwanz. Die Räuber fielen ihn an, und forder-

ten ihm sein Geld ab. „Ach, liebe Freunde," rief er, „ich bin ein armer Schuster und habe kein Geld; ich besitze nichts als diesen Esel." In dem Augenblick hob der Esel den Schwanz auf, und die fünf Thaler fielen auf den Boden. „Was ist denn das?" frugen die Räuber. „Ja, meine Freunde," antwortete der Schuster, „dieser Esel ist eben ein Goldesel, und bringt mir viel Geld ein." „Verkaufe ihn uns," baten die Räuber, „wir wollen dir geben, so viel du willst." Der Schuster weigerte sich anfangs, dann that er eben, als ob er sich bereden ließe, und verkaufte ihnen den Esel für funfzig Unzen. „Hört aber, was ich euch sage," rief er ihnen noch zu, „jeder von euch muß ihn der Reihe nach einen Tag und eine Nacht lang haben, sonst zankt ihr euch um das Gold, das er euch gibt." Die Räuber trieben ihren Esel vergnügt in den Wald hinein, und Meister Giuseppe wanderte lachend nach Haus, und freute sich über das gute Geschäft, das er gemacht hatte Er kaufte ein gutes Mittagsmahl ein, schmauste vergnügt mit seiner Frau, und kaufte sich gleich den nächsten Tag einen hübschen Weinberg.

Unterdessen waren die Räuber mit dem Esel in ihren Wohnort gekommen, und der Räuberhauptmann sprach: „Mir gebührt das Recht, den Esel die erste Nacht hindurch zu behalten." Seine Gefährten waren es zufrieden, und so nahm der Hauptmann den Esel nach Haus, rief seine Frau herbei, und befahl ihr, im Stall ein Betttuch auszubreiten, damit der Esel die Nacht darauf zubringen könne. Sie wunderte sich über den närrischen Einfall ihres Mannes, er aber sprach: „Was geht dich das an? Thu, was ich dir sage, und morgen früh werden wir hier Schätze finden." Am frühen Morgen schon eilte der Räuberhauptmann in den Stall, was er aber fand, waren keine Schätze und merkte, daß Meister Giuseppe sie alle angeführt habe. „Nun gut," dachte er, „der Schuster hat mich angeführt, die Andern sollen aber dieselbe Erfahrung machen wie ich."

Als nun sein erster Gefährte kam, und ihn frug, ob er viele harte Thaler erhalten habe, antwortete er: „O, Gevatter, wenn ihr wüßtet, was für Schätze ich gefunden habe! Aber ich will sie euch vorerst nicht

zeigen; erst wenn jeder sein Theil vorzeigen kann." Der Räuber nahm den Esel mit, aber es ging ihm nicht besser als dem Hauptmann, und um es kurz zu sagen, jeder der vier Räuber machte die gleiche Erfahrung. Als nun die vierte Nacht verflossen war, und die Räuber zusammenkamen, beschlossen sie, den Schuster, der sie gefoppt hatte, in seinem Hause anzufallen und zu erwürgen. Da machten sie sich auf den Weg, und kamen bald an das Haus des armen Meister Giuseppe. Der aber sah sie schon von Weitem kommen, und dachte sich gleich etwas Neues aus. Er rief seine Frau, nahm einen Darm, füllte ihn mit Blut, und band ihn ihr um den Hals. Dann sprach er: „Wenn die Räuber kommen, so werde ich ihnen sagen, ich wolle ihnen das Geld für den Esel wiedergeben, und werde dich dann rufen, du sollest es schnell holen. Zögere ein wenig, mir zu gehorchen, und wenn ich dann mit meinem Messer in den Darm hineinsteche, so falle wie todt auf den Boden. Wenn du mich aber Guitarre spielen hörst, so erhebe dich und fange an zu tanzen."

Nicht lange, so kamen die Räuber herein, und überhäuften den Schuster mit Vorwürfen, weil er sie angeführt habe. „Habt ihr kein Geld bekommen?" frug er ganz erstaunt. „Das arme Thier hat wahrscheinlich durch den Wechsel der Wohnung seine Tugend verloren. Seid aber nur ruhig, darum wollen wir uns nicht zanken. Ich will euch sogleich die funfzig Unzen wiedergeben. Aite *) laufe schnell in die Kammer, und bringe diesen Herren die funfzig Unzen." „Gleich," antwortete sie, „ich muß nur eben noch die Fische fertig backen, ich kann jetzt nicht gehen." „Willst du nicht augenblicklich gehen, wenn ich es dir sage?" rief der Schuster, und stellte sich, als ob er im höchsten Zorn wäre. „Hier hast du was!" Damit zog er sein Messer und stach sie in den Hals, daß sie wie todt hinfiel, und das Blut aus dem Darm herausströmte. „Ach, Meister Giuseppe, was habt ihr gemacht!" riefen die Räuber; „die Arme hatte euch ja nichts gethan." „O, das hat gar nichts zu sagen," erwiederte der Schuster, holte seine Guitarre hervor und fing

*) Agatha.

an zu spielen. Sogleich richtete seine Frau sich auf, und fing an zu tanzen. Die Räuber standen mit offenem Munde da, und sagten endlich: „Meister Giuseppe, behaltet nur die funfzig Unzen, und saget uns, wie viel ihr noch für die Guitarre wollt, denn die müßt ihr uns verkaufen." „Ach, nein, meine Herren, das kann ich nicht," sagte der Schuster; „bei jedem Streit, den wir mit einander haben, ermorde ich meine Frau und kühle so meinen Zorn. Ich habe jetzt diese Gewohnheit angenommen, und wenn ich es wieder einmal thue, und habe die Guitarre nicht mehr, so kann ich sie ja nicht mehr erwecken." Die Räuber aber baten ihn so lange, bis er ihnen endlich die Guitarre für vierzig Unzen verkaufte. Die Räuber gingen mit ihrer Guitarre vergnügt nach Hause, und der Hauptmann sprach: „Mir gebührt es, die Guitarre die erste Nacht zu versuchen." Als er nun nach Hause kam rief er seine Frau und frug: „Was gibt es heute Abend zu essen?" „Pasta,"*) sprach sie. „Warum hast du keine Fische gebacken?" schrie er, und stach sie in den Hals, daß sie todt hinfiel. Dann nahm er die Guitarre zur Hand, aber er mochte spielen, so viel er wollte, die Todte erwachte nicht wieder. „O, der nichtswürdige Schuster! Dieser verwünschte Schurke! Hat er mich zum zweitenmal angeführt! Dafür will ich ihn erwürgen!" Aber all sein Geschrei half ihm nichts; die Frau war und blieb todt. Am nächsten Morgen kam der eine Räuber, um sich die Guitarre zu holen, und frug: „Nun, Gevatter, wie ist es euch ergangen?" „O, herrlich, ich hatte meine Frau umgebracht, kaum aber fing ich an zu spielen, so erwachte sie und stand wieder auf." „Sprecht ihr im Ernst? Diesen Abend will ich es auch versuchen." Um es kurz zu sagen, die vier Räuber tödteten alle vier ihre Frauen, und als sie am fünften Morgen zusammenkamen, und sich gegenseitig ihre Geschichte erzählten, schwuren sie den schlauen Schuster zu ermorden. Also machten sie sich auf und kamen in sein Haus. Meister Giuseppe aber sah sie von Weitem kommen, und sprach zu seiner Frau: „Höre, Nita, wenn die Räuber kommen, und nach mir fragen,

*) Mehlspeise.

so sage ihnen, ich wäre in den Weinberg gegangen. Dann befiehl dem Hunde mich zu rufen, und jage ihn zum Haus hinaus." Dann ging Meister Giuseppe durch eine Hinterthür ins Freie und versteckte sich in der Nähe. Nicht lange, so kamen die Räuber und frugen nach ihm. „Ach, meine Herren, er ist so eben in den Weinberg gegangen," antwortete die Frau, „ich will ihn aber sogleich rufen lassen. „Geh schnell in den Weinberg, und rufe deinen Herrn, und sage ihm, es wären vier Herren da, die ihn sprechen wollten." Damit machte sie dem Hund die Thüre auf, und jagte ihn hinaus. „Ihr werdet doch nicht den Hund zu eurem Manne schicken?" frugen die Räuber. „Ja freilich; er versteht Alles, und wird meinem Manne Alles wiedersagen, was ich ihm aufgetragen habe." Nach einer Weile kam richtig der Schuster herein und sagte: „Willkommen, meine Herren, der Hund hat mir gesagt, ihr wolltet mich sprechen." „Ja wohl," antwortete der Räuberhauptmann, „wir sind gekommen, euch wegen der Guitarre zur Rede zu stellen. Denn ihr seid schuld, daß wir alle vier unsere Frauen umgebracht haben, und keinem ist es gelungen, die Seinige zu erwecken." „Ihr habt es wohl nicht richtig angefangen," meinte der Schuster. „Nun, es soll alles vergessen sein," sagte der Räuber, „ihr müßt uns aber euren Hund verkaufen." Ach, nein, das kann ich nicht; denkt nur, wie viel er mir werth ist." Die Räuber aber baten so lange, bis ihnen Meister Giuseppe den Hund für vierzig Unzen verkaufte.

Die Räuber nahmen ihn mit, und der Räuberhauptmann meinte, ihm komme das Recht zu, den Hund zuerst zu benutzen. Er nahm ihn also mit nach Hause, und sprach zu seiner Tochter: „Ich gehe ins Wirthshaus; wenn Jemand kommt und mit mir sprechen will, so binde den Hund los, und schicke ihn, mich zu rufen." Als nun wirklich Jemand kam, der mit ihm sprechen wollte, band die Tochter den Hund los und sprach: „Geh hin ins Wirthshaus und rufe den Vater." Der Hund aber lief statt dessen zum Schuster zurück.

Als nun später der Räuber heimkam, und den Hund nicht mehr fand, dachte er: „Er ist gewiß zu seinem frühern Herrn zurückgekehrt,"

machte sich also in der Nacht noch auf, und kam zum Schuster. „Meister Giuseppe, ist der Hund hier?“ „Ach, ja, das arme Thier ist mir so anhänglich. Es ist nur, bis er die Gewohnheit annimmt.“ Also nahm der Räuber den Hund wieder mit und gab ihn am nächsten Morgen dem zweiten Räuber, sagte ihm aber, es sei wirklich so, wie der Schuster gesagt habe. Kurz, jeder Räuber wollte von dem Hunde einen Auftrag ausrichten lassen, und jedesmal lief der Hund zum Schuster zurück, und die Räuber mußten erst noch gehen, und ihn wieder holen. Als sie nun am fünften Morgen zusammenkamen, wurde es ihnen klar, daß Meister Giuseppe sie nur zum Besten habe, und sie beschlossen ihn zu erwürgen, und nichts mehr von ihm anzunehmen. Also kamen sie zu ihm, und machten ihm heftige Vorwürfe, und steckten ihn endlich in einen Sack, um ihn ins Meer zu werfen. Meister Giuseppe ließ alles ruhig mit sich geschehen.

Als sie nun an einer Kirche vorbeikamen, in der eben die Messe gelesen wurde, beschlossen die Räuber erst noch eine Messe zu hören, denn sie waren fromme Leute*). Da ließen sie den Sack draußen stehen und gingen in die Kirche. In der Nähe aber hütete ein Bursche eine große Heerde Schweine, der pfiff ein lustiges Lied. Als Meister Giuseppe das hörte, fing er laut an zu schreien: „Ich will ja aber nicht! ich will ja aber nicht!“ „Was willst du nicht?“ frug der Bursche. „Ach,“ antwortete der Schuster, „da soll ich durchaus die Königstochter heirathen, und will nicht.“ „Ach,“ seufzte der Andere, „wenn ich sie nur heirathen dürfte!“ „O, es ist nichts leichter als das,“ antwortete der schlaue Schuster, „stecke dich nur in diesen Sack und laß mich hinaus.“ Da band der Schweinehirt den Sack auf und ließ den Schuster hinaus; dann kroch er selbst hinein, und der Schuster trieb vergnügt die Schweine fort. Als die Räuber aus der Kirche kamen, nahmen sie den Sack auf den Rücken, und warfen ihn ins Meer, wo es recht tief war. Auf dem Rückwege aber kam ihnen Meister Giuseppe mit seiner Heerde entgegen, und da sie

*) Divozionati.

ihn mit offenem Munde anstarrten, rief er: „Ach, wenn ihr wüßtet, wie viele Schweine im Meere sind! Je tiefer man kommt, desto mehr findet man. Da habe ich mir diese Heerde geholt, und bin wieder heraufgekommen." „Sind denn noch mehr da?" „O, mehr als ihr holen könnt," rief der schlaue Schuster. „Führe uns hin," baten sie. Da führte er die Räuber an den Strand und sprach: „Ihr müßt euch aber jeder einen Stein um den Hals binden, sonst kommt ihr nicht tief genug; denn die Schweine, die zu oberst waren, habe ich schon alle gefangen." Da banden sich die Räuber jeder einen Stein um den Hals und sprangen ins Meer hinein und sanken gleich unter und ertranken. Meister Giuseppe aber trieb seine Schweine vergnügt nach Hause, und hatte für sein Lebtag genug.

Das Märchen aus der Muschel tönt,
Das Märchen aus dem Becken fließt!
Wie schön ist doch die Dame,
Die mich's erzählen hieß.*)

## 71. Vom Sciauranciovi.**)

Jetzt hört auch noch die Geschichte von Sciauranciovi, der war eben so klug als Ferrazzanu. Es begab sich einmal, daß dem Sciauranciovi all sein Geld ausgegangen war und er nur noch einige Thaler hatte. Er kannte aber einen Edelmann, der war sein Gönner, und kam jeden Tag, um ihn zu besuchen. Als es nun bald um die Zeit war, wo er zu kommen pflegte, ging Sciauranciovi in den Stall, und klemmte seinem Esel die wenigen Thaler, die er noch hatte, unter den Schwanz. Bald darauf kam auch der Edelmann, und da er ihn im Stalle sah, trat er zu ihm, und frug ihn, was er da mache. „Ach, Excellenz," erwiderte Sciauranciovi, „wenn ihr wüßtet, was mein Esel für eine herrliche Kunst

*) Faula ntra conca, e faula ntra bacili,
Ch'è bedda sta Signura, chi mi l'ha fattu diri!

**) D. i.: der Sardellen wittert. Auch Sciauranciove.

besitzt! Es ist ein Goldesel und gibt mir lauter harte Thaler." Dabei kitzelte er den Esel ein wenig, daß dieser den Schwanz aufhob und die Thaler fallen ließ. Als der Edelmann das hörte, rief er sogleich: „Höre einmal, Sciauranciovi, das Thier mußt du mir verkaufen. Wie viel willst du dafür?" „Ich? gar nichts," antwortete Sciauranciovi, „das Thier ist mir nicht feil, denn wie könnte ich sonst mich und meine Frau ernähren?" Der Edelmann aber bat ihn: „Ich gebe dir was du willst, aber den Esel mußt du mir verkaufen." „Gut denn," sagte endlich Sciauranciovi, „weil ihr es seid, so will ich euch den Esel für vierhundert Unzen lassen." „Bist du toll! vierhundert Unzen für den alten Esel?" rief der Edelmann. Sciauranciovi aber bestand darauf, also daß der Edelmann endlich einwilligte, und ihm den Esel für vierhundert Unzen abkaufte. Nun war Sciauranciovi hocherfreut, und aß und trank was sein Herz begehrte. „Was wird aber der Edelmann dazu sagen, wenn er sieht, daß du ihn gefoppt hast," sagte seine Frau. „Dafür laß du mich sorgen," antwortete Sciauranciovi.

Als es nun am andern Tage um die Zeit war, wo der Edelmann zu kommen pflegte, befahl er seiner Frau, in der Küche einige Steine aus dem Boden auszubrechen. In dieses Loch mußte sie die brennenden Kohlen schütten, es mit Steinen verdecken, und endlich den Kessel mit dem kochenden Gemüse darauf stellen, welches also lustig weiter brodelte.

Nicht lange, so kam der Edelmann, voll Zornes, daß er einen schlechten Esel für vierhundert Unzen gekauft hatte, und fuhr den Sciauranciovi an: „So betrügst du mich also, nachdem ich so viel für dich gethan habe!" „Ich? euch betrügen?" entgegnete Sciauranciovi, „wie sollte mir so etwas einfallen?" „Ja, hast du mir nicht einen Esel verkauft, den du für einen Goldesel ausgabst, und der nur ein ganz gewöhnlicher Esel ist, der mir noch keinen Thaler gegeben hat." „Nun soll ich noch gar schuld daran sein," klagte Sciauranciovi, „ihr habt doch gestern mit euern eignen Augen gesehen, wie der Esel mir die harten Thaler gab, und wenn er es nun bei euch nicht mehr thut, so ist es ein Zeichen, daß er durch den Wohnungswechsel seine Tugend eingebüßt hat." Der

Edelmann ließ sich beruhigen, und als er am Boden das kochende Gemüse sah, frug er ganz erstaunt, wie das zugehe. „Ja," erwiderte Sciauranciovi, „der Kessel hat eben eine besondere Tugend. Wenn meine Frau nur Wasser und Gemüse oder Fleisch hineinthut, so kocht der Kessel es ganz von selbst gar, und sie kann ihn stehen lassen, wo sie will." Der Edelmann ließ sich wieder durch den klugen Sciauranciovi bethören, und rief: „Du mußt mir den Kessel verkaufen, ich gebe dir dafür, was du willst." „Nein," antwortete Sciauranciovi, „das thu ich nicht, denn meinen Esel habt ihr mir schon verdorben, und ich habe ja nichts, womit ich mich und meine Frau ernähren kann." Der Edelmann aber bat so lange, bis Sciauranciovi endlich sagte: „Nun denn, weil ihr es seid, so will ich euch den Kessel für dreihundert Unzen lassen." „Was! den alten Kessel für dreihundert Unzen!" rief der Edelmann, Sciauranciovi aber meinte: „Es ist eben auch kein gewöhnlicher Kessel, und für weniger kann ich ihn nicht geben."

Also gab ihm der Edelmann die dreihundert Unzen, und nahm den Kessel nach Haus. „Was willst du heute zum Abendessen machen?" frug er seine Frau. „Gemüse!" *) antwortete sie. Da ließ sich der Edelmann das Gemüse geben, that es mit Wasser und Salz in den Kessel, und setzte diesen auf den Boden. „So," sagte er, „nun können wir spazieren gehen." „Bist du toll?" rief die Frau, „was soll denn das für ein Gericht geben?" „Dafür laß du mich nur sorgen," sagte der Edelmann, und führte seine Frau spazieren, bis es zum Abendessen Zeit war. „Jetzt wollen wir nach Hause gehen," sagte er dann, „da werden wir unser Gemüse gekocht und gut finden." Als sie aber nach Hause kamen, stand der Kessel noch gerade so, wie sie ihn verlassen hatten, und sie hatten nun nichts zum Abendessen.

Da ward der Edelmann sehr zornig, und ging am andern Morgen wieder zu Sciauranciovi. Der aber war schlau, und wußte wohl, daß der Edelmann sehr zornig sein würde. Also kam er zu seiner Frau,

*) Minestra.

zeigte ihr zwei kleine graue Kaninchen, und sprach: „Ich lasse dir ein Kaninchen hier. Wenn nun der Patron kommt, so sage ihm, ich sei nicht zu Hause, du würdest mich aber rufen lassen. Dann sprich zum Kaninchen: „„Geh flugs, und rufe deinen Herrn,““ und laß es laufen.“ Also gab er der Frau das eine Kaninchen, und versteckte sich mit dem andern in der Nähe des Hauses.

Nicht lange, so kam der Edelmann und frug nach Sciauranciovi. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ sagte die Frau, „ich will ihn aber gleich rufen lassen. Schnell, mein Thierchen, geh hin zu deinem Herrn und rufe ihn.“ Mit diesen Worten öffnete sie die Thüre und ließ das Kaninchen laufen. Bald darauf kam Sciauranciovi ins Haus herein, und hielt in seinen Armen das andre Kaninchen, das er streichelte und herzte. Darüber war der Edelmann so erstaunt, daß er seinen ganzen Zorn vergaß und ausrief: „Wie? Sciauranciovi! ist das Kaninchen wirklich gegangen dich zu rufen?“ „Gewiß, Excellenz,“ antwortete Sciauranciovi, „ich kann gehen wohin ich will, so findet mich das Thierchen doch immer, und deßhalb schickt meine Frau es mir nach, wenn Jemand nach mir fragt.“ „Sciauranciovi,“ sprach der Edelmann, „du mußt mir das Kaninchen verkaufen, ich gebe dir dafür so viel du willst.“ Sciauranciovi that als wolle er nicht, endlich aber ließ er sich überreden, und sprach: „Weil ihr es seid, so will ich euch das Kaninchen für zweihundert Unzen verkaufen.“ Da gab ihm der Edelmann zweihundert Unzen, und trug das Kaninchen nach Hause. Dort sprach er zu seiner Frau: „Ich gehe jetzt aus, wenn Jemand kommt und nach mir verlangt, so sprich du nur zum Kaninchen: „„Flugs, mein Thierchen, geh hin, und rufe deinen Herrn,““ und laß es zur Thür hinaus laufen.“

Als der Edelmann eine Weile fort war, kam Einer, der mit ihm zu sprechen hatte. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ antwortete die Frau, „ich will ihn aber rufen lassen.“ Da sprach sie zum Kaninchen: „Flugs, mein Thierchen, geh hin und rufe deinen Herrn,“ öffnete die Thür und ließ es hinaus laufen. Das Kaninchen aber sprang mit schnellen Sätzen ins Feld hinein und war nicht mehr zu sehen. Die Frau

wartete und wartete auf ihren Mann, der erschien aber nicht, also daß der Andre ungeduldig wurde und wieder fortging.

Als nun der Edelmann Abends spät nach Hause kam, erzählte ihm die Frau, was vorgefallen war. Da merkte er, daß Sciauranciovi ihn zum drittenmale betrogen hatte und schwur, sich zu rächen. Am andern Morgen rief er vier starke Männer und gab ihnen einen großen Sack, dahinein sollten sie den Sciauranciovi stecken, und ihn ins Meer werfen. Er selbst ging mit, um zu sehen, daß Sciauranciovi auch wirklich umgebracht würde. Die vier Männer kamen zu Sciauranciovi, steckten ihn mit Gewalt in den Sack, und trugen ihn fort. Als sie vor der Stadt draußen waren, wurde eben in einer kleinen Kirche zur Messe geläutet, und da der Edelmann ein frommer Mann war, so sprach er zu den vier Männern: „Wir wollen noch eben eine Messe hören, stellt den Sack so lange an die Mauer." Das thaten sie, und traten in die Kirche.

In der Nähe aber weidete ein Hirt seine Schafe und pfiff dabei ein Liedlein. Als das der kluge Sciauranciovi hörte, fing er in seinem Sack auf einmal an, zu schreien: „Aber ich will ja nicht, aber ich will ja nicht!" Der Schäfer hörte auf zu pfeifen, und schaute sich ganz verwundert um, wer denn da gesprochen habe. Als er nun den Sack bemerkte, in welchem Sciauranciovi eben wieder schrie: „Aber ich will ja nicht!" näherte er sich ihm und frug: „Was willst du denn nicht? Warum schreist du so?" „Ach," antwortete Sciauranciovi, „da wollen sie mich mit aller Gewalt zum König hintragen, damit ich die schöne Königstochter heirathen soll; ich will aber nicht." „Wäre ich doch an deiner Stelle!" rief der Hirte, „ich wollte die schöne Königstochter gleich heirathen!" „Weißt du was?" sprach Sciauranciovi. „Laß mich heraus, und nimm du meine Stelle ein, so ist uns Beiden geholfen." Der Hirte willigte mit großer Freude ein, band den Sack los und ließ den Sciauranciovi heraus. Dann kroch er selbst in den Sack, den Sciauranciovi fest zuband, und dann vergnügt mit der ganzen Schafheerde fortging.

Als die Messe zu Ende war, kamen der Edelmann und die vier

Männer wieder aus der Kirche, luden den Sack auf, trugen ihn ans Meer und warfen ihn ins Wasser. „So!" dachte der Edelmann, „jetzt habe ich mich an dem unverschämten Menschen gerächt." Als er aber zur Stadt zurückging, siehe, da begegnete ihm Sciauranciovi, der vergnügt eine große Heerde Schafe vor sich her trieb. „Sciauranciovi? Wo kommst du denn her?" rief der Edelmann. „Ach, Excellenz, wenn ihr wüßtet, wie es mir ergangen ist," erwiderte der kluge Sciauranciovi. „Als ihr mich ins Wasser werfen ließet, sank ich ganz sanft unter, und auf dem Boden des Meeres fand ich eine Menge Schafe; da trieb ich so viele zusammen, als ich nur konnte, und kam wieder herauf." „Sind noch mehr Schafe da unten?" frug gleich der Edelmann. „Mehr als ihr euch denken könnt," antwortete Sciauranciovi. „So führe mich gleich hin," sprach der Edelmann, „damit ich mir meinen Theil hole."

Also gingen sie ans Ufer, und der Edelmann kroch in den Sack hinein; den mußte Sciauranciovi zubinden und dann ins Meer werfen. Da sank der Edelmann unter und ertrank. Sciauranciovi aber trieb seine Heerde nach Hause, und blieb von nun an vergnügt und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

## 72. Don Giovanni di la Fortuna.

Es war einmal ein Mann, der war sehr reich, und hieß Don Giovanni di la Fortuna. Er war aber ein Verschwender, wußte mit seinem Geld nicht hauszuhalten, und brachte alles durch. Als er nun nichts mehr hatte, mußte er betteln gehen, kleidete sich als armer Pilgrim, und wanderte so durch das ganze Land. Da begegnete ihm eines Tages ein vornehmer Herr, das war der Teufel, und sprach zu ihm: „Willst du reich werden, und ein herrliches Leben führen?" „Ja, warum nicht?" antwortete Don Giovanni. „Hier hast du eine Börse," fuhr der Teufel fort; „wenn du zu ihr sprichst: Liebe Börse, gib Geld heraus*), so

*) Vizzottu miu, nesci danaru.

wird sie dir so viel Geld geben, als du willst. Du mußt dich aber dafür drei Jahre, drei Monate und drei Tage lang nicht waschen, nicht kämmen, den Bart nicht scheeren und die Kleidung nicht wechseln. Wenn du das alles genau thust, so bleibt die Börse dein, und wenn die Zeit verflossen ist, lasse ich deine Seele und nehme zwei andere dafür." Don Giovanni war es zufrieden, nahm die Börse und zog fort. Wenn er nun kein Geld mehr hatte, so brauchte er nur die Börse zu ziehen, und zu sagen: „Liebe Börse, gib Geld heraus," so hatte er so viel Geld als er wollte. Er durfte sich aber nicht waschen, und bald war er so schmutzig, daß man ihn gar nicht mehr ansehen konnte, und der Bart und das Haar hingen ihm wirr um den Kopf herum; seine Pilgrimskutte zerfiel in Lumpen und er war voll von Ungeziefer. Da kam er eines Tages in eine Stadt, und sah da ein sehr schönes Haus, und weil die Sonne so schön schien, so setzte er sich auf die Stufen des Palastes und fing an, das Ungeziefer von seinem Leibe zu suchen. Das sah die Magd, und sprach zu ihrem Gebieter: „Padrone, da unten sitzt ein Mensch, der ist so schmutzig, wie ich noch nie etwas gesehen habe. Jaget ihn doch weg, damit er uns das Haus nicht mit Ungeziefer erfülle."

Da ging der Hausherr hinaus und fuhr den Don Giovanni an: „Du schmutziger Bettler, willst du gleich fort von meinem Haus!" „Seid nur nicht so grob," sprach Don Giovanni, „ich bin kein Bettler, und wenn es mir gefällt, so kann ich euch und eure Frau zwingen, Hand in Hand das Haus zu verlassen." „Wie wolltest du denn das anfangen?" lachte der Herr des Hauses. „Wollt ihr mir euer Haus verkaufen?" frug Don Giovanni. „Ich kaufe es euch gleich ab." Der Andre meinte, der schmutzige Bettler sei verrückt, und um sich einen Spaß zu machen, nahm er das Anerbieten an, und rief: „Gut, komm nur mit; wir wollen gleich zum Notar gehn und den Contrakt aufsetzen." Also gingen sie zum Notar, und der Herr verkaufte dem Don Giovanni das ganze Haus für sehr viel Geld, das sollte er innerhalb acht Tagen herbeischaffen. Don Giovanni ging und miethete zwei Zimmer in einem Wirthshaus, und sprach nun fortwährend: „Liebe Börse, gib Geld heraus," und die

Börse gab ihm immer mehr Geld, bis endlich nach acht Tagen das ganze Zimmer voll Gold war.

Als nun der Besitzer des Hauses kam, um sein Geld in Empfang zu nehmen, führte ihn Don Giovanni in das Zimmer voll Geld und sprach: „So, jetzt nehmt so viel ihr wollt." Der Andre schaute das Geld mit offenem Munde an, weil er aber sein Wort gegeben hatte, so konnte er nichts anderes thun, als sein Geld zu nehmen, und dem schmutzigen Bettler sein Haus zu überlassen. Da nahm er seine Frau an der Hand, und verließ mit ihr das Haus, wie Don Giovanni ihm vorhergesagt hatte. Der aber zog vergnügt in das Haus ein, und ließ sich nichts abgehen. Nur wurde er mit jedem Tage schmutziger und häßlicher. Nun begab es sich, daß der König einmal viel Geld brauchte, und da er von diesem steinreichen Don Giovanni hörte, so schickte er zu ihm, und ließ ihn bitten, ihm eine große Summe Geldes zu leihen. Don Giovanni war gleich bereit, ließ einen großen Wagen hoch mit Geldsäcken beladen und schickte sie ihm. Der König war sehr erstaunt und dachte: „Wer ist dieser? der ist ja viel reicher als ich." Als er nun wieder Geld eingenommen hatte, ließ er dem Don Giovanni seine Säcke füllen und schickte sie ihm zurück, der aber sprach zu den Dienern: „Saget dem König, er beleidige mich auf diese Weise. Ich soll doch das bischen Geld nicht zurücknehmen? Und wenn er es nicht will, so behaltet ihr es." Die Diener gingen zum König zurück, und sagten ihm Alles, und der König verwunderte sich immer mehr über den reichen Mann. Da sprach er eines Tages zur Königin: „Liebe Frau, dieser Mann hat mir einen großen Dienst erwiesen, und hat erst noch das Geld nicht zurücknehmen wollen. Da er nun ein so reicher Herr ist, so will ich ihm meine älteste Tochter zur Frau geben." Die Königin war es zufrieden, und der König schickte einen Gesandten zu Don Giovanni, und ließ ihn fragen, ob er ihm die Ehre erweisen wolle, seine älteste Tochter zu seiner Gemahlin zu nehmen. „Nun," dachte Don Giovanni, „ jetzt geht ja alles gut, wenn ich die Tochter des Königs zu meiner Frau bekomme," und sagte ja. Da schickte der König wieder zu ihm und ließ ihn bitten, er möge

ihm doch sein Bildniß schicken, seine älteste Tochter wünsche es zu sehen. Das that Don Giovanni, als aber die Königstochter den schmutzigen, struppigen Pilgrim erblickte, fing sie laut an zu schreien: „Diesen schmutzigen Bettler soll ich heirathen? Nein, ich will ihn nicht! ich will ihn nicht!" „Ach, Kind," bat der König, „wie konnte ich wissen, daß dieser reiche Don Giovanni ein so häßlicher Mensch ist? Aber nun habe ich mein königliches Wort gegeben, und nun hilft nichts, du mußt ihn heirathen." „Nein, Vater, das thue ich nicht. Ihr könnt mir den Kopf abhauen, aber diesen schmutzigen, nichtswürdigen Bettler heirathe ich nicht." Auch die Königin sprach wie ihre Tochter, und machte dem König viele Vorwürfe, daß er seiner Tochter einen so ekelhaften Menschen zum Mann geben wolle. Die jüngste Tochter aber sprach: „Lieber Vater, seid nicht so traurig. Wenn meine Schwester den Don Giovanni nicht will, so nehme ich ihn, denn euer königliches Wort dürfet ihr nicht brechen." Da war der König sehr erfreut und umarmte sein liebes Kind; die Königin aber und ihre älteste Tochter lachten die Jüngere aus.

Nun schickte der König wieder einen Gesandten zu Don Giovanni, und ließ ihm sagen, er möge den Tag der Hochzeit feststellen, denn die Königstochter sei bereit. „Gebet mir zwei Monate Zeit," antwortete Don Giovanni. Nach einem Monat aber waren die drei Jahre, drei Monate und drei Tage seines Bundes mit dem Teufel um. Da ließ sich Don Giovanni seinen langen Bart abnehmen, sich saubere Kleider geben, badete einen ganzen Monat in wohlriechendem Wasser und nach dieser Zeit war er ein so schöner Jüngling, wie man nirgends einen schöneren sehen konnte. Dann legte er königliche Kleider an, setzte sich in ein wunderschönes Schiff und fuhr in die Stadt, wo der König wohnte. Da er nun in den Hafen einfuhr, kamen der König und die Königin mit ihren beiden Töchtern aufs Schiff, um ihn zu begrüßen, und die ältere Königstochter nebst ihrer Mutter lachten immer die Jüngste aus, daß sie nun einen so schmutzigen Mann kriegen werde. Als sie aber den wunderschönen Jüngling erblickten, wurden sie so von Zorn und Neid erfüllt, daß sie sich Beide ins Meer stürzten und ertranken; und der Teufel nahm ihre beiden Seelen. Die

jüngste Königstochter aber war hoch erfreut über ihren schönen Gemahl, und sie fuhren ans Land und feierten eine glänzende Hochzeit; und als der alte König starb, wurde Don Giovanni König, und weil er die Börse hatte, ging ihm auch das Geld nie aus. Da blieben sie zufrieden und glücklich, und wir wie ein Bündel Wurzeln *).

## 73. Von dem König, der eine schöne Frau wollte.

Es war einmal ein König, der wollte sich gern verheirathen; seine Frau sollte aber schöner als die Sonne sein, und so viele Mädchen er auch sah, es war ihm keine schön genug. Da rief er seinen vertrauten Diener, und befahl ihm, überall nachzuforschen, ob er wohl irgendwo ein hübsches Mädchen fände. Der Diener machte sich auf, und wanderte durch das ganze Land, fand aber keine, die ihm schön genug dünkte. Eines Tages aber, da er wieder viel gelaufen war und großen Durst spürte, kam er an ein Häuschen. Da klopfte er an, und verlangte einen Trunk Wasser. In dem Häuschen aber wohnten zwei ganz alte Weiber, davon war die eine achtzig Jahr alt und die andere neunzig, und die ernährten sich mit Spinnen. Da nun der Diener um etwas Wasser bat, stand die achtzigjährige auf, öffnete ein kleines Thürchen im Laden und reichte ihm so das Wasser hinaus. Vom vielen Spinnen werden aber die Hände sehr weiß und fein, und als der Diener die weiße Hand sah, dachte er: es muß ein schönes Mädchen sein, wenn es eine so weiße, feine Hand hat." Also machte er sich eilends auf, kam zum König und sprach: „Königliche Majestät, ich habe gefunden, was ihr sucht; dies und das ist mir passirt." „Gut," antwortete der König, „geh noch einmal hin und schaue zu, ob du sie sehen kannst,"

Der Diener kam zum Häuschen, klopfte an und verlangte wieder etwas Wasser. Die Alte aber machte die Fenster nicht auf, sondern reichte

*) D. h. wir haben nichts davon.

ihm den Krug durch die kleine Oeffnung im Laden. „Wohnt ihr ganz allein da drinnen?“ frug der Diener. „Nein,“ antwortete sie, „ich wohne mit meiner Schwester hier; wir sind arme Mädchen, und ernähren uns von unserer Hände Arbeit.“ „Wie alt seid ihr denn?“ „Ich bin fünfzehn Jahre alt und meine Schwester zwanzig.“ Da ging der Diener zum König und berichtete ihm alles, und der König sprach: „Ich will die fünfzehnjährige. Gehe hin und bringe sie mir hierher.“ Als nun der Diener zu den beiden Alten kam und ihnen sagte, der König wolle die Jüngere zu seiner Gemahlin erheben, antwortete sie: „Saget dem König, ich sei bereit, seinen Willen zu thun. Seit meiner Geburt bin ich von keinem Sonnenstrahl getroffen worden, und wenn mich jetzt ein Sonnenstrahl oder Lichtstrahl trifft, so muß ich ganz schwarz werden. Bittet also den König daß er mir Abends einen geschlossenen Wagen schicke, so will ich zu ihm aufs Schloß fahren.“

Als der König das hörte, schickte er ihr königliche Kleider und einen geschlossenen Wagen, und als es Nacht geworden war, verhüllte die Alte ihr Gesicht mit einem dichten Schleier und fuhr aufs Schloß. Der König empfing sie voll Freuden und bat sie, den Schleier doch abzunehmen. Sie aber antwortete: „Hier brennen zu viele Kerzen, und ihr Licht würde mich schwarz machen.“ Also ließ sich der König mit ihr trauen, ohne ihr Gesicht gesehn zu haben. Als sie aber in die Kammer des Königs kam und den Schleier abnahm, sah der König erst, was für eine häßliche Alte er zu seiner Frau genommen hatte, und in seinem Zorn riß er das Fenster auf und warf sie hinaus. Glücklicherweise war ein Nagel in der Mauer, an dem blieb sie mit ihrem Kleide hängen, und hing nun so zwischen Himmel und Erde. Zufällig kamen vier Feen vorbei, und als sie die Alte da hängen sahen, rief die Eine: „Seht, Schwestern, das ist die Alte, die den König angeführt hat, wollen wir ihr wünschen, daß ihr Kleid zerreiße und sie herunterfalle?“ „Ach, nein, thun wir das nicht,“ rief die jüngste und schönste Fee, „wir wollen ihr lieber jede etwas Gutes wünschen. Ich wünsche ihr Jugend.“ „Und ich Schönheit.“ „Und ich Weisheit.“ „Und ich ein gutes Herz.“ So riefen die Feen, und während sie

noch sprachen, wurde die Alte zu einem wunderschönen jungen Mädchen, wie man es nirgends schöner sehen konnte.

Als der König am andern Morgen zum Fenster hinausschaute und das schöne Mädchen da hängen sah, erschrak er und dachte: „Ich Unglücklicher, was habe ich gethan! Hatte ich denn diese Nacht keine Augen?“ Da ließ er sie vorsichtig mit langen Leitern herunterholen und bat sie um Verzeihung und sprach: „Nun wollen wir aber auch ein großes Fest feiern und recht vergnügt sein.“ Da feierten sie ein glänzendes Fest, und die junge Königin war die Schönste in der ganzen Stadt.

Eines Tages nun kam die alte neunzigjährige Schwester auf das Schloß, und wollte ihre Schwester, die Königin besuchen. „Wer ist dieses häßliche Wesen?“ frug der König. „Eine alte Nachbarin, die halb närrisch ist,“ antwortete schnell die Königin. Die Alte aber schaute immer nur ihre verjüngte Schwester an und sagte: „Wie hast du es nur angefangen, so jung und schön zu werden? Ich will auch wieder jung und schön sein.“ Da sie nun den ganzen Tag dasselbe frug, so verlor die Königin endlich die Geduld und sagte: „Ich habe mir meine alte Haut abziehen lassen, und da ist diese neue glatte Haut zum Vorschein gekommen.“ Da ging die Alte zu einem Barbier und sprach zu ihm: „Ich gebe euch, was ihr wollt, ihr müßt mir aber meine alte Haut abziehen, daß ich wieder jung und schön werde.“ Aber gute Alte, ihr müßt ja sterben, wenn ich euch die Haut abziehe. Die Alte wollte aber nichts hören, und so that der Barbier ihr endlich den Willen, nahm sein Messer und machte ihr einen Schnitt in die Stirn. „Ai!“ schrie die Alte.

„Wer schön will aussehen,
Muß Schmerz und Leid ausstehen,“*)

antwortete der Barbier. „So häutet nur, Meister!“ sprach die Alte. Als der Barbier aber immer weiter schnitt, fiel die Alte auf einmal um und war todt.

*) »Cu bedda voli pariri,
Peni e guai hav'a suffriri.«

## 74. Von Einem, der mit Hülfe des heiligen Joseph die Königstochter gewann.

Es war einmal ein Mann, der war sehr reich und hatte drei Söhne. Als er nun zu sterben kam, vertheilte er sein Hab und Gut unter die drei Brüder, und gab Jedem gleich viel. Nun begab es sich, daß der König in seinem ganzen Reiche verkündigen ließ, wer ein Schiff bauen würde, welches zu Lande und zu Wasser fahren kann, der solle seine Tochter zur Frau bekommen. Da dachte der älteste Bruder: „Ich habe so großen Reichthum, so will ich denn versuchen, das Schiff zu bauen." Also berief er alle Schiffsbaumeister aus dem ganzen Land, und ließ das Schiff bauen. Als nun aber auch alte Leute kamen und ihn frugen: „Meister, dürfen wir auch arbeiten, daß wir unser Brot verdienen?" so wies er sie mit harten Worten ab und sprach: „Euch kann ich nicht brauchen, ihr habt ja keine Kräfte mehr." Dann kamen auch ganz junge Gesellen, und baten ihn um Arbeit, er aber antwortete: „Ich kann euch nicht gebrauchen, ihr seid ja noch so schwach." Und wenn Arbeiter kamen, die nicht ganz geschickt waren, so jagte er sie mit harten Worten fort.

Endlich kam noch ein ganz altes Männchen mit einem langen, weißen Bart, das sprach zu ihm: „Willst du mich nicht auch arbeiten lassen, daß ich mein Brot verdiene?" Der Jüngling aber wies ihn fort, wie die andern.

Als nun das Schiff vollendet war, und abfahren sollte, that es auf einmal einen Knall, und das ganze Schiff fiel zusammen. Der Jüngling aber hatte nun gar nichts mehr, und war zum armen Manne geworden. Da kehrte er zu seinen Brüdern zurück, die nahmen ihn auf und behielten ihn bei sich. Der zweite Bruder aber dachte: „Mein Bruder hat es gewiß ungeschickt angefangen, daß ihm das Schiff zusammengefallen ist, nun will ich mein Glück versuchen, und wenn es mir gelingt, so ist die schöne Königstochter mein." Also berief er wieder alle Schiffsbaumeister, und ließ sich ein neues Schiff bauen. Er war aber eben so hartherzig wie sein Bruder, und wenn Greise kamen, oder junge Gesellen, oder

ungeschickte Arbeiter, so jagte er sie mit harten Worten fort. Zuletzt kam auch das alte Männchen mit dem langen weißen Bart und bat um Arbeit. Er aber wies es ab.

Als nun das Schiff vollendet war, that es wieder einen Knall, und das ganze Schiff fiel zusammen; der Zweite blieb eben so arm als sein älterer Bruder, und Beide mußten sich von dem Jüngsten ernähren lassen. Da dachte dieser: „Soll ich allein meine beiden Brüder ernähren? Ich will auch mein Glück versuchen; gelingt es mir, die schöne Königstochter zu erlangen, so habe ich genug für mich und meine Brüder; gelingt es mir nicht, so sind wir doch wenigstens alle drei gleich arm." Also berief er wieder alle Schiffsbaumeister, die mußten ihm ein neues Schiff bauen. Da nun ganz alte Leute kamen, und ihn um Arbeit baten, antwortete er ihnen: „Gewiß, es ist Arbeit genug für Alle da, verdient euch nur euer Brot." Und als Knaben kamen und ihn baten: „Meister, lasset uns arbeiten, daß wir unser Brot verdienen," gab er ihnen auch Arbeit. Und selbst die ungeschickten Arbeiter wies er nicht zurück, sondern ließ sie arbeiten, und ihr Brot verdienen. Zuletzt kam noch das alte Männchen und bat: „Laß mich auch arbeiten, daß ich mein Brot verdiene." Er aber antwortete: „Nein, alter Vater*), ihr sollt nicht arbeiten, sondern ihr sollt Aufseher sein über die andern Arbeiter und sollt den ganzen Bau leiten." Das alte Männchen aber war der heilige Joseph, der war gekommen, um dem Jüngling zu helfen, weil er so fromm war, und dem heiligen Joseph so ergeben**), und Tag und Nacht ihm zu Ehren eine Lampe vor seinem Bette brennen ließ.

Als nun das Schiff vollendet war, sprach der heilige Joseph zum Jüngling: „Nun kannst du abreisen, und die schöne Königstochter holen, denn das Schiff kann zu Land und zu Wasser fahren." „Ach, alter Vater," bat der Jüngling, „verlaßt mich nicht und begleitet mich hin zum König." „Gut," sprach der heilige Joseph, „das will ich thun. Weißt du aber, was die Bedingung ist? Von Allem, was du erlangst,

*) Patri granni. **) Era divotu di S. Giuseppe.

mußt du mir die Hälfte abgeben, es möge sein, was es wolle." Das gelobte der Jüngling, und somit begaben sie sich auf die Reise. Und das Schiff fuhr sowohl auf dem Lande als auf dem Wasser. Der Jüngling aber fuhr fort, Tag und Nacht eine Lampe vor dem Bilde des heiligen Joseph zu brennen.

Als sie eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der stand im dichten Nebel und hatte einen großen Sack, den füllte er mit dem Nebel an. „O, alter Vater," rief der Jüngling, was thut denn der?" „Frage ihn," antwortete der heilige Joseph. Da rief er ihm zu: „Was thust du da, schöner Bursche?" „Ich sammle Nebel in einen Sack, das ist meine Kunst." „Frage ihn, ob er mitkommen will," sprach der heilige Joseph. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitkommen." Also nahmen sie ihn mit auf das Schiff, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren zwei, nun sind wir drei?" Nach einer Weile sahen sie einen Mann daher kommen, der hatte den halben Wald ausgerissen, und trug alle die Bäume auf seiner Schulter. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch einmal den Mann an, der alle die Bäume trägt." „Frage ihn, warum er alle die Bäume ausgerissen hat." Da frug der Jüngling den Mann, der antwortete: „Ich habe mir eine kleine Hand voll Reisig gesammelt*). „Frage ihn, ob er mit uns kommen will," sprach der heilige Joseph. Das that der Jüngling, und der Starke antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitgehn." Da nahmen sie ihn auf, und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren drei, nun sind wir vier."

Als sie noch eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der trank aus einem Strome, und hatte schon fast den halben Strom ausgetrunken. „Alter Vater," rief der Jüngling, „seht doch, wie der Mann trinken kann?" „Frage ihn, was er thut. Da frug ihn der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ich habe eben ein Tröpfchen Wasser

*) Ua manulidda di vampugghi.

getrunken.“ „Frage ihn, ob er mitkommen will.“ Das that der Jüngling, und der Mann antwortete: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mit euch gehn.“ Also nahmen sie ihn auf und der Jüngling sagte: „Alter Vater, wir waren vier, nun sind wir fünf.“ Wieder nach einem Weilchen sahen sie einen Mann, der stand an einem Bach, und zielte in das Wasser hinein. „Alter Vater,“ sprach der Jüngling, „wonach zielt denn der Mann?“ „Frage ihn selbst,“ sprach der heilige Joseph. Da rief der Jüngling dem Manne zu: „Schöner Bursche, wonach zielst du?“ „Pst! Pst!“ sagte der Mann, und machte ihnen ein Zeichen, zu schweigen. Der Jüngling aber frug ihn noch einmal: „Wonach zielst du denn?“ „Nun habt ihr sie verscheucht,“ rief der Mann unwillig. In der Unterwelt*) saß eine Wachtel auf dem Baum, die wollte ich schießen; denn das ist meine Kunst: ich treffe Alles, wonach ich ziele.“ Frage ihn, ob er mit uns kommen will.“ Das that der Jüngling, und der Mann sagte: „Ja, wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mitkommen. Da nahmen sie ihn ins Schiff, und der Jüngling sprach: „Alter Vater, wir waren fünf, nun sind wir sechs.“

Als sie nun wieder eine Strecke gefahren waren, sahen sie einen Mann, der kam des Weges daher und machte so lange Schritte, daß er mit dem einen Fuß bei Catania stand, und mit dem andern bei Messina. „Alter Vater, seht doch, wie lange Schritte der Mann macht!“ Frage ihn, was er thut.“ Da frug der Jüngling den Mann, der antwortete: „Ich gehe ein wenig spazieren.“ „Frage ihn, ob er mitkommen will.“ Das that der Jüngling, und der Mann antwortete: „Wenn ihr mir zu essen und zu trinken gebt, so will ich mit euch gehen.“ Da nahmen sie ihn auch noch auf, und der Jüngling sprach: „Alter Vater, wir waren sechs, nun sind wir sieben.“ Der heilige Joseph aber wußte wohl warum er die Alle mitnahm, und durch seine Macht fuhr das Schiff weiter, über Land und über Wasser. Selig der, den es trug! **)

*) A munnu suttanu.
**) Miatu chiddu, a cu portava.

Endlich kamen sie in der Stadt an, wo der König mit seiner schönen Tochter wohnte. Da fuhr der Jüngling vor den Palast, und trat vor den König und sprach: Königliche Majestät, ich habe euren Wunsch erfüllt, und ein Schiff erbaut, das zu Land und zu Wasser fahren kann. Nun gebt mir auch den Lohn, der mir gebührt, nämlich eure Tochter." Der König aber dachte: „Soll ich diesem Unbekannten meine Tochter geben? Ich weiß ja nicht ob er reich ist oder arm, ob ein Cavalier oder ein Bettler." Also sann er darüber nach, wie er dem Jüngling seine Tochter vorenthalten könne, und sprach: „Es ist nicht genug, daß du das Schiff gebaut hast; du mußt noch eine Bedingung erfüllen, und mir einen Läufer schaffen, der im Stande sei, diesen Brief dem Grafen der Unterwelt zu überbringen und in Einer Stunde mit der Antwort zurück zu sein." Diese Bedingung war ja aber nicht dabei," erwiderte der arme Jüngling. Der König antwortete: „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht." Da ging der Jüngling ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Alter Vater, der König will mir seine Tochter nicht geben, wenn ich ihm nicht einen Läufer schaffe, der im Stande sei, einen Brief zu dem Grafen der Unterwelt zu bringen, und in Einer Stunde mit der Antwort wieder da zu sein." „Du Narr," sprach der heilige Joseph, „nimm doch die Bedingung an; du kannst ja den Mann hinschicken, der mit einem Fuße bei Catania stand, und mit dem andern bei Messina." Da ward der Jüngling froh und rief den Mann, und ging mit ihm zum König und sprach: „Ich will die Bedingung erfüllen, und hier ist der Läufer." Also gab ihm der König einen Brief mit für den Grafen der Unterwelt, und der Mann ging mit großen Schritten fort. Als er nun an der Unterwelt angekommen war, sprach der Graf zu ihm: „Warte ein wenig, derweil ich die Antwort schreibe." Er war aber so müde vom schnellen Laufen, daß er über dem Warten einschlief und das Heimgehn ganz vergaß.

Unterdessen wartete der Jüngling voll Angst und Sorge auf den Läufer, und schon war die Stunde beinahe verstrichen, und er kam immer nicht. Da sprach der heilige Joseph zu dem der Alles traf, wonach er

zielte: „Sieh einmal nach, wo der Läufer so lange bleibt.“ Der Mann schaute aus, und sagte dann: „Er ist noch in der Unterwelt, im Palast des Grafen, und schläft. Ich will ihn aber gleich wecken.“ Da zielte er und schoß dem Läufer einen Pfeil ins Knie. Der erwachte sogleich, und da er sah, daß die Stunde schon beinah verronnen war, so sprang er auf, ließ sich die Antwort geben und lief so schnell zurück, daß er an den Hof kam, noch ehe die Stunde um war.

Nun war der Jüngling sehr froh; der König trachtete aber dennoch, wie er ihm die Tochter vorenthalten könnte, und sprach: „du hast die eine Bedingung erfüllt, es ist aber nicht genug. Nun mußt du mir auch einen Mann herbeischaffen, der im Stande ist meinen halben Keller in einem Tag auszutrinken.“ „Diese Bedingung war aber nicht dabei,“ klagte der arme Jüngling. „Willst du die Bedingung nicht erfüllen, so gebe ich dir meine Tochter nicht,“ erwiderte der König. Da ging der Jüngling voll Trauer zum heiligen Joseph, und klagte ihm seine Noth. Der aber antwortete: „Du Narr, du kannst ja den Mann mitnehmen, der den halben Strom austrank.“ Da rief der Jüngling den Mann herbei, und sprach zu ihm: „Getraust du dich wohl, den halben Keller auszutrinken?“ „Gewiß, und wenn es noch einmal so viel wäre, ich bin so durstig,“ antwortete der Mann. Nun gingen sie zum König, der führte sie in seinen Keller, und der Mann trank alle die Fässer leer, und trank Wein und Essig und Oel, — Alles, was sich im Keller befand. Da erschrak der König und sprach: „Ich kann dir meine Tochter nun nicht länger verweigern. Du mußt aber wissen, daß ich ihr nicht mehr Aussteuer gebe, als ein Mann tragen kann.“ „Aber, Königliche Majestät,“ sprach der Jüngling, „wenn ein Mann noch so stark ist, mehr als einen Centner kann er doch nicht tragen, und was ist das für eine Königstochter?“ Der König aber bestand darauf: „Ich gebe ihr nur so viel mit, als ein Mann tragen kann; wenn du diese Bedingung nicht eingehen willst, so gebe ich dir auch meine Tochter nicht.“

Nun ging der Jüngling wieder ganz betrübt zum heiligen Joseph und sprach: „Der König will seiner Tochter nur so viel zur Aussteuer

mitgeben, als ein Mann tragen kann. Nun habe ich mein ganzes Vermögen ausgegeben, um das Schiff zu bauen, und soll nun zu meinen Brüdern zurückkehren?" Du Narr!" sprach der heilige Joseph, „rufe doch den Mann, der den halben Wald auf seinen Schultern trug." Da ward der Jüngling sehr froh, und nahm den Mann mit, und sprach zu ihm: „Lade auf, so viel du nur kannst, den ganzen Palast mußt du mir ausräumen." Das versprach der Mann, und lud auf seine Schultern, was er nur mitnehmen konnte: Schränke, Tische, Stühle, Gold und Silber, ja sogar des Königs goldne Krone, und als er den ganzen Palast ausgeräumt hatte, riß er auch noch das Thor aus den Angeln und packte es oben drauf. Das Alles trug er aufs Schiff und der Jüngling brachte die schöne Königstochter auch hin, und so fuhren sie fröhlich fort. Der König aber ergrimmte sehr, als er sich in seinem leeren Palast sah, und rief alle seine Kriegsschiffe zusammen und befahl seinen Soldaten, das Schiff zu verfolgen, und dem Jüngling alle die Schätze wieder abzunehmen.

Da nun die Kriegsschiffe das Schiff beinah eingeholt hatten, sprach der heilige Joseph zum Jüngling: „Sieh dich einmal um, und sage mir, was du siehst." Als nun der Jüngling alle die Schiffe sah, erschrak er und rief: „Ach, alter Vater, ich sehe eine Menge Kriegsschiffe, die verfolgen uns, und haben uns schon beinahe eingeholt." Da befahl der heilige Joseph dem Manne, der den Nebel gesammelt hatte, er solle seinen Sack öffnen, und alsbald erhob sich ein dichter Nebel, der das Schiff so einhüllte, daß die Soldaten es nicht mehr sahen und unverrichteter Sache zum König heimkehren mußten. Der heilige Joseph aber ließ durch seine Macht das Schiff weiter fahren, bis sie endlich glücklich zu Hause ankamen.

„So," sprach der heilige Joseph, „jetzt bist du wieder zu Hause; nun erfülle aber auch dein Versprechen, und gieb mir die Hälfte von allen deinen Schätzen." „Das will ich thun, alter Vater," sagte der Jüngling, und theilte alle die Schätze in zwei ganz gleiche Theile. Zuletzt war nur noch die goldne Krone da; da zog er sein Schwert und hieb sie

durch und gab die Hälfte auch noch dem heiligen Joseph. „Alter Vater," sprach er, „nun habe ich Alles getheilt, und ist nichts mehr übrig." „Wie so ist nichts mehr übrig?" frug der heilige Joseph, „du hast ja das Beste vergessen!" „Das Beste?" sprach der Jüngling; „alter Vater, ich sehe nichts mehr, was wir nicht getheilt hätten." „Und die Königstochter?" frug der heilige Joseph; „lautete die Bedingung nicht also, daß wir Alles theilen müßten, was du erlangen würdest?" Da wurde der Jüngling tief betrübt, denn er hatte die schöne Königstochter von Herzen lieb gewonnen. Er dachte aber: „Ich habe es gelobt, und will mein Versprechen halten,"*) zückte sein Schwert, und wollte die schöne Königstochter auch in zwei Stücke hauen. Als aber der heilige Joseph sein frommes, einfältiges Herz**) sah, rief er: „Halt ein! die schöne Königstochter ist dein, und alle die Schätze auch, denn ich bin der heilige Joseph und bedarf ihrer nicht. Ich habe dir geholfen, weil ich dein frommes, demüthiges Herz erkannt habe. Wenn du in der Noth sein wirst, so wende dich nur immer an mich, ich will dir helfen." Darauf segnete er sie Beide, und verschwand. Der Jüngling aber heirathete die schöne Königstochter, und nahm auch seine Brüder zu sich, und blieb immer ein Ergebener***) des heiligen Joseph, dem zu Ehren er Tag und Nacht eine Lampe brennen ließ.

## 75. Von Ferrazzanu.

Jetzt will ich euch die Geschichte von Ferrazzanu erzählen, der war des Königs Kammerdiener, und ein gar loser Schalk, der immer dumme Streiche trieb. Eines Tages sprach die Königin zu ihm: „Ferrazzanu, ich habe gehört, du habest eine so hübsche Frau, bringe sie doch einmal her, ich möchte sie gerne sehn." „Ja, königliche Majestät," antwortete Ferrazzanu, „das wollte ich schon thun; aber meine Frau ist so taub, daß sie nicht hört, wenn man nicht ganz laut schreit." „O, das thut nichts,"

*) Non c'è faccia. **) Cori simplici. ***) Divotu.

sagte die Königin, „ich will schon laut genug sprechen; bringe sie nur her." Da ging Ferrazzanu zu seiner Frau und sprach: „Höre einmal, die Königin möchte dich gerne sehen. Zieh dich an und komme mit; du mußt aber sehr laut sprechen, denn die Königin ist so taub, daß sie fast gar nichts hört.

Als nun die Frau zur Königin kam, verneigte sie sich tief vor ihr, und schrie mit lauter Stimme: „Bene dicoti, wie geht es euerer königlichen Majestät?" Die Königin war nicht wenig erstaunt, als die Frau so schrie, sie dachte aber: „Arme Frau, sie spricht so laut, weil sie selber taub ist," und antwortete ebenfalls mit lauter Stimme: „Ich grüße euch, ihr seid wohl die Frau des Ferrazzanu?" Die Frau aber dachte auch, als sie die Königin so schreien hörte, sie spräche so laut, weil sie selber taub sei, und so unterhielten sich die Beiden mit schrecklichem Geschrei, daß man es durch das ganze Schloß schallen hörte. Ferrazzanu aber stand hinter der Thüre, und lachte nach Herzenslust über seinen Streich.

Als nun der König den Lärm und das Geschrei hörte, lief er herbei und frug die Königin, was denn das sei. „Ach," antwortete sie mit ihrer natürlichen Stimme, „die Frau des Ferrazzanu hat mich heut besucht, und die arme Frau ist so taub, daß man so laut mit ihr sprechen muß." Nun aber fuhr die Frau auf und sprach: „Wer sagt es, daß ich taub sei? Ihr seid ja selbst taub, Frau Königin, denn mein Mann hat es mir gesagt."

Als nun die Königin merkte, daß Ferrazzanu sie zum Besten gehabt habe, ward sie sehr zornig, und der König ließ seinen Kammerdiener rufen, und machte ihm viele Vorwürfe. Strafen aber wollte er ihn nicht, weil er ihn so lieb hatte. Die Königin jedoch drang immer in ihren Gemahl, er solle doch den nichtsnutzigen Ferrazzanu bestrafen lassen, der sein Spiel mit ihr getrieben. Weil sie denn nun immer das Eine sagte, so gedachte der König, endlich sie zufrieden zu stellen, und schrieb dem Hauptmann der Festung einen Brief, darin stand, er solle dem Ueberbringer hundert Stockstreiche geben lassen. Den Brief aber sollte Ferrazzanu selbst hintragen.

Als nun Ferrazzanu den Brief in die Hand nahm, besah er ihn zuerst von allen Seiten, roch auch daran und trieb das so lange, bis der König ihn frug, warum er das thue?" „Königliche Majestät," antwortete er, „diesen Brief kann ich nicht besorgen, denn er stinkt." „Was, du Hallunke," schrie der König, „wie kannst du sagen, daß etwas stinkt, was aus meiner Hand kommt?" „Ja, königliche Majestät," antwortete der kluge Ferrazzanu, für euch stinkt er auch nicht, sondern nur für mich. Der König freute sich über seinen klugen Kammerdiener, und wollte ihm gern die Strafe erlassen. Weil aber die Königin nur zorniger wurde gebot er dem Ferrazzanu, den Brief sogleich zu besorgen, sonst werde er ihn wegjagen. Also nahm Ferrazzanu den Brief, und machte sich betrübt auf den Weg zum Hauptmann der Festung. Unterwegs begegnete ihm ein kräftiger Bauernbursche, den rief er an und sagte: „Höre einmal, schöner Bursche, willst du wohl einen Carlino*) verdienen?" „Jawohl, wenn ihr mir sagt, auf welche Weise," antwortete der Bursche. „Besorge diesen Brief für mich," sprach der kluge Ferrazzanu, gab ihm den Brief und einen Carlino und schlich ihm dann leise nach.

Als der Hauptmann den Brief gelesen hatte, ließ er flugs den Burschen binden und ihm hundert Stockstreiche geben. Ferrazzanu aber kehrte vergnügt in das Schloß zurück. Da ihn nun der König ganz wohlbehalten ankommen sah, ward er sehr erstaunt und dachte bei sich: „Hat er etwa meinen Brief nicht besorgt?" Da hörte er den klugen Kammerdiener draußen laut singen: „Ich habe ein gutes Geschäft gemacht; hundert Stockstreiche habe ich für einen Carlino verkauft. Als der König und die Königin das hörten, mußten sie so über den klugen Ferrazzanu lachen, daß sie ihm nicht mehr böse sein konnten.

## 76. Die Geschichte von Giuseppinu.

Es waren ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und hätten doch so gern ein Söhnchen oder Töchterchen gehabt. Die

*) Zwei Groschen.

Königin war dem heiligen Joseph sehr ergeben, und wandte sich zu ihm und sprach: „O, heiliger Joseph! Wenn ihr mir ein Kind bescheert, so will ich es Giuseppe oder Giuseppina nennen."

Nicht lange, so hatte die Königin Aussicht auf ein Kind, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen Sohn, und nannte ihn Giuseppinu. Der Knabe wuchs heran und wurde mit jedem Tage schöner und stärker.

Als er nun im Alter von dreizehn oder vierzehn Jahren war, bekam er eine große Sehnsucht, die Welt zu sehen und sprach zu seinen Eltern: „Lieber Vater und liebe Mutter, lasset mich ziehen, denn ich muß in die weite Welt hinaus." „Ach, mein lieber Sohn, wo willst du hin?" antworteten sie. „Bleibe doch bei uns, hier mangelt es dir ja an nichts." Weil ihn nun seine Eltern nicht ziehen lassen wollten, machte er sich eines Morgens heimlich auf den Weg, und entfloh.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich in eine Stadt, wo ein andrer großer König herrschte, der eine wunderschöne Tochter hatte. Da ging Giuseppinu vor den königlichen Palast, und spazierte immer auf und ab. Die Königstochter aber stand am Balkon, und da sie den schönen Knaben sah, gefiel er ihr so gut, daß sie zu ihrem Vater ging und sprach: „Lieber Vater, unten ist ein Knabe, wenn ihr nur wüßtet wie schön er ist! Nehmet ihn doch in euren Dienst." Der König aber hatte seine Tochter so lieb, daß er ihr nie eine Bitte abschlagen konnte. Also ließ er gleich den Giuseppinu rufen, und sprach zu ihm: „Willst du in meinen Dienst treten, so will ich dich zu meinem Stalljungen machen." Giuseppinu war es zufrieden, und der König nahm ihn als Stalljunge in seine Dienste.

Nun blieb er lange Zeit da, und die Königstochter gewann ihn immer lieber, und eines Tages sprach sie zu ihrem Vater: „Lieber Vater, Giuseppinu ist für einen Stalljungen viel zu gut, machet ihn doch zum Lakaien, daß er im Palaste selbst diene." Der König erfüllte wieder den Wunsch seiner Tochter, und Giuseppinu wurde Lakai. Es war aber unter den Pferden des Königs ein kleines Pferdchen, das hatte er so gern, daß er oft in den Stall ging, und es streichelte. Die Königstochter

gewann den schönen Jüngling immer lieber, ja endlich faßte sie eine so heftige Liebe zu ihm, daß sie zum König ging und sprach: „Lieber Vater, gebet mir den Giuseppinu zum Mann." Nun wurde aber der König zornig und sprach: „Das ist nicht möglich, dir gebührt ein Herrscher zum Mann und nicht ein so elender Diener." Weil aber die Königstochter nicht nachließ mit Bitten und Thränen, so sprach er endlich: „Ich will mit meinen Räthen darüber sprechen, was die mir rathen, will ich thun." Da berief er alle seine Räthe und sprach: „Meine Tochter will durchaus ihren Lakaien, den Giuseppinu, heirathen, und weint nun Tag und Nacht, weil ich ihn ihr verweigert habe. Rathet mir, was soll ich thun?" Da antworteten sie: „Königliche Majestät, saget dem Giuseppinu, er solle die Königstochter heirathen, vorher aber müsse er eine Reise machen und große Reichthümer mitbringen. Dazu geben wir ihn ein schlechtes Schiff, so wird er untergehen und ertrinken. Die Königstochter aber wird ihn vergessen." Dieser Rath gefiel dem König sehr gut, und er rief den Giuseppinu zu sich und sprach: „Giuseppinu, ich will dir meine Tochter zur Frau geben, du mußt aber vorher eine Reise machen, und große Reichthümer mitbringen, sonst schneide ich dir den Kopf ab."

Da ging der arme Giuseppinu zu seinem Pferdchen in den Stall, streichelte es und sprach: „Ach, mein liebes Pferdchen, nun muß ich von dir scheiden, denn der König will mich auf die Reise schicken. Ach! wo soll ich armer Junge denn hingehen!" Wie er so klagte, erschien auf einmal ein altes Männlein in einer Mönchskutte, das war der heilige Joseph; Giuseppinu wußte es aber nicht. „Was weinst du?" frug ihn das Mönchlein. Da klagte ihm Giuseppinu sein Leid, der heilige Joseph aber antwortete: „Sage dem König nur: ja, du wollest die Reise machen; er solle dir nur ein Schiff voll Salz mitgeben. Ich aber will mit dir reisen, und du sollst sehen, es ist dein Glück." Da ging Giuseppinu zum König und sprach: „Königliche Majestät, ich will die Reise machen; gebet mir nur ein Schiff voll Salz mit, so will ich gehen." Nun war der König sehr froh, und gab ihm ein Schiff voll Salz. Das

Schiff war aber so schlecht und alt, daß von allen Seiten das Wasser hereinfloß, denn der König wünschte, Giuseppinu möchte untergehen. Da schiffte Giuseppinu sich ein, und sogleich erschien auch der heilige Joseph an Bord. Kaum aber betrat der Heilige das Schiff, so wurde ein großes, starkes Fahrzeug daraus, das fuhr gar schnell über das Meer.

Nun segelten sie eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, wo die Leute kein Salz hatten, um ihre Speisen zu würzen. „Höre, Giuseppinu," sprach der Heilige, „bleibe du hier, ich will ans Land gehen." Da füllte er sich die Aermel seiner Mönchskutte mit Salz, und fuhr ans Land. Er ging sogleich in ein Wirthshaus, wo viele Leute bei einander saßen, setzte sich zu ihnen und aß auch. Weil aber die Speisen ohne Salz gekocht waren, so nahm er ein wenig Salz aus dem Aermel, streute es über seinen Teller und aß. Da frugen ihn die Leute: „Was habt ihr auf euer Essen gestreut?" „Es fehlte das Salz drin," sagte er, „darum habe ich ein wenig dazu gethan." „Was ist denn das, Salz?" frugen die Leute. Da sagte der Heilige: „Ihr wißt nicht, was Salz ist?" griff in seinen Aermel, und streute Jedem etwas auf den Teller. Als die Leute nun kosteten, schmeckten ihnen die Speisen viel besser, und sie sprachen: „Guter Alter, habt ihr noch mehr von diesem köstlichen Salz?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnt ihr es uns nicht geben?" „O ja, wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold gebt." Da brachten ihm die Leute so viel Gold, bis das ganze Schiff voll war, und der heilige Joseph gab ihnen das Salz dafür. „Jetzt wollen wir wieder nach Hause fahren," sprach er zu Giuseppinu, und Giuseppinu war sehr froh, daß er diese Menge Gold erworben hatte. So fuhren sie nach Hause, als sie aber in den Hafen einfuhren, verschwand der Heilige.

Unterdessen saß die Königstochter immer oben auf der Terrasse, und schaute aus, ob Giuseppinu bald käme. Als sie nun sein Schiff erblickte, lief sie voller Freude zum König und sprach: „Lieber Vater, Giuseppinu kommt mit einem wunderschönen großen Schiff." Da erschrak der König und rief schnell seine Räthe, erzählte es ihnen und sprach: „Rathet mir, was soll ich nun thun?" Die Räthe antworteten: „Saget dem

Giuseppinu, was er mitgebracht habe, sei noch nicht genug; wenn er nicht noch einmal eine Reise mache, so könne er die Königstochter nicht heirathen." Als nun Giuseppinu kam, und dem König das viele Gold brachte, sprach dieser: „Das ist wohl eine hübsche Menge Gold, aber es ist noch lange nicht genug, und wenn du die Königstochter heirathen willst, so mußt du eine zweite Reise machen, und noch mehr Geld mitbringen, sonst schneide ich dir den Kopf ab." Da ging der arme Giuseppinu in den Stall zu seinem Pferdchen, und fing an zu jammern und zu weinen. Wie er aber so jammerte, erschien der heilige Joseph wieder, und frug ihn, warum er weine. Da klagte er ihm seine Noth, und der heilige Joseph sprach: „Ist dir die erste Reise nicht gelungen? Geh nur hin und sage dem König, du wollest die Reise machen, er solle dir ein Schiff voll Katzen mitgeben." Das that Giuseppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war noch viel schlechter als das erste. Als aber Giuseppinu sich eingeschifft hatte, so erschien auch der Heilige, und kaum hatte er das Schiff betreten, so wurde es stark und neu, also daß sie fröhlich abfahren konnten.

Sie fuhren eine lange Zeit, und kamen endlich in ein fremdes Land, da gab es keine Katzen und die Mäuse tanzten auf den Tischen herum. „Giuseppinu," sprach der heilige Joseph, „ich gehe ein wenig ans Land, bleibe du so lange hier." Da nahm er einige Katzen, und steckte sie in die weiten Aermel seiner Kutte und fuhr ans Land. Er ging in ein Wirthshaus, wo viele Leute zum Essen waren, und die Mäuse tanzten auf den Tischen herum und sprangen sogar in die Teller. Da zog der Heilige die Katzen aus dem Aermel, und setzte sie auf den Boden, und die Katzen machten sogleich Jagd auf die Mäuse und tödteten eine ganze Menge. Die Leute aber schauten ganz erstaunt zu, und frugen den Heiligen: „Habt ihr noch mehr solcher wunderbaren Thiere?" „O ja, ein ganzes Schiff voll." „Könnet ihr sie uns nicht da lassen?" „Warum nicht? wenn ihr mir ein ganzes Schiff voll Gold dafür gebt." Da beluden ihm die Leute sein Schiff mit Gold, und der Heilige ließ ihnen die Katzen da, und Giuseppinu konnte wieder mit großen Reichthümern nach Hause

fahren. Als sie aber in den Hafen einfuhren, verschwand der heilige Joseph.

Die Königstochter saß auf der Terrasse, und schaute aus, ob Giuseppinu bald käme. Da sie nun sein Schiff erblickte, lief sie zum König und sprach: „Lieber Vater, Giuseppinu kommt, und bringt ein Schiff mit, das ist noch viel größer und schöner als das erste.“ „Was ist denn das?“ sagte der König, „das geht ja nicht mit rechten Dingen zu,“ und berief wieder seine Räthe und sagte ihnen Alles. „Königliche Majestät,“ antworteten sie, „ihr müßt den Giuseppinu eben zum drittenmal auf die Reise schicken, und ihm ein so schlechtes Schiff geben, daß er mit demselben nicht einmal zum Hafen herauskommt.“ Als nun Giuseppinu kam, und dem König all das Gold zu Füßen legte, sprach der König: „Du hast wohl viel Gold erworben, aber es ist noch lange nicht genug, und wenn du die Königstochter heirathen willst, so mußt du eine dritte Reise machen, sonst schneide ich dir den Kopf ab.“ Da ging Giuseppinu wieder voll Trauern in den Stall, und streichelte sein Pferdchen mit vielen Thränen.

Sogleich erschien wieder der heilige Joseph, und da er ihm sein Leid klagte, sprach der Heilige: „Was weinst du denn? Es ist dir ja zweimal gelungen, es wird dir auch diesmal gut gehen. Geh zum König und sage ihm, du wollest seinen Willen thun, er möge dir nur ein Schiff voller Soldatenanzüge mitgeben.“ Das that Giuseppinu, und der König gab ihm ein Schiff, das war so alt und schlecht, daß Giuseppinu nicht einmal hätte zum Hafen heraus kommen können, wenn nicht der Heilige erschienen wäre und ein großes und starkes Schiff daraus gemacht hätte. Wie sie nun so einher fuhren, begegnete ihnen eine feindliche Flotte mit vielen Soldaten, und der feindliche Heerführer sprach zu Giuseppinu: „Wir wollen mit einander kämpfen.“ Da sprach der Heilige zu Giuseppinu: „Nimm den Kampf an, und sage dem feindlichen Heerführer: wer verliere, müsse dem andern sein Schiff geben.“ Also kämpften sie auf diese Bedingung, und Giuseppinu verlor sein Schiff. Der Heilige aber sprach zu ihm: „Verliere den Muth nicht, sondern sage dem feindlichen

Feldherrn: das Schiff habest du verloren, aber nicht die Soldatenanzüge darin. Um diese wollest du jetzt noch einmal kämpfen, und er müsse seine Soldaten dagegen setzen.“ Also kämpften sie noch einmal, und Giuseppinu gewann die Schlacht. Da mußte ihm der feindliche Feldherr seine Soldaten geben, und Giuseppinu befahl, sie sollten ihre Kleider ausziehen, und ließ sie die Uniformen anziehen, die er in seinem Schiffe hatte. Dann stellte er sich an die Spitze seines Heeres, und marschirte mit ihnen gegen die Stadt, wo der König wohnte. Die Königstochter saß wieder auf der Terrasse, und wartete auf Giuseppinu, und da sie die vielen Soldaten erblickte, lief sie zum König und sprach: „Lieber Vater, Giuseppinu kommt, und hat ein ganzes Heer Soldaten bei sich.“ Da erschrak der König und dachte: „Wenn ich ihm meine Tochter jetzt noch verweigere, so raubt er mir gewiß meine Krone.“ Also ging er dem Giuseppinu entgegen, und empfing ihn mit vielen Ehren und sprach: „Du hast alle Bedingungen erfüllt, nun sollst du auch meine Tochter zur Frau bekommen.“ Da wurden drei Tage Festlichkeiten gehalten, und Giuseppinu heirathete die schöne Königstochter, und der heilige Joseph traute sie. Nach der Trauung aber segnete er sie, und sprach: „Ich bin der heilige Joseph, wenn ihr mich nöthig habt, so ruft mich nur, und ich will euch immer helfen.“ Darauf verschwand er, und kehrte in den Himmel zurück. Giuseppinu aber schickte einen Boten zu seinen Eltern, und ließ ihnen sagen: „Euer Sohn lebt noch, und ist der Gemahl einer schönen Königstochter.“ Da freuten sich die Eltern über die Maßen und reisten hin und umarmten ihren lieben Sohn voller Freuden. Und so lebten sie alle glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

---

## 77. Die Geschichte von Pezze e fogghi.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter und einen Sohn. Nun wurde der König einmal so krank, daß er sterben mußte, und als er fühlte, daß er dem Tode nahe war, ließ er seinen Sohn vor sich

kommen, und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich muß nun sterben, und du wirst nach mir König sein. Ich empfehle dir deine drei Schwestern; sorge für sie, bis sie sich verheirathen. Du mußt sie aber nicht nach deinem oder ihrem Gutdünken verheirathen, sondern wenn Eine von ihnen Lust dazu zeigt, so pflücke von dem schönen Rosenstrauch auf der Terrasse eine Rose, und wirf sie auf die Straße. Derjenige, der die Rose aufhebt, soll dann ihr Gemahl sein." Als der König diese Worte gesprochen hatte, starb er, und sein Sohn wurde König.

Nach einiger Zeit kam nun seine älteste Schwester zu ihm, und sprach: „Lieber Bruder, ich wünsche mich zu verheirathen, suche einen Mann für mich aus." „Weißt du auch, was mir unser Vater auf seinem Sterbebette befohlen hat?" sprach der König, und erzählte seiner Schwester, was der Vater gesagt hatte. Da wurde sie zornig und sprach: „War denn unser Vater närrisch? Wie? Ich sollte jeden Beliebigen heirathen müssen, dem es einfällt, die Rose aufzuheben? Lieber heirathe ich gar nicht." „Thu, wie du willst," sprach er, „ich kann dir nicht helfen, denn dies ist unseres Vaters letzter Wille gewesen."

Als aber noch einige Monate verflossen waren, wurde der Königstochter die Zeit lang, und sie trat wieder vor ihren Bruder, und sprach: „Wenn es denn nicht anders sein kann, so will ich nach dem Willen unseres Vaters thun."

Also pflückte der König eine Rose von dem Rosenstrauch auf der Terrasse, warf sie auf die Straße, und befahl einem Soldaten, Wache zu halten, und den Ersten, der die Rose aufheben würde, in den Palast zu schicken.

Als der Soldat eine Weile neben der Rose gestanden hatte, kam ein Fürst vorbei, und da er die schöne Rose am Boden liegen sah, hob er sie auf und sprach: „Ach, die schöne Rose!" „Edler Herr," sprach die Schildwache, „der König wünscht euch zu sprechen." Da kam der Fürst vor den König, der frug ihn: „Habt ihr die Rose aufgehoben, die auf der Straße lag?" „Jawohl, königliche Majestät!" „So müsset ihr auch meine älteste Schwester heirathen." „Königliche Majestät!" sagte

der Fürst ganz erschrocken, „das kann ja nicht sein! Der Königstochter gebührt es, einen Königssohn zu heirathen, und ich bin nur ein Fürst. Wie kann mir diese Ehre werden." „Hier ist von keiner Ehre die Rede," antwortete der König, „sondern es ist nun einmal nothwendig, daß meine Schwester eure Gemahlin werde." Also heirathete die Königstochter den Fürsten, und dachte: „Ist es auch kein Prinz, so bin ich doch froh, daß es nicht schlimmer geworden ist."

Nach einiger Zeit trat auch die zweite Königstochter vor ihren Bruder und sprach: „Lieber Bruder, ich bin nun im Alter, mich zu verheirathen, suche mir einen Mann aus." Da antwortete der König: „Weißt du aber auch, was mir mein Vater auf seinem Todtenbette befohlen hat? Wenn du dich verheirathen willst, so mußt du dich in diese Bedingung ergeben." „Wenn es nicht anders sein kann, so will ich den Willen unseres Vaters thun," sprach die Königstochter. Da pflückte der König eine Rose und warf sie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache stehen.

Eine lange Zeit ging Niemand vorbei. Endlich kam ein Herr die Straße entlang, und da er die schöne Rose am Boden liegen sah, hob er sie auf und roch daran. Da trat der Soldat auf ihn zu, und sagte ihm, der König wünsche ihn zu sprechen: „Habt ihr die Rose aufgenommen?" frug ihn der König, als der Herr vor ihn trat. „Jawohl, königliche Majestät!" „Nun denn, so müßt ihr meine Schwester zu eurer Gemahlin nehmen." „Ach, königliche Majestät!" rief der Herr, „das kann ja nicht sein. Der Königstochter gebührt ein Herrscher zum Gemahl, und ich bin nur ein schlechter Unterthan." „Ich kann euch nicht helfen," sprach der König, „meine Schwester muß eben eure Gemahlin werden." Also wurde die Hochzeit gefeiert, und nun war nur noch die Jüngste übrig; die aber sprach: „Meine älteste Schwester hat einen Fürsten zum Mann bekommen, meine zweite Schwester aber nur einen reichen Herrn. Wer weiß, was mir beschieden ist! darum will ich lieber gar nicht heirathen." Also blieb sie bei ihrem Bruder.

Nun begab es sich aber, daß der König selbst eine junge Frau

nahm, und das weiß man ja: kommt einmal eine Schwägerin ins Haus, so beginnt für die Schwester ein ganz anderes Leben. So ging es auch der Jüngsten. Nachdem sie Herrscherin im Hause gewesen, mußte sie sich nun ihrer Schwägerin unterordnen, und so kam es denn, daß sie endlich vor ihren Bruder trat, und ihm sagte: „Lieber Bruder, wenn es denn nicht anders sein kann, so will ich meines Vaters Willen thun." „Nimm du selbst die Rose," sprach der König, „und wirf sie auf die Straße." Da pflückte die Königstochter die Rose und warf sie auf die Straße, und ein Soldat mußte daneben Wache stehen.

Den ganzen Tag über ging fast Niemand vorbei, endlich, als es schon beinahe Abend war, kam ein Wasserträger des Weges daher, mit seinem Stock und seinem Wasserfaß. Der Wasserträger war schmutzig, und häßlich wie die Nacht, und seine Beine waren mit Blättern und Lappen eingebunden. Als der die schöne Rose liegen sah, hob er sie auf, und roch daran. Der Soldat erschrak und dachte: „Wie kann die Königstochter diesen schrecklichen Menschen heirathen!" Weil aber der König ihm strengen Befehl gegeben hatte, so konnte er den Wasserträger nicht weiter gehen lassen, sondern mußte ihn vor den König führen. „Hast du die Rose aufgehoben?" frug ihn der König. „Jawohl, königliche Majestät." „So mußt du jetzt auch meine Schwester heirathen." „O, königliche Majestät!" rief der Wasserträger, „ihr wollet mit mir scherzen! Seht ihr denn nicht, wie schmutzig ich bin, und wie meine Beine so krank sind?" Dem König war es wohl traurig zu Muthe, und die Königstochter weinte und jammerte über ihr Mißgeschick, aber es half Alles nichts, sie mußte den schmutzigen, garstigen Wasserträger heirathen. „Aussteuer will ich keine," brummte er, „was soll ich in meinen Bergen damit machen?"

Also nahm er seine Frau mit sich und führte sie in die Berge, in eine armselige kleine Strohhütte, in der wohnte ein steinaltes, häßliches Weib. „Siehst du, das ist unsre Wohnung, und das ist meine Mutter," sprach er zu der armen Königstochter. Da mußte sie in der kleinen Hütte wohnen, und die Mutter nahm ihr die schönen Gewänder weg und gab

ihr dafür ein wollenes Röckchen, das mußte sie tragen, und mußte kochen und waschen wie eine niedrige Magd, und wenn Abends ihr Mann nach Hause kam, mußte sie ihm auch noch die Beine verbinden. Seine Mutter aber nannte ihn Pezze e fogghi. *)

So verging eine lange Zeit, und die arme Königstochter weinte sich fast die Augen aus. Pezze e fogghi aber liebte sie wie seine Augen, und wenn er sie so weinen sah, that ihm das Herz weh.

Nun hatte eines Abends die Königstochter wieder so bitterlich geweint, und in der Nacht träumte sie, sie sei in einem wunderschönen Schlosse, und viele schöngekleidete Lakaien dienten ihr, und führten sie in einem goldnen Wagen, mit sechs herrlichen Pferden bespannt, zu ihrem Bruder. Als sie nun am Morgen erwachte, erzählte sie ihrem Manne ihren Traum, der lachte aber darüber und sprach: „Das sind eben Träume, wie kämest du in ein reiches Schloß?" Da weinte sie wieder den ganzen Tag, und am Abend schlief sie unter Weinen ein.

Als sie aber am Morgen erwachte, sah sie sich in einem wunderschönen Schloß, wie der Traum es ihr gezeigt hatte. Sie lag in einem reichen Bette, und viele Dienerinnen waren um sie her, und halfen ihr, sich mit wohlriechendem Wasser zu waschen, und legten ihr königliche Kleider an. Dann ging sie in ein anderes Zimmer, darinnen standen viele Lakaien, die trugen ihr Frühstück auf und frugen: „Was befehlen eure königliche Hoheit?" „Einen Wagen," antwortete sie, „denn ich will zu meinem Bruder fahren." „Der Wagen ist bereit," sprachen die Diener, und als sie die Treppe hinunterging, stand da ein goldner Wagen mit sechs schönen Pferden bespannt, in den setzte sie sich, und fuhr zu ihrem Bruder. Der junge König stand eben am Fenster, und da er den schönen Wagen sah, dachte er: „Wer kommt denn da wohl angefahren in einem so schönen, goldnen Wagen?" Als er aber seine Schwester erkannte, lief er ihr voll Freude und Verwunderung entgegen, und frug sie: „Liebe Schwester, bist du es? Wie kommst du denn zu

*) Lumpen und Blätter.

dieser Pracht? und wo ist dein Mann?" „Wo mein Mann ist, weiß ich nicht," antwortete die Königstochter, und erzählte ihm nun, wie es ihr ergangen. „Nun bin ich gekommen, dich und meine Schwestern abzuholen," fuhr sie fort, „denn heute sollt ihr Alle bei mir essen." Da setzte sich der König in seinen Wagen, nebst seiner Frau, seinen Schwestern und deren Männern, und Alle zusammen fuhren mit großem Gefolge nach dem Schlosse der Königstochter. Dort fanden sie einen schöngedeckten Tisch, setzten sich, und aßen und tranken nach Herzenslust. Als nun die Mahlzeit schon zu Ende ging, hob einer der Gäste von ungefähr seine Augen auf, und sah oben in der Decke ein großes Loch, und darin saß Pezze e fogghi, und schaute lächelnd auf die Gesellschaft herab. „Ei! da ist ja Pezze e fogghi!" rief er. „Bardautz!" fiel das ganze Schloß zusammen und verschwand; der König und sein Gefolge befanden sich wieder zu Haus, und die jüngste Königstochter saß in ihrem wollenen Röckchen auf dem Berge in ihrer Strohhütte. Als nun Pezze e fogghi nach Hause kam, klagte sie ihm ihr Leid, er aber lachte und sagte: „Ach was, du träumest eben sogar am hellen Tag, das ist nur dein Traum von voriger Nacht, der dir so lebhaft im Gedächtniß geblieben ist."

Nun vergingen wieder einige Tage, da weinte eines Abends die arme Königstochter wieder so viel, und als sie einschlief, träumte ihr abermals, sie sei in einem wunderschönen Schlosse, ganz derselbe Traum, wie das erstemal. Als sie aber am Morgen ihrem Mann den Traum erzählte, lachte er sie aus und sprach: „Was hast du denn nur immer für Träume?" Da weinte sie den ganzen Tag und schlief mit Weinen ein und am Morgen erwachte sie wieder im schönen Schlosse, und die Dienerinnen standen um sie her. Da ging es denn gerade so wie das erstemal. Sie legte königliche Kleider an, fuhr zu ihrem Bruder und lud ihn mit seinem Gefolge auf ihr Schloß, um bei ihr zu essen. Gegen das Ende der Mahlzeit aber schaute wieder einer zufällig aufwärts, und da er oben an der Decke ein Loch erblickte, und darin den Wasserträger, rief er ganz laut: „Ach seht! da ist ja Pezze e fogghi!" „Bardautz!" fiel das Schloß zusammen; der König und sein Gefolge wurden in das

königliche Schloß versetzt, die arme Königstochter aber saß wieder in ihrer Hütte auf dem Berge, und trug ihr schlechtes wollenes Röckchen. Als nun ihr Mann nach Hause kam, klagte sie und sprach: „Nun sieh, jetzt ist es mir zum zweitenmal so und so ergangen. Gewiß bist du schuld daran.“ Er aber lachte sie aus und sprach: „Ach was, du träumest eben bei Tag und bei Nacht.“

So verging abermals ein Monat. Da weinte die Königstochter eines Abends wieder so bitterlich, und da sie einschlief, träumte sie denselben Traum zum drittenmal. Am Morgen erzählte sie es ihrem Mann, der aber lachte nur darüber. Da weinte sie den ganzen Tag und schlief mit Weinen ein, und siehe da, am Morgen erwachte sie wieder im schönen Schloß. „Jetzt weiß ich aber, was ich thu,“ dachte sie, „ehe ich meinen Bruder einlade, mache ich es ihm zur Bedingung, daß Keiner den Namen meines Mannes aussprechen darf.“ Da fuhr sie in ihrem goldnen Wagen zu ihrem Bruder und lud ihn ein, bei ihr zu essen. „Aber unter einer Bedingung,“ sagte sie, „im Schlosse darf Keiner den Namen meines Mannes aussprechen.“ „Gut,“ sprach der Bruder, und Alle fuhren in das Schloß, wo wieder ein schöngedeckter Tisch bereit stand. Da setzten sie sich und aßen, und gegen das Ende der Mahlzeit that sich wieder die Decke auf, und Pezze e fogghi saß oben, und schaute auf die Gesellschaft herab, aber Keiner rief: „Da oben sitzt Pezze e fogghi!“ Und als Alle fertig gegessen hatten, kam Pezze e fogghi herab, und saß in der Mitte des Zimmers auf einem schönen Thron, und war nicht mehr ein schmutziger Wasserträger, sondern ein schöner Jüngling in königlichen Kleidern. Denn Pezze e fogghi war der Sohn des Königs von Spanien, und war von einem bösen Zauberer verwunschen worden, und nun hatte ihn die schöne Königstochter erlöst. Da wurden drei Tage Festlichkeiten gehalten, und der Königssohn fuhr mit seiner schönen Gemahlin nach Spanien. Als sie aber fort waren, verschwand das Schloß und ward nicht mehr gesehen. Der Königssohn und die Königstochter aber fuhren vergnügt nach Spanien, und wir sind hier sitzen geblieben.

## 78. Die Geschichte von dem muthigen Mädchen.

Es waren einmal drei Schwestern, die hatten weder Vater noch Mutter, und ernährten sich kümmerlich durch spinnen. Jeden Tag spannen sie zusammen ein Rottolo *) Flachs, den brachten sie ihrer Herrschaft, und bekamen zwei Tari **) dafür, davon mußten sie leben.

Nun begab es sich eines Tages, daß sie eine große Sehnsucht nach einem Stückchen Leber bekamen. „Wißt ihr was?" sprach die älteste Schwester zu den beiden anderen, „heute ist an mir die Reihe, das Gespinnst zur Padrona zu tragen; wenn sie mir nun das Geld gibt, so will ich etwas Leber, etwas Brot und Wein kaufen, daß wir uns auch einmal einen vergnügten Tag machen. „Gut," antworteten die Schwestern. Am Abend ging die älteste Schwester mit dem Gespinnst zur Stadt, und als ihr die Padrona das Geld gegeben hatte, kaufte sie ein Stück Leber, etwas Brot und Wein, legte Alles fein säuberlich in ihr Körbchen und machte sich auf den Weg nach Haus.

Als sie nun durch eine einsame Gasse kam, fiel ihr das Körbchen aus der Hand. Sogleich sprang ein Hund hervor, ergriff das ganze Körbchen und lief damit davon. Sie lief ihm nach, konnte ihn aber nicht erreichen und mußte endlich ohne Körbchen und ohne Lebensmittel nach Hause gehn. „Bringst du gar nichts mit?" frugen sie die Schwestern. „Ach, liebe Schwestern," antwortete sie, „was kann ich dafür? So und so ist es mir ergangen." Den nächsten Abend mußte die zweite Schwester zur Padrona gehn, und sagte: „Heute will ich die Leber mitbringen." Als sie nun das Geld empfangen hatte, kaufte sie etwas Leber, Brot und Wein, packte es in ihr Körbchen und ging nach Hause. In einer einsamen Gasse fiel aber auch ihr das Körbchen aus der Hand, der Hund sprang hervor und lief mit ihrem Körbchen davon, so schnell, daß sie ihn nicht einholen konnte.

Als sie nun nach Hause kam und ihren Schwestern Alles erzählte,

*) Ein und zwei drittel Pfund. **) Ungefähr acht Silbergroschen.

sprach die Jüngste: „Morgen will ich einmal gehn, und mir soll der Hund gewiß nicht entwischen.“ Also ging sie am nächsten Abend mit dem Gespinnst zur Padrona, nahm das Geld in Empfang und kaufte dafür die Leber, das Brot und den Wein. Als sie nun in die Gasse kam, entfiel das Körbchen ihrer Hand. Sogleich stürzte der Hund hervor, ergriff es und sprang fort. Sie aber war leichtfüßiger als ihre Schwestern, und so schnell er auch laufen mochte, sie lief ihm nach, und verlor ihn nicht aus dem Gesicht. Der Hund lief durch viele Straßen und schlüpfte endlich in ein Haus, das Mädchen aber schlüpfte ihm nach. Sie ging die Treppe hinauf und rief. aber Niemand antwortete ihr. Nun ging sie durch alle Zimmer und sah die herrlichsten Sachen; in dem einen Saal einen schön gedeckten Tisch, in einem andern gute Betten, in einem dritten Schätze und Kostbarkeiten, einen Menschen aber sah sie nicht. Da kam sie auch in ein kleines Zimmer, da saß der Hund am Boden und hatte die drei Körbe vor sich, sie dachte aber nicht mehr an die Körbe, als sie alle die Kostbarkeiten sah.

Als sie weiter ging, kam sie endlich in einen Saal, wo Schätze ohne Zahl aufgespeichert waren, Schubladen und Kistchen voll Edelsteine und am Boden ganze Säcke mit Goldstücken. Da nahm sie einen kleinen Sack voll Goldstücke, verließ das Schloß und ging damit nach Haus. „Liebe Schwestern,“ rief sie voll Freude, „jetzt kehrt der Ueberfluß bei uns ein, seht was ich euch mitbringe.“ Da die beiden Schwestern den Sack voll Goldmünzen sahen, freuten sie sich sehr, die Jüngste aber sprach: „Liebe Schwestern, unsere Habe wollen wir alle den Armen geben und unser Häuschen leer stehen lassen. Das Gold aber wollen wir hier vergraben, und dann zusammen in das Schloß gehn und sehn, was es damit für eine Bewandtniß hat. Wenn es uns dort schlecht gehen sollte, so bleibt uns ja immer das Gold, das wir hier zurücklassen.“

So thaten sie denn auch, schenkten all ihr Hab und Gut den Armen, vergruben ihr Gold in dem leeren Hause, und gingen dann alle drei in das geheimnißvolle Schloß. In dem ersten Saale fanden sie noch den schön gedeckten Tisch, setzten sich und aßen und tranken nach Herzenslust,

und beschauten dann alle die Schätze und Herrlichkeiten, die in dem Hause aufgespeichert waren. Als es Abend wurde, sprach die jüngste Schwester zur ältesten: „Wir können uns nicht Alle schlafen legen, denn es könnte uns ein Unglück begegnen. Deßhalb ist es am besten, wenn du diese erste Nacht wachest, während wir beide schlafen. Also legten sich die Jüngeren schlafen, die Aelteste aber wachte.

Um Mitternacht hörte sie auf einmal einen lauten Schrei, der durch das ganze Haus schallte. „Wart! ich komme herauf!" rief es mit drohender Stimme. Da erschrak sie so, daß sie schnell ins Bett schlüpfte und die Decke über die Ohren zog. Darauf wurde Alles still. Den nächsten Morgen frugen die beiden Andern: „Hast du heute Nacht nichts gehört oder gesehn?" Sie aber antwortete: „Gar nichts, es blieb Alles ruhig."

Am nächsten Abend mußte die zweite Schwester wachen, und die beiden andern legten sich schlafen. Um Mitternacht aber rief es wieder mit drohender Stimme: „Wart! ich komme herauf!" Da erschrak sie, kroch schnell ins Bett und zog die Decke über den Kopf. Nun wurde Alles wieder still. Am Morgen frugen sie die beiden Andern, ob sie nichts gesehn oder gehört habe. Da antwortete sie: „Nein, gar nichts, es blieb Alles ruhig." Zur ältesten Schwester aber sprach sie im Vertrauen: „Hast du auch diesen entsetzlichen Schrei gehört?" „Ja freilich, sei nur stille. Haben wir den Schrecken gehabt, so kann es unsere jüngste Schwester auch durchmachen." Am Abend legten sich die beiden älteren Schwestern schlafen, die Jüngste aber wachte. Um Mitternacht ertönte auf einmal derselbe Schrei. „Wart!. Ich komme herauf!" „Wie es euch beliebt!" antwortete sie. Da ging die Thüre auf, und eine große schöne Gestalt trat herein, mit einem langen schwarzen Gewand und einer langen Schleppe. Die ging auf sie zu und sprach: „Ich sehe, daß du ein muthiges Mädchen bist; wenn du auch ferner denselben Muth zeigst, und Alles genau thust, was ich dir sage, so soll dieser Palast mit Allem was darinnen ist dir angehören, und du sollst eine Fürstin sein, wie ich eine gewesen bin." „Edle Frau," erwiederte das Mädchen, „saget mir, was

ich thun soll, so will ich es Alles vollbringen. „Sieh," antwortete die Gestalt, „ich bin eine Fürstin, und kann in meinem Grabe keine Ruhe finden; denn derjenige, der mich ermordet hat, geht noch ungestraft umher. Du sollst mir nun zu meiner Ruhe verhelfen. In jenem Schrank sind viele schöne Kleider; eines davon mußt du morgen anziehn, und dich damit auf den Balkon stellen. Gegen Mittag wird ein Edelmann vorbeikommen und dich anreden, denn weil du mein Kleid trägst, wird er dich für mich halten. Antworte ihm freundlich und lade ihn ein heraufzukommen. Wenn er nun bei dir ist, so halte ihn mit höflichen Gesprächen fest, bis es Abend wird und dann lade ihn ein, mit dir zu essen. Nimm diese beiden Flaschen, in der einen ist Wein, in der andern ein Schlaftrunk; beim Essen mußt du ihm aus der zweiten Flasche einschenken, und wenn er eingeschlafen ist, so schneide ihn mit diesem Messerchen die Halsadern auf, daß er in seinen Sünden sterbe. Denn so wie ich keine Ruhe finden kann, soll auch er im andern Leben keine Seligkeit genießen." Mit diesen Worten verschwand die schwarze Gestalt, und das Mädchen blieb allein.

Am nächsten Morgen legte sie ein prächtiges, reiches Gewand an, und stellte sich auf den Balkon. Gegen Mittag ging ein vornehmer Herr vorbei, und da er sie am Fenster stehen sah, redete er sie an: „Ei! edle Frau, seid ihr nun genesen? Ihr wart ja lange krank." „Ja wohl, edler Herr, aber ich bin nun wieder wohl. Wollet ihr mir nicht die Ehre erweisen, heraufzukommen?" Da kam der Edelmann herauf, und als er die beiden Schwestern sah, frug er, wer sie seien. „Meine Mägde," antwortete sie, und mit vielen Höflichkeiten hielt sie den Edelmann hin, bis es Abend war. „Kann ich nun auch die Ehre haben, euch bei mir zum Nachtessen zu sehn?" sagte sie, und der Edelmann blieb bei ihr. Während des Essens aber reichte sie ihm die Flasche mit dem Schlaftrunk, und kaum hatte er ein wenig davon getrunken, so versank er in einen tiefen Schlaf. Da nahm sie das Messerchen, und schnitt ihm die Halsadern auf, daß er in seinen Sünden starb, ohne Beichte und ohne Absolution; dann rief sie ihre Schwestern, und alle drei schleppten ihn an

einen tiefen Brunnen, und warfen ihn hinein. Um Mitternacht aber ging auf einmal wieder die Thüre auf, die schwarze Gestalt trat herein, und sprach zu der Jüngsten: „Du hast mich durch deinen Muth erlöst, und nun sollen auch alle diese Schätze dir gehören. Lebe wohl, heute bin ich zum letztenmal gekommen, denn nun habe ich Ruhe gefunden." Damit verschwand sie und kam nie wieder. Die drei Schwestern aber blieben in dem wunderschönen Palast, und heiratheten Jede einen vornehmen Herrn, und so blieben sie glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

## 79. Die Geschichte von den zwölf Räubern.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren beide arm und elend, hatten viele Kinder und wenig Geld. Da sprach eines Tages der eine von ihnen zu seiner Frau: „Ich will über Land gehen, vielleicht finde ich dann etwas Arbeit, daß ich ein wenig Geld verdienen kann." Also machte er sich auf, und wanderte immer grade aus, bis er endlich auf einen hohen Berg kam. Da setzte er sich hin und dachte an sein trauriges Schicksal. Wie er nun so da saß, sah er auf einmal zwölf Räuber des Wegs daher kommen. „Ach, ich Unglücklicher," dachte er, „wenn die mich hier finden, so morden sie mich," und da er in der Nähe einen dichten Busch sah, versteckte er sich dahinter, bis die Räuber vorübergezogen sein würden. Die stiegen mit vielen Schätzen beladen den Berg hinauf, anstatt aber weiter zu gehen, hielten sie vor einem hohen Felsen, und der erste sprach: „Thu dich auf, Thür" *), und alsbald that sich eine Thür im Felsen auf, und sie gingen alle zwölf hinein. Der Felsen aber schloß sich hinter ihnen.

Nach einer Weile kamen sie wieder heraus, und der letzte sagte: „Schließe dich, Thür" **), und der Felsen schloß sich hinter ihnen. „Ei," dachte nun der Arme, „da gibt es was zu holen," und als die Räu-

*) Grapiti, cicca. **) Chiuditi, cicca.

der alle verschwunden waren, schlich er hinter dem Busch hervor, und stellte sich vor den Felsen: „Thu dich auf, Thür," und sogleich öffnete sich die Thür, daß er hineingehen konnte. „Schließe dich, Thür," und alsobald schloß sie sich hinter ihm. Da sah er denn nun alle Schätze der Welt aufgespeichert, denn Alles, was die Räuber stahlen, trugen sie dahin. Der arme Mann küßte den Boden, als er all das Gold und die vielen Schätze sah, füllte seine Taschen mit Goldmünzen, so viel er nur tragen konnte und sprach: „Thu dich auf, Thür," da öffnete sich der Felsen, und er ging hinaus, und sagte: „Schließe dich, Thür," damit der Felsen sich wieder schließen sollte. Dann ging er vergnügt nach Hause, und sprach zu seiner Frau: „Gott hat uns Ueberfluß geschickt; nun können wir fröhlich und sorglos leben." Da fing er mit dem Geld einen kleinen Handel an, und Gott gab seinen Segen, daß ihm Alles wohl gerieth.

Als nun sein Bruder sah, daß es ihm wohl ging, kam er zu ihm und sprach: „Lieber Bruder, sage mir, wie bist du zu all dem Geld gekommen. Sage es mir doch, damit ich auch hingehen kann und mir ein wenig hole."

Da antwortete ihm sein Bruder: „So und so ist es mir ergangen, und wenn du hingehen willst, so wirst du noch ganze Berge von Gold finden. Auf Eines aber mußt du wohl achten, wenn die Räuber hineingehen, mußt du sie zählen, und wenn sie wieder herauskommen, mußt du sie noch einmal zählen, damit ja nicht einer darin geblieben ist." Der Bruder machte sich auf, und kam bald auf den hohen Berg, wo die Räuber wohnten. Da versteckte er sich hinter einen Busch, und bald kamen die Räuber, und er zählte sie und es waren elf; denn als sie damals nach Hause kamen und fanden, daß an dem Gelde etwas fehlte, sagte der Hauptmann: „Von nun an soll jeden Tag Einer zu Hause bleiben, denn der Schurke, der uns einmal bestohlen hat, wird wohl auch zum zweiten Male kommen."

Das konnten nun die beiden Brüder nicht wissen, und als der arme hinter dem Busch Versteckte die Räuber wieder herauskommen sah, zählte

er sie noch einmal und es waren wieder elf. „Nun," dachte er, „elf sind hinein und elf sind auch wieder herausgekommen, nun kann ich sicher hineingehen." Da stellte er sich vor den Felsen und sprach: „Thu dich auf, Thür," und die Thür that sich auf, und er ging hinein. Drinnen lag das Gold in großen Haufen, und Niemand war zu sehen. Da füllte er sich die Taschen mit Gold; als er aber hinaus wollte, sprang auf einmal der zwölfte Räuber hervor und erschlug ihn.

Als die Räuber wieder nach Hause kamen, und den Ermordeten sahen, sprachen sie: „So, du Spitzbube, jetzt hast du deinen Lohn gekriegt." Unterdessen wartete der andre Bruder immer noch auf seinen armen Bruder, und als er gar nicht mehr kam, dachte er: „Gewiß haben ihn die Räuber gefangen und getödtet." Da nahm er die Frau und die Kinder seines Bruders zu sich, und sorgte für sie, und blieb glücklich und zufrieden, und die Alte sitzt ohne Zähne da. *)

## 80. Die Geschichte vom Cacciaturino**).

Es war einmal ein König, dem war seine Frau gestorben, und hatte ihm sieben Töchter hinterlassen, die waren eine immer schöner als die andre, die jüngste aber war die schönste und klügste. Die Minister des Königs riethen ihm wiederholt, er solle doch wieder eine Gemahlin nehmen, und sprachen: „Die Königin des benachbarten Staates ist Wittwe, und hat sieben schöne und starke Söhne. So höret denn auf unsern Rath, und begehret sie zur Gemahlin; eure sieben Töchter aber gebet ihren sieben Söhnen." Dem König gefiel dieser Rath gar wohl, und er sandte einen Boten zur Königin und ließ sie fragen, ob er wohl die Ehre haben könne, sie zu seiner Gemahlin zu nehmen, und ihre sieben Söhne mit seinen sieben Töchtern zu verheirathen. Die Königin war es zufrieden, und so

*) Iddu ristau felici e cuntenti, e la vecchia senz' aughi (Stockzähne) e senza denti.

**) Kleiner Jäger.

wurden alle acht Hochzeiten an einem Tage gefeiert mit großer Pracht. Durch Gottes Gnade wurden die sieben Königstöchter denn auch bald guter Hoffnung.

Nun begab es sich aber eines Tages, daß ein Krieg ausbrach, und der König mit seinen sieben Schwiegersöhnen in den Krieg ziehen mußte. Da kamen die sieben Königssöhne zu ihrer Mutter und sprachen: „Liebe Mutter, euch empfehlen wir unsere Frauen: pfleget sie wohl, wenn ihre Stunde kommt.“ Darauf zogen sie in den Krieg. Die Königin war aber eine böse Frau, die ihre Schwiegertöchter nicht leiden mochte, und da sie sie immer weinen und jammern sah, ward sie ungeduldig, rief die Schergen *) herbei, und sprach zu ihnen: „Nehmet diese sieben Frauen, die täglich nichts thun als weinen und klagen, führt sie in den Wald wo er am dichtesten ist; stecht ihnen die Augen aus und überlaßt sie dann ihrem Schicksal. Die sieben Paar Augen aber müßt ihr mir herbringen.“ Also mußten die armen Königstöchter das Schloß verlassen, und die Schergen führten sie in den Wald, wo er am dichtesten war, fielen über sie her, und stachen ihnen die Augen aus, ohne sich an ihr Weinen zu kehren. Dann überließen sie sie ihrem Schicksal, und brachten der bösen Königin die Augen. Da standen nun die armen Königstöchter in ihrem Zustand, und konnten sich nicht helfen, mußten in dem Wald bleiben und sich kümmerlich von Wurzeln nähren.

Endlich kam die Zeit, wo die älteste gebären sollte, und sie gebar ein schönes kleines Mädchen. Weil aber die armen Königstöchter so sehr vom Hunger litten, so brachten sie das unschuldige Kindlein um, und verzehrten es. Kurze Zeit darauf gebar die zweite auch ein Mädchen, das aßen sie wie das erste. So kamen nach und nach sechs kleine Mädchen zur Welt, die aßen sie eins nach dem andern. Endlich kam auch für die jüngste ihre Stunde und sie gebar einen wunderschönen kleinen Knaben. Da sprach sie: „Liebe Schwestern, lasset dies Kindlein am Leben, es ist ja ein Knabe, der wird uns später behülflich sein können. Lasset

*) I tiranni.

ihn uns aufziehn." Also ließen sie das Kindlein am Leben, und seine Mutter nannte es Cacciaturino. Cacciaturino wuchs heran und wurde mit jedem Tage schöner und kräftiger.

Aber lassen wir ihn nun im Walde mit seiner Mutter und seinen Tanten sehen wir uns nach den armen Königssöhnen um, die so lange Zeit im Kriege geblieben waren.

Als sie nach Hause kamen, war ihre erste Frage nach ihren Frauen. „Sie sind Alle gestorben," antwortete die böse Königin. Denkt euch nun die Verzweiflung der sieben Königssöhne. „Und meine Frau ist auch gestorben? Und mein Kindlein auch?" frug ein Jeder. „Alle, alle todt!" antwortete die Mutter. Da wurden die sieben Königssöhne so traurig, daß sie ganz krank davon wurden, und keinen Trost annehmen wollten, und so vergingen drei oder vier Jahre.

Da begab es sich eines Tages, daß ihre Mutter sie in den Wald schickte, um zu jagen, denn sie meinte, das solle sie von ihren trüben Gedanken befreien. Wie sie nun so im Walde jagten, sehen sie auf einmal einen wunderschönen Knaben von drei oder vier Jahren, der war so schön, daß sie ihn anriefen und frugen: „Wie heißest du, mein Kind?" „Cacciaturino!" Mit wem wohnst du hier im Wald?" „Mit meiner Mutter." „Hättest du wohl Lust, mit uns an den Hof zu kommen, und bei uns zu bleiben? Denn wir sind Königssöhne, und wollen dich halten wie unser eignes Kind." Wartet hier ein wenig auf mich," sprach Cacciaturino, „so will ich zuerst meine Mutter fragen." Da lief er hin, und erzählte seiner Mutter, was die sieben Jäger zu ihm gesagt hatten. Seine Mutter aber antwortete: Sage den Königssöhnen, du wollest mit ihnen gehn, wenn sie dir erlauben wollen, jede Woche einmal in den Wald zu gehn, um mich zu besuchen. Und wenn du in Noth bist, komme nur zu mir." Also ging Cacciaturino zu den Königssöhnen zurück, und sie nahmen ihn mit an den Hof und hielten ihn wie ihren Sohn, und besonders der Jüngste hatte ihn von Herzen lieb. Nun hatte aber die Königin eine Schwester, die war eine böse Menschenfresserin. Als nun Cacciaturino in seinem zwölften Jahre war, kam die Königin einst zu ihrer

Schwester, die sprach zu ihr: „Weißt du auch, wer der kleine Cacciaturino ist, den deine Söhne wie ihren Sohn halten? Das ist das Kind deines jüngsten Sohnes und der jüngsten Königstochter. Seine Mutter aber wohnt noch mit ihren Schwestern im Wald, und du wirst sehen, eines Tages wird Cacciaturino schon erfahren, wer er ist, und wird dich umbringen." „Ach, liebe Schwester," bat nun die Königin, „hilf mir doch, und gib mir einen guten Rath, wie ich ihn los werden kann." „Weißt du was? wenn du nach Hause kömmst, so stelle dich sterbenskrank, und lasse einen Arzt kommen, den du vorher bestochen hast, daß er sagen soll, nur das Blut des Menschenfressers *) könne dich retten. Du aber schickst dann den kleinen Cacciaturino hin es zu holen, so wird der Menschenfresser ihn verschlingen."

Dieser Rath gefiel der Königin gar wohl, sie ging sogleich zu einem Arzt, und bestach ihn, daß er sagen sollte, wie sie ihm heißen werde, und als sie nach Hause kam, legte sie sich sogleich ins Bett, und weinte und klagte. „Ich sterbe! ich sterbe!" „Liebe Frau, was ist dir denn?" frug der König ganz besorgt. „Schnell, die Diener sollen sogleich einen Arzt rufen." Sogleich wurde der Arzt gerufen, und als er die Königin im Bette liegen sah, sprach er: „Wenn die Königin nicht ein Fläschchen vom Blute des Menschenfressers bekommt, so muß sie sterben." „Ach, wo sollen wir denn das herbekommen," rief der König, „es kann ja Niemand zum Menschenfresser gehn." „Schickt den Cacciaturino!" sprach die Königin, „der weiß, wo der Menschenfresser wohnt; aber schnell, sonst muß ich sterben." Da ließ der König den armen Cacciaturino kommen, und sprach zu ihm: „Cacciaturino, mache dich bereit; du mußt sogleich gehn, und ein Fläschchen vom Blute des Menschenfressers holen, denn die Königin ist krank, und kann sonst nicht genesen." „Königliche Majestät," sprach Cacciaturino, „ich will euer Gebot erfüllen. Vergönnt mir nur, vorher noch einmal in den Wald zu gehn, und von meiner Mutter Abschied zu nehmen." „Das sei dir gewährt," sprach der König,

*) Dragu.

und Cacciaturino ging in den Wald zu seiner Mutter. „Denkt euch nur, liebe Mutter, das und das hat mir der König aufgetragen.“ Die jüngste Königstochter aber war sehr klug, und sprach zu ihrem Sohne: „Laß dir vom König ein feines Messerchen und ein Fläschchen geben, und mache dich getrost auf den Weg zum Menschenfresser. Wenn du hinkommst, wird er unter einem Baum liegen und schlafen, wenn du dich aber näherst, wird er dich ergreifen und verschlingen. Fürchte dich nicht, sondern greife nur nach deinem Messerchen, schneide ihm im Leibe die Adern auf, und fülle dein Fläschchen mit dem Blut. Davon wird er sterben, und sein Mund wird sich öffnen, daß du wieder hinauskriechen kannst. Gehorche deiner Mutter, mein Kind, so wird dir kein Leid zustoßen.“

Cacciaturino kam zum König und sprach: „Königliche Majestät, gebet mir ein Messerchen und ein Fläschchen, so will ich gehn und das Blut des Menschenfressers holen.“ Da gab ihm der König ein scharfes, kleines Messer und ein Fläschchen, und Cacciaturino ging zum Menschenfresser, der lag unter einem Baum und schlief. Als aber Cacciaturino sich näherte, erwachte er, griff sogleich nach dem kleinen Knaben und verschluckte ihn. Cacciaturino erschrak wohl ein wenig, als es im Leibe des Menschenfressers so finster war, aber er gedachte an die Worte seiner Mutter, zog sein Messerchen hervor, und schnitt alle die Adern auf. Nun konnte aber der Menschenfresser nicht länger leben, und als er starb, öffnete sich sein Mund wie ein großes Thor. Da füllte Cacciaturino sein Fläschchen mit Blut, kroch wieder hervor und eilte vergnügt zum König. Der hatte natürlich eine große Freude, als ihm Cacciaturino das Blut brachte, die Königin aber stellte sich, als wäre sie nun ganz genesen.

Am nächsten Morgen ging Cacciaturino in den Wald, und erzählte seiner Mutter, daß er Alles vollbracht habe, und seine Mutter sagte: „Wohl, mein Kind, folge nur stets meinem Rath, so wird es Dir immer gut gehn.“ Die Königin aber konnte keine Ruhe finden, darum, daß Cacciaturino gesund wiedergekehrt war. Sie ging also zu ihrer Schwe-

ster und sprach: „Ach, liebe Schwester, Cacciaturino ist zurückgekehrt, ohne daß der Menschenfresser ihn gefressen hätte." „Ja, liebe Schwester," antwortete die Menschenfresserin, „so müssen wir eben etwas anderes ausdenken, um ihn zu verderben. Wenn du nach Hause kommst, mußt du dich stellen, als ob du plötzlich erblindet wärest. Den Arzt aber mußt du wieder bestechen, daß er dem König sage, wenn du nicht das Wasser des guten Gesichtes hättest*), so würdest du blind bleiben. Dieses Wasser hat Niemand als nur ich, und wenn du Cacciaturino zu mir schickst, so will ich schon dafür sorgen, daß er nicht wiederkehre." Die Königin ging sogleich zum Arzt und bestach ihn, daß er sagte, was sie wollte. Als sie aber nach Hause kam, fing sie an zu jammern: „Ach, Hülfe! Hülfe! ich bin plötzlich blind geworden!" Der König eilte ganz erschrocken herbei: „Liebe Frau, was ist dir denn? Erkennst du mich denn nicht?" „Ach, was soll ich euch erkennen! ich sehe ja gar nichts mehr!" Da ließ der König schnell den Arzt holen. Der betrachtete die Königin erst eine lange Weile, dann sprach er: „Wenn die Königin nicht das Wasser des guten Gesichtes findet, um sich die Augen damit zu waschen, so kann sie nie wieder sehend werden." „Ach," sprach der König, wo sollen wir denn dieses Wasser herholen?" „Schickt nur den Cacciaturino," rief die Königin, „der weiß, wo es zu haben ist."

Also ließ der König den armen Cacciaturino vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Cacciaturino, du mußt sogleich ausziehn und ein Fläschchen vom Wasser des guten Gesichts holen, denn die Königin ist blind geworden, und kann sonst nicht wieder sehend werden." Königliche Majestät," antwortete Cacciaturino, „ich will euer Gebot erfüllen. Vergönnt mir nur vorher einmal in den Wald zu gehen und Abschied von meiner Mutter zu nehmen." „Das sei dir gewährt," sprach der König, und Cacciaturino ging in den Wald zu seiner Mutter und erzählte ihr, was der König ihm aufgetragen habe. „Verliere nur nicht den Muth," sagte sie, „und höre auf meine Worte. Das Wasser des guten Gesichts besitzt

*) L' acqua di la bona vista.

Niemand, als die Menschenfresserin. Geh zum König und bitte dir ein Pferd aus, denn es ist zu weit, um zu Fuße zu gehn. Wenn du nun zur Menschenfresserin kommst, mußt du dich wohl hüten, jemals vom Pferde zu steigen; sie wird dich freundlich aufnehmen und dich einladen, bei ihr zu essen, dann antworte nur: „„Wenn ich bei euch essen soll, so müßt ihr mir einen Tisch decken, der so hoch sei, daß ich auf meinem Pferde davor sitzen kann."" Das wird sie thun und wird zwei Teller bringen, einen für sich mit guten Speisen, den andern für dich mit vergifteten Speisen. Ehe du nun auch nur einen Bissen davon nimmst, mußt du deine Gabel auf den Boden fallen lassen und die Menschenfresserin bitten, sie dir zu holen. Sie wird dir eine andre anbieten, nimm sie aber nicht, sondern nöthige sie, sich zu bücken und deine Gabel aufzuheben. Während sie sich aber bückt, mußt du schnell die Teller vertauschen, daß sie selbst von den vergifteten Speisen ißt und stirbt. Wenn sie nun todt ist, so reiße ihr das Kleid vorn auf und nimm die Zaubergerte, die sie im Busen trägt. In einem Schrank wirst du vierzehn Augen finden, das sind meine Augen und die meiner Schwestern, bringe sie uns mit. Endlich fülle dein Fläschchen mit dem Wasser des guten Gesichts, und komme zuerst hierher, ehe du es zum Könige bringst."

Cacciaturino eilte zum König und bat ihn um ein Pferd, wie seine Mutter ihm befohlen hatte. Dann steckte er auch noch seine eigene Gabel in die Tasche, bestieg das Pferd und ritt zur Menschenfresserin. Als er an ihren Palast kam, stand sie am Fenster und rief ihm freundlich zu: „Ei, mein schöner Bursche, steiget herab von eurem Pferd, und kommet herein und setzt euch an meinen Tisch." Cacciaturino antwortete: „Wenn ich bei euch essen soll, so müßt ihr mir einen Tisch decken lassen, daß ich auf meinem Pferde davor sitzen kann; denn so bin ich es gewöhnt." Weil ihn nun die Menschenfresserin vergiften wollte, that sie ihm den Willen und ließ einen so hohen Tisch zurichten, daß er auf seinem Pferde daran sitzen konnte. Sie selbst aber mußte eine kleine Leiter nehmen, um hinauf zu gelangen. Da brachte sie zwei Teller herein, und stellte den einen vor Cacciaturino und sprach: „Eßt nur, mein schöner

Bursche." Cacciaturino antwortete: „Ich bin nicht gewohnt, mit fremden Gabeln zu essen, erlaubet daher, daß ich meiner eigenen mich bediene." Als er aber die Gabel aus der Tasche zog, stellte er sich, als glitte sie ihm aus der Hand und ließ sie fallen. „Ach, edle Frau," bat er, „seid so gut und holet mir meine Gabel, denn ich kann mein Pferd nicht verlassen." „Hier ist eine andre Gabel," sprach die Menschenfresserin. Er aber antwortete: „Nein, nein, edle Frau, ich bin nicht gewohnt, mit einer andern Gabel zu essen, als mit meiner eigenen." Da stieg sie hinunter, um die Gabel aufzuheben; Cacciaturino aber vertauschte schnell die beiden Teller.

Als nun die Menschenfresserin einige Bissen genommen hatte, fiel sie auf einmal um und war todt. Da aß sich Cacciaturino erst satt, dann stieg er vom Pferd und riß ihr das Kleid auf, und in ihrem Busen fand er richtig die Zaubergerte, die nahm er zu sich. Dann schaute er sich weiter um und fand die vierzehn Augen in einem Glasschrank, je zwei und zwei, die nahm er auch. Endlich füllte er sein Fläschchen mit dem Wasser des guten Gesichtes, bestieg sein Pferd, und ritt fröhlich dem Walde zu. „Bist du wieder da, mein Sohn, mein lieber Sohn!" rief seine Mutter voll Freude. „Ja wohl, liebe Mutter, und hier habe ich euch auch eure Augen mitgebracht." Da bestrich er die Augenhöhlen seiner Mutter mit dem Wasser des guten Gesichts, setzte ihr ihre Augen ein, und alsobald ward sie sehend. So heilte er auch alle seine Tanten. Dann zog er seine Zaubergerte hervor und wünschte sich prächtige Kleider für seine Mutter und ihre Schwestern und zwei goldne Wagen mit edeln Pferden bespannt, und zuletzt einen wunderschönen Palast, dem königlichen Schloß gerade gegenüber.

Kaum hatte er sich das Alles gewünscht, so stand das auch schon da; sie setzten sich Alle in die Wagen und fuhren in ihr schönes Schloß, wo Diener und Dienerinnen in Menge sie erwarteten, diese wuschen und badeten die armen Königstöchter mit wohlriechendem Wasser, bis sie wieder schön und gesund wurden. Am Morgen trat der König auf den Balkon; da sah er sich gegenüber das herrliche Schloß, und die schönen

Frauen standen mit einem wunderschönen Knaben am Fenster. Weil er aber neugierig war, schickte er einen Boten hinüber, um den fremden Knaben mit den schönen Damen zu sich einzuladen. Der Bote ging hinüber, um den Auftrag des Königs auszurichten. Cacciaturino aber antwortete: „Saget dem König, meine Damen verließen ihre Wohnung nicht, darum möge er uns die Gnade erzeigen und mit der Königin und ihren sieben Söhnen zu uns zur Tafel zu kommen." Als der König das hörte, sprach er: „Nun wohl, so sei es," und ging mit der Königin und den Schwiegersöhnen ins schöne Schloß.

Denkt euch nun, wie die Tafel gedeckt sein mochte, und was für herrliche Speisen wohl darauf standen; genug, daß Alles von Feenhand gemacht war, denn Cacciaturino brauchte seiner Gerte nur zu befehlen, so stand Alles so herrlich da, wie es nicht einmal der König hatte. Zu Tische aber ließ Cacciaturino jeden Königssohn neben seiner Frau sitzen. Als sie nun fertig gegessen hatten, sprach der König: „Wie wäre es, wenn Jeder von uns eine Geschichte erzählte?" „Wie es euch beliebt, königliche Majestät," antwortete Cacciaturino, „und euch gebührt es, anzufangen." „Nein, nein, fangt ihr an," rief der König, „ihr seid ja der Jüngste." „Ich gehorche, königliche Majestät," sprach Cacciaturino, „aber unter einer Bedingung, gebet mir euer königliches Wort, daß Keiner das Zimmer verlassen darf, während ich erzähle." „Ihr habt mein königliches Wort," rief der König, und befahl alle Thüren zu verschließen.

Nun fing Cacciaturino an zu erzählen, und erzählte die ganze Geschichte, wie ich sie euch erzählt habe, von der Zeit an, wo der König um die Königin freite. Bei jedem Worte, das er sprach, wurde die Königin blaß und immer blässer und hätte gern den Saal verlassen, der König aber erlaubte es nicht, denn er hatte sein königliches Wort gegeben. Als Cacciaturino nun die ganze Geschichte erzählt hatte, fuhr er fort: „Königliche Majestät, ich bin Cacciaturino, hier sind mein Vater und meine Mutter, und ihr seid mein Großvater. Die böse Königin aber ist an all dem Unglück schuld." „Dafür soll sie auch ihre Strafe bekommen,"

rief der König. „Schnell, ergreifet sie, und werfet sie in einen Kessel mit siedendem Oel, und werfet sie den Hunden vor."

Und so geschah es. Die böse Königin wurde in einem Kessel mit siedendem Oel gekocht und dann den Hunden vorgeworfen Der alte König lebte glücklich und zufrieden mit seinen sieben Töchtern und ihren sieben Männern. Cacciaturino aber war Alles so wohl gelungen, weil er den Worten seiner Mutter gehorcht hatte, denn Gott verläßt den Gerechten nicht, und wer Gutes thut wird Gutes erhalten.

## 81. Die Geschichte von den drei guten Rathschlägen.

Es war einmal ein Mann, der hatte eine Frau, die er von Herzen lieb hatte. Die Frau aber war guter Hoffnung. Da sprach sie eines Tages zu ihrem Mann: „Ach, lieber Mann, ich habe ein solches Gelüsten nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber." „Wenn es weiter nichts ist, etwas Leber will ich dir schon verschaffen," antwortete der Mann, und ging zu seinem Gevatter, der war Metzger. „Gevatter," sprach er, „seid so gut und gebt mir einhalb Rottolo Leber, eure Gevatterin hat ein Gelüste danach." „Gleich will ich euch bedienen, Gevatter, wartet nur einen Augenblick, bis ich diese Kunden abgefertigt habe." Der Mann wartete und wartete; die Kunden gingen weg, es kamen andre, und der Gevatter gab ihm noch immer nicht sein Stück Leber. „Gevatter, so bedient mich doch, eure Gevatterin sitzt zu Hause und kann keine Ruhe finden vor Verlangen nach einem Stückchen Leber." „Wartet nur noch ein wenig, Gevatter, bis ich diese Kunden abgefertigt habe," antwortete der Metzger, und fuhr fort seine Kunden zu bedienen, einen nach dem andern, und nur seinen Gevatter ließ er warten. Da riß dem Mann endlich die Geduld. „Ist denn mein Geld nicht eben so gut als das der andern?" dachte er, ergriff einen großen Prügel und schlug damit dem Metzger den Schädel entzwei, daß er todt hinfiel. Als er aber den Metzger todt da liegen sah, wurde

ihm doch bang zu Muthe, er lief nach Haus zu seiner Frau, und sprach: „Liebe Frau, ich muß weit, weit von hier, denn mir ist ein Unglück begegnet. *) Der Gevatter bediente immer alle die andern Kunden und nur mich nicht; ich aber dachte an dich, und es that mir Leid, daß du so lange warten solltest. Da riß mir die Geduld und ich schlug ihm seinen Schädel entzwei. Darum muß ich nun in die weite Welt wandern und dich allein lassen." Die Frau jammerte und weinte, aber was half es? Sie mußte allein bleiben, und der Mann zog fort in die weite Welt.

Wie er nun so dahin zog, kam er auch nach Rom. Da dachte er: „Besser als hier ist es nirgends. Ich will hier bleiben und bei dem Pabst in Dienst treten." Also verdingte er sich bei dem Pabst und diente ihm treu vierzig Jahre lang, und der Pabst hatte ihn von Herzen lieb.

Als aber die vierzig Jahre um waren, dachte er eines Tages: „Ich bin nun so lange Jahre von Hause weg gewesen und weiß nicht, ob meine Frau noch lebt und ob ich einen Sohn oder eine Tochter habe. Darum will ich in meine Heimath zurückkehren, nach so langer Zeit wird niemand mehr an den todten Metzger denken." Da kam er zum Pabst und sprach: „Excellenz, ich habe euch so lange treu gedient; laßt mich nun auch in meine Heimath zurückkehren." „Gut," sprach der Pabst, „und weil du mir so lange treu gedient hast, so nimm hier dieses Geld." Mit diesen Worten gab er ihm dreihundert Unzen. Der Mann dankte, steckte das Geld in die Tasche und küßte dem Pabst die Hand. Als er aber eben zur Thür hinausgehen wollte, rief ihn sein Herr zurück, und sprach: „Höre einmal, wenn ich dir einen guten Rath gebe, gibst du mir dann hundert Unzen dafür?" „Excellenz, nehmt was euch beliebt," antwortete der Mann, und gab dem Pabst hundert Unzen zurück. Da sprach der Pabst: „Bedenke wohl, daß dieser gute Rath dich hundert Unzen kostet, darum merke ihn dir. Wenn dir unterwegs etwas Außergewöhnliches begegnet, so mache keine Bemerkungen darüber." Der

*) »Ci succidiu una disgrazia, es ist ihm ein Unglück begegnet," ist die gewöhnliche Redensart, wenn Jemand im Zorn einen Mord begangen.

Mann versprach es, küßte dem Pabst die Hand, und wollte wieder gehen. Der Pabst aber rief ihn zum zweitenmal zurück, und sprach: „Wenn du mir wieder hundert Unzen gibst, so gebe ich dir noch einen guten Rath.“ „Excellenz, thut wie es euch gefällt,“ antwortete der Mann, und zählte wieder hundert Unzen auf den Tisch. Da sagte der Pabst: „Bedenke wohl, daß dieser gute Rath dich wieder hundert Unzen kostet, darum nimm meine Worte wohl in Acht. Du darfst keinen andern Weg zurückgehen, als eben denselben, den du hergekommen bist.“ Der Mann küßte seinem Herrn die Hand und wollte zur Thür hinausgehen. Der Pabst aber rief ihn zum drittenmal zurück und sprach: „Gib mir noch einmal hundert Unzen, so will ich dir noch einen guten Rath geben.“ „Excellenz, nehmt was ihr wollt,“ antwortete der Mann, und gab auch die letzten hundert Unzen zurück. Da sprach der Pabst: „Höre wohl auf meine Worte und vergiß nicht, daß auch dieser Rath dich hundert Unzen kostet. Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächsten Morgen; wenn er dich am Morgen ergreift, so laß ihn ruhen bis zum Abend. Erinnere dich meiner Worte, sie werden dir nützen. Und nun, nachdem du mir vierzig Jahre gedient hast, kannst du auch noch einen Tag bei mir bleiben und mir einen großen Backofen voll Brot kneten und backen.“ Da ging der Mann in die Küche und knetete schönes, weißes Brot; und der Pabst ließ heimlich die dreihundert Unzen in den größten Laib hinein verstecken, und mit dem übrigen Brot backen. Als nun der Mann den nächsten Tag kam, um Abschied zu nehmen, schenkte ihm der Pabst den Laib Brot und sprach: „Nimm dieses schöne weiße Brot mit und iß es, wenn du frohen Muthes bist.“ Dann segnete er ihn und ließ ihn ziehen.

Der Mann wanderte nun immer vorwärts, seiner Heimath zu. Eines Tages, wie er so dahinging, wurde er hungrig, und da er ein Wirthshaus am Wege sah, trat er hinein, und bestellte sich etwas zu essen. Der Wirth brachte einen Teller Fisch, mit Brot und Wein, und stellte Alles vor ihn hin; daneben aber stellte er einen Todtenkopf. Der Mann wollte schon fragen, was das bedeute, da fiel ihm ein, wie der

Pabst gesagt hatte: „Wenn dir etwas Außergewöhnliches begegnet, so mache keine Bemerkungen darüber,“ und er schwieg. Als er nun gegessen hatte, sprach der Wirth zu ihm: „Du bist der erste, der mich nicht gefragt hat, wozu ich den Todtenkopf dahingestellt habe, und das hat dir das Leben gerettet. Ich will dir zeigen, was aus Denen geworden ist, die ihre Neugierde nicht zu zähmen vermochten.“ Mit diesen Worten führte er ihn in einen dumpfen Keller, darin lagen viele Leichen und Todtengebeine, das waren die Leichen Derjenigen, die den Wirth gefragt hatten, warum er den Todtenkopf neben die Speisen stelle. Da dankte der Mann in seinem Herzen dem Pabst für den guten Rath und dachte: „Er hat mich zwar hundert Unzen gekostet, er hat mir aber auch das Leben gerettet.“

Nun zog er weiter, und wanderte wieder viele Tage. Da begegneten ihm eines Tages eine Menge Arbeiter, die gingen aufs Land, um den Flachs auszuziehen, und sprachen zu ihm: „Wollt ihr nach Catania? Warum geht ihr denn diesen Weg? Kommet doch mit uns, wir gehen einen viel kürzeren Weg.“ Der Mann gedachte an den zweiten Rath des Pabstes, daß er auf demselben Wege zurückwandern müsse, auf dem er nach Rom gekommen sei, und antwortete: „Zieht ihr eure Straße, ich will die meine ziehen.“ Kaum war er einen Miglio weit gegangen, so hörte er lautes Geschrei, das waren die armen Arbeiter, die von Räubern überfallen und ermordet worden waren. Da dachte er: „Dieser Rath hat mich freilich auch hundert Unzen gekostet, aber er hat mir das Leben gerettet. Gesegnet sei, der ihn mir gegeben hat!“

Endlich, nach einigen Tagen, kam er eines Abends spät in Catania an, und ging sogleich in das Haus, wo seine Frau vor vierzig Jahren gewohnt hatte. Nun hatte sie damals einen Sohn geboren, der war Geistlicher geworden, und lebte bei seiner Mutter. Als nun der Mann klopfte, lief der Sohn die Treppe hinunter, machte ihm auf, und frug ihn, was er wolle. Wie der Mann aber einen Geistlichen sah, überkam ihn ein großer Zorn, und er dachte: „Wer ist dieser Pfaffe, der bei meiner Frau lebt?“ Und es hätte wenig gefehlt, so hätte er ihn ermordet.

Da gedachte er aber des guten Rathes, den der Pabst ihm gegeben hatte: „Den Zorn, der dich am Abend ergreift, laß ruhen bis zum nächsten Morgen," und er antwortete: „Ich bin ein armer Pilger, könnet ihr mir nicht ein Obdach geben?" Da führte ihn sein Sohn hinein, und in der Stube saß seine Frau, die er so lange nicht gesehen hatte. „Kommt herein, armer Mann," sprach sie, „ruhet euch aus, bis ich das Abendessen bereitet habe." Dann stellte sie das Abendessen auf den Tisch und lud ihn ein, mit ihnen zu essen.

Während des Essens sprach der Pilger: „Erzählet uns doch eine Geschichte, gute Frau; ihr wißt deren gewiß viele." „Ach," antwortete sie, „was sollte ich euch anderes erzählen können, als meine eigene traurige Geschichte, da ich so kurze Zeit nach meiner Heirath meinen Mann verloren habe." „Wie war denn das?" „Ich war guter Hoffnung und sagte eines Tages zu meinem Mann, ich hätte so ein Gelüste nach einem Stückchen Leber. Da ging er hin, es zu kaufen, weil ihn aber der Metzger so lange warten ließ, nahm er im Zorn einen großen Prügel und schlug ihm den Schädel entzwei. Darauf mußte er fliehen, und ich habe seitdem vierzig Jahre nichts von ihm gehört. Als meine Stunde kam, gebar ich diesen Sohn, der Geistlicher geworden ist."

Als der Mann hörte, der Geistliche sei sein eigner Sohn, dankte er im Herzen dem Pabst für seinen guten Rath. „Denn," dachte er, „ich hätte im Zorn beinah ein großes Unglück angerichtet." Dann sprach er: „Es ist doch merkwürdig, meine Geschichte gleicht ganz der eurigen, gute Frau. Ich war seit Kurzem verheirathet, und meine Frau war guter Hoffnung. Da sagte sie eines Tages: „„Ach, lieber Mann, mich verlangt so nach einem Stückchen Leber; ach, hätte ich doch ein Stückchen Leber."" Ich ging zum Metzger, um es ihr zu kaufen; der Metzger aber bediente alle seine Kunden und nur mich nicht, so daß mir endlich die Geduld ausging und ich ihm seinen Schädel entzwei schlug. Da mußte ich fliehen und meine arme Frau allein zurücklassen, und habe seitdem nichts von ihr gehört. Und jetzt, nach vierzig Jahren, bin ich wiedergekommen und will sehen, ob sie noch lebt."

Während er diese Worte sprach, sah seine Frau ihn immer an und konnte ihre Augen nicht von ihm wegwenden, und als er seine Geschichte fertig erzählt hatte, erkannte sie ihn und umarmte ihn mit vielen Thränen und großer Freude. Da umarmte er auch seinen Sohn und freute sich, daß er ein so schöner großer Mann war.

Als sie sich nun ein wenig beruhigt hatten und weiter essen wollten, nahm der Mann aus seinem Quersack das Brot, das der Pabst ihm gegeben hatte, und sprach: „Dieses Brot ist Alles, was ich euch mitbringe, und der Pabst hat mir gesagt, ich solle es essen, wenn ich frohen Muthes wäre. Wann könnte ich nun froher und glücklicher sein als jetzt, wo ich euch wiedergefunden habe? Und darum wollen wir es jetzt verzehren." Mit diesen Worten schnitt er es an, und siehe! da fielen die dreihundert Unzen heraus, und er war nun ein reicher Mann und lebte noch lange vergnügt und ohne Sorgen mit seiner Frau und seinem Sohn.

## 82. Die Geschichte vom klugen Peppe.

Es war einmal eine arme Waschfrau, die hatte einen einzigen Sohn, der hieß Peppe und alle Leute hielten ihn für dumm. Nun war es einmal im Carneval, und in allen Häusern wurde gekocht und gebraten, Maccaroni und Wurst, und nur die arme Waschfrau hatte nichts zu essen als trocken Brot. Da sprach Peppe: „Mutter, in allen Häusern ißt man heute so gute Sachen, und wir allein sollen trocken Brot essen? Gebt mir euer Huhn, das will ich verkaufen und dafür Maccaroni und Wurst kaufen." „Bist du toll?" rief die Frau. Soll ich mein letztes Huhn verkaufen, damit ich nachher keins mehr habe?" Peppe aber bat so lange, bis die Mutter ihm endlich das Huhn gab.

Als er nun auf den Markt kam, bot er sein Huhn zum Verkauf aus. Da kam ein Mann heran und frug ihn: „Wie viel willst du für dein Huhn?" „Drei Tari." „Ist es auch recht fett?" frug der Mann, und nahm das Huhn in die Hand, als ob er es wiegen wolle; ehe sich

Peppe aber dessen versah, war der Mann mit sammt dem Huhn verschwunden. Denkt euch nun den armen Peppe, wie er jammerte: „Ach, nun wird meine Mutter mich mit Schlägen umbringen, ach was soll ich thun?“ Auf einmal sah er den Dieb vor einem Maccaroniladen stehn; leise schlich er hinzu, und hörte, wie der Mann sagte: „Leget funfzig Rottoli Maccaroni für mich auf die Seite, hier ist das Geld dafür; morgen früh wird ein Bursche mit einem weißen Esel kommen, dem könnt ihr die Maccaroni übergeben.“ Dieser Mann aber war ein Räuberhauptmann und hatte elf Räuber unter sich. Als der Räuber die Maccaroni eingekauft hatte, ging er in einen Wurstladen, und Peppe schlich wieder hinter ihm her. „Legt vierzig Rottoli Wurst für mich bei Seite,“ sprach der Räuberhauptmann zum Metzger; „hier ist das Geld dafür; morgen früh wird ein Bursche mit einem weißen Esel kommen, dem könnt ihr die Wurst übergeben.“ Dann ging der Räuber auch noch in einen Kaufladen und kaufte vier Rottoli Käse ein, die er auch liegen ließ bis zum nächsten Morgen. Peppe aber schlich immer hinter ihm drein und merkte sich Alles.

Als er nun nach Hause kam, frug ihn seine Mutter gleich: „Wie viel hast du für das Huhn bekommen?“ „Ach, Mutter, antwortete Peppe, so und so ist es mir ergangen.“

Als die Frau nun hörte, wie er sich das Huhn hatte stehlen lassen, nahm sie einen großen Stock und prügelte den Peppe tüchtig durch. Er aber sagte: „Laßt mich doch nur machen, Mutter; der Räuber soll euch das Huhn hundertfältig bezahlen. Verschaffet mir nur einen weißen Esel, so werde ich morgen euer Herz erfreuen.“ „Ach, was willst du mit einem weißen Esel thun?“ rief die Waschfrau; „du Dummkopf, der du nicht einmal im Stande bist, ein Huhn zu verkaufen.“ Peppe aber bat so lange, bis sie hinging und sich von einer Nachbarin einen weißen Esel leihen ließ. Am nächsten Morgen stand Peppe ganz frühe auf und trieb den weißen Esel zum Maccaroniladen. „Heda, guter Freund, mein Padrone schickt mich, die funfzig Rottoli Maccaroni zu holen, die er gestern hier eingekauft hat.“ Der Bäcker sah den weißen Esel und dachte:

„das ist jedenfalls der Bursche, den der Käufer von gestern für die Maccaroni zu schicken versprach." Also gab er dem Peppe ruhig die Maccaroni; Peppe lud sie auf seinen Esel und trieb diesen zum Metzger. „Gebt mir die vierzig Rottoli Wurst, die mein Padrone gestern hier gekauft hat," sprach er, und da der Metzger den weißen Esel sah, dachte er, es sei richtig, und lieferte die Wurst ab. Nun ging Peppe auch noch zum Käseladen und ließ sich die vier Rottoli Käse ausliefern; dann brachte er Alles seiner Mutter und rief: „Mutter, nun laßt uns essen und trinken, denn nun ist das Huhn zum vierten Theil bezahlt." — Unterdessen war der wirkliche Bursche des Räuberhauptmanns mit seinem weißen Esel zum Maccaroniverkäufer gekommen, und wollte seine Maccaroni haben. „Willst du sie dir denn zweimal holen?" sagte der Bäcker, „du bist ja schon einmal dagewesen." „Das bin ich aber nicht gewesen," sprach der Bursche. „Ja, dann kann ich dir nicht helfen," antwortete der Bäcker, „es kam Einer mit einem weißen Esel, dem habe ich die Maccaroni gegeben." Dasselbe sagten auch der Metzger und der Käsehändler, und der Bursche mußte mit leeren Händen nach Hause zurückkehren, Peppe aber und seine Mutter aßen sich an Maccaroni und Wurst satt.

Den nächsten Morgen sprach Peppe: „Mutter, der Mann hat mir mein Huhn erst zum vierten Theil bezahlt. Verschafft mir Mädchenkleider, so will ich ihn schon dazu kriegen, mir den Rest zu geben." Als seine Mutter ihm nun die Mädchenkleider brachte, verkleidete er sich als Mädchen, und wanderte fort, bis er an das Haus kam, wo die zwölf Räuber wohnten. Dort setzte er sich auf die Schwelle und fing laut an zu jammern und zu weinen. Nicht lange, so schaute ein Räuber zum Fenster hinaus, und frug ihn: „Warum weinst du, schönes Mädchen?" „Ach, mein Vater hat mir gesagt, ich solle hier auf ihn warten; und nun ist es schon beinahe Nacht, und mein Vater kommt noch immer nicht, und wie soll ich nun den Weg nach Hause finden?" „Nun, sei nur ruhig," sagte der Räuber, „komm herein, so wollen wir dich hier behalten, und du sollst es gut bei uns haben." Da ging Peppe hinein, und die zwölf Räuber gaben ihm zu essen und zu trinken.

Als es Nacht wurde, sprach der Hauptmann: „Dieses Mädchen will ich für mich behalten, und diese Nacht soll sie in meiner Kammer schlafen.“ „Ach, nein,“ sagte Peppe, „das kann ich nicht; ich schäme mich.“ „Sei nicht dumm,“ rief der Räuberhauptmann, und führte das vermeintliche Mädchen in seine Kammer. Da sah nun Peppe viel Gold und Silber umherliegen, in einer Ecke aber stand ein Galgen. „Was ist das schwarze Ding da?“ frug er. „Das ist ein Galgen,“ antwortete der Räuberhauptmann, „daran erhängen wir die Leute, die uns beleidigt haben.“ „Wie macht ihr denn das?“ frug Peppe, und der Räuber antwortete: „Da steckt man ihnen den Kopf in diese Schlinge und zieht an der Schnur, bis sie sterben.“ Ach, das kann ich nicht verstehn; macht es mir doch einmal vor.“ Da steckte der Räuber seinen Kopf in die Schlinge, Peppe aber sprang hinzu und zog am Strick, nicht stark genug, um den Räuber zu erdrosseln, sondern nur so viel, daß er kaum mehr athmen, und gar nicht sprechen konnte. Dann ergriff Peppe einen großen Prügel und schlug auf den Räuber los, bis er halb todt war: „Oh, du Bösewicht, kennst du mich nicht? Ich bin ja der Bursche, dem du das Huhn gestohlen hast,“ rief er zwischen dem Prügeln. Als er endlich müde war, füllte er seine Taschen mit Goldstücken, schlich sich leise aus dem Haus, und lief voll Freuden zu seiner Mutter. „Hier, Mutter, nehmt das Geld; nun ist das Huhn zur Hälfte bezahlt.“

Am nächsten Morgen warteten die Räuber von Stunde zu Stunde, daß ihr Hauptmann aufwachen sollte. Als aber Alles ruhig blieb, schlugen sie um Mittag die Thüre ein und fanden ihn halb erdrosselt und halb zu Tode geschlagen. Da machten sie ihn los und legten ihn zu Bette, und er konnte nur mit heiserer Stimme keuchen: „Es war der Bursche, dem ich das Huhn gestohlen.“ „Wo sollen wir nun einen Arzt herholen,“ sprachen die Räuber, und Einer trat ans Fenster, um zu sehen, ob etwa ein Arzt vorbeikäme. Da sah er einen Doktor auf seinem Eselchen daherreiten und rief ihn an und lud ihn ein heraufzukommen. Der Doktor aber war niemand anders, als Peppe, der sich also verkleidet hatte, um noch einmal zu den Räubern zu gelangen.

Als ihn nun der Räuber anrief, kam er langsam und bedächtig die Treppe herauf und ließ sich an das Bett des Kranken führen. „Dieser Mann ist sehr krank," sagte er; „aber durch meine Kunst kann ich ihn wohl gesund machen. Nur brauche ich dazu die, und die und das." So schickte er die elf Räuber alle aus dem Haus, Jeden auf eine andre Seite, und blieb allein mit dem Kranken. „Kennst du mich wieder nicht, du Bösewicht?" frug er. „Ich bin der Bursche, dem du das Huhn gestohlen hast." „Oh! Barmherzigkeit! schlage mich nicht todt; ich will dir auch hundert Unzen geben!" „Die kann ich mir schon selber holen," antwortete Peppe; „aber die Schläge, die ich von meiner Mutter bekommen habe, sollst du auch kosten." Damit ergriff er wieder einen Stock und prügelte den Räuberhauptmann durch, bis er nicht mehr konnte. Dann füllte er seine Taschen mit Goldstücken, ließ den Räuber halbtodt liegen und ritt vergnügt nach Hause. „Hier, Mutter, seht dieses Gold. Nun ist das Huhn zu Dreivierteln bezahlt, morgen gehe ich hin und hole mir auch noch das letzte Viertel." „Ach, mein Sohn, nimm dich in acht, daß dich die Räuber nicht erkennen." „Was sollen sie mir thun?" sagte Peppe, und am nächsten Morgen verkleidete er sich in einen Straßenkehrer*), lud den Zimmili**) auf seinen Esel und zog wieder die Straße entlang dem Haus der Räuber zu.

Die Räuber sprachen eben unter einander: „Was thun wir nun mit unserm Hauptmann? Anstatt besser zu werden, wird er nur immer schlimmer. Wir wollen ihn ins Hospital schicken; wenn wir nur Jemand hätten, um ihn hinzubringen." Da schauten sie zum Fenster hinaus und sahen einen Straßenkehrer vorbeikommen, das war eben Peppe. „Schöner Bursche," riefen sie ihn an, „wenn du uns einen Dienst erweisen willst, so geben wir dir eine Unze." „Was soll ich denn thun?" „Wir haben hier einen kranken Mann, den wollen wir in deinen Zimmili legen, und du bringst ihn dann ins Hospital." „Gut," antwortete Peppe,

*) Munnizzaru.

**) Zimmili, großer Quersack aus grobem Bast oder Stroh geflochten, in den Dünger und Erde, oder auch Gemüse und Obst geladen wird.

räumte seinen Zimmili aus, und die Räuber legten ihren kranken Hauptmann hinein und gaben dem Peppe eine Unze. Dem Räuberhauptmann aber banden sie eine Geldkatze um, die war schwer von Goldstücken. Peppe stellte sich nun, als ob er den Weg zum Hospital einschlage, als er aber den Andern aus dem Gesicht war, trieb er seinen Esel in die Berge, die allerschlechtesten Wege. „Wohin führst du mich denn?" frug der Räuber. „Komm du nur mit, du Bösewicht! Kennst du mich nicht mehr? Ich bin der Bursche, dem du das Huhn gestohlen hast." „Ach, Barmherzigkeit! Laß mich leben; ich will dir auch alles Geld geben, das ich auf mir trage." „Das will ich mir schon selber nehmen," sagte Peppe, und schnallte ihm den Gürtel mit dem Gelde los; dann warf er den Räuberhauptmann in einen Graben und ließ ihn liegen."

Als er nach Hause kam, brachte er seiner Mutter all das Geld und rief: „So, Mutter, nun ist das Huhn ganz bezahlt; nun sind wir reiche Leute, und können sorgenfrei leben." So wurde Peppe, den alle Leute für dumm gehalten hatten, gescheidt und klug*).

## 83. Die Geschichte von Caruseddu.**)

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, davon hieß der Jüngste Caruseddu; der war der Klügste und Schönste, und mit mancherlei Zaubergaben versehen. Nun begab es sich, daß der Vater starb, und seine Söhne in der bittersten Armuth zurückließ. „Was thun wir nun?" frug der Eine. „Wir wollen ausziehen, und unser Brot damit verdienen, daß wir in den Gärten der Reichen arbeiten." Also zogen sie aus, und wo sie einen schönen Garten sahen, frugen sie an, ob sie darin arbeiten sollten, und so lebten sie kümmerlich.

Eines Tages kamen sie an einem großen Garten vorbei; der

*) Spertiu von spertu, esperto, klug.
**) Diminutiv von Carusu, Junge. Caruseddu, bedeutet aber auch Kleinigkeit, auch thönerner Spartopf.

Besitzer stand an der Thüre und rief sie an: „Kommet herein, schöne Burschen, und arbeitet in meinem Garten." Der sie aber so freundlich einlud, das war ein Menschenfresser*), und dachte sie in der Nacht zu fressen.

Nachdem die drei Brüder den ganzen Tag gearbeitet hatten, sprach der Menschenfresser: „Bleibet über Nacht bei mir, und morgen könnt ihr weiter arbeiten." Da führte er sie in ein Zimmer, in dem stand ein großes Bett; darin sollten sie alle drei schlafen. Nun hatte der Menschenfresser drei junge Töchter, die schliefen in demselben Zimmer, wie die drei Brüder. Caruseddu aber dachte bei sich: „Der Menschenfresser ist gar so freundlich mit uns, er will uns gewiß verrathen!" Als nun die drei Mädchen und seine beiden Brüder schliefen, nahm er den Mädchen ihre Kopftücher ab, und band sie seinen Brüdern und sich selbst um; den Mädchen aber setzte er die wollenen Zipfelmützen seiner Brüder auf. In der Nacht kam der Menschenfresser hereingeschlichen, und befühlte leise die Köpfe, die im Bette lagen. Da fühlte er zuerst die drei Kopftücher; „ei, dachte er, „das sind ja meine Töchter, da hätte ich bald ein Unglück angerichtet." Da ging er auf die andre Seite, und da er die Mützen fühlte, meinte er, das wären die drei Brüder, und verschlang seine eigenen Töchter.

Als er nun wieder hinausgeschlichen war, weckte Caruseddu seine Brüder und sprach: „Eilet, wir müssen sogleich fliehen. Das und das ist geschehen, und wenn der Menschenfresser den Betrug merkt, bringt er uns Alle um." Da entflohen sie alle drei so schnell sie konnten, und entkamen glücklich. Vor dem Hause aber erhob Caruseddu seine Stimme und rief: „Menschenfresser! Menschenfresser! was hast du gethan! Deine Töchter hast du gefressen, und wir sind glücklich entflohen." Als der Menschenfresser das hörte, raufte er sich die Haare aus, und rief: „Warte nur! elender Wicht! wenn du mir jemals in die Hände kommst, soll es dir schlecht ergehen. — Die drei Brüder fuhren nun fort in den

*) Dragu.

Gärten zu arbeiten, und da sie geschickte Leute waren, so hörte einst der König von ihnen und ließ sie zu sich rufen, damit sie für ihn arbeiten sollten.

Als sie nun in seinem Dienste standen, gewann der König den schönen Caruseddu von Herzen lieb und sprach: „Du sollst immer bei mir bleiben, und mein vertrauter Diener sein.“ Also wurde Caruseddu der vertraute Diener des Königs, seine Brüder aber arbeiteten im Garten. Darüber wurden sie von Neid erfüllt und sprachen unter einander: „Da ist unser Bruder, der ist doch der Jüngste, und ist so viel größer geworden als wir. Was können wir thun, um ihn aus dem Weg zu räumen?“ Da gingen sie zum König und sprachen: „Königliche Majestät, ihr habt Alles, was euer Herz begehrt, eines aber fehlt euch, das ist das sprechende Pferd.“ „Wer hat denn das sprechende Pferd?“ „Königliche Majestät, das hat der Menschenfresser, und unser Bruder Caruseddu ist wohl im Stande, es zu holen.“

Als der König das hörte, wollte er gar zu gern das sprechende Pferd haben und ließ den armen Caruseddu rufen, und sprach zu ihm: „Caruseddu, du mußt mir den Gefallen thun und mußt mir beim Menschenfresser das sprechende Pferd holen.“ „Ach, königliche Majestät, wie kann ich das sprechende Pferd holen? Der Menschenfresser wird mich verschlingen.“ „Nein, nein,“ rief der König, „das wird er nicht. Deine Brüder haben mir gesagt, du könntest Alles thun, darum mußt du nun auch gehen und das sprechende Pferd holen.“ Was konnte Caruseddu thun? Er mußte das Gebot des Königs erfüllen, kaufte ein großes Tuch voll Süßigkeiten und machte sich auf den Weg zum Menschenfresser. Als er hinkam, war der Menschenfresser nicht zu Haus, und hatte auch sein Pferd mitgenommen. Da schlich sich Caruseddu leise in den Stall, und sprach: „Ich bin ein Christ und werde winzig klein*). Sogleich wurde er winzig klein, und versteckte sich unter dem Stroh. Nach einem Weilchen kam der Menschenfresser nach Haus, führte sein Pferd in den Stall, gab ihm zu

*) Cristianu sugnu, caruseddu diventu.

fressen und ging dann hinauf in sein Haus. Als es anfing dunkel zu werden, sprach Caruseddu: „Ich bin winzig klein, und werde ein Christ," da wurde er ein Mensch, schlich sich zum Pferdchen und sprach: „Pferdchen, liebes Pferdchen, willst du nicht mit mir kommen? Sieh, ich gebe dir auch Zuckerwerk und bringe dich zum König." Das Pferd aber wieherte laut, um den Menschenfresser zu rufen. „Ich bin ein Christ und werde winzig klein!" rief Caruseddu, und versteckte sich unter dem Stroh. Der Menschenfresser aber kam herbeigelaufen und rief: „Was ist geschehen, mein Pferdchen?" „Caruseddu ist hier und will mich stehlen," antwortete das Pferd. Da suchte der Menschenfresser im ganzen Stall umher, als er aber Niemand fand, rief er: „Was? du willst mich zum Besten haben?" ergriff einen Stock und gab dem Pferd Hiebe.

Als er fort war, nahm Caruseddu seine menschliche Gestalt wieder an, kam hervor und sprach: „Siehst du, Pferdchen, wie er dich schlägt? Komm doch lieber mit mir, und du sollst es gut haben." Das Pferd wieherte laut auf, und Caruseddu hatte nur eben die Zeit, sich zu verwandeln und zu verstecken, als der Menschenfresser in den Stall gelaufen kam und rief: „Was ist geschehen?" „Caruseddu ist hier und will mich stehlen?" Der Menschenfresser durchsuchte den ganzen Stall, fand aber Niemanden. Da schlug er wieder unbarmherzig auf das Pferd los und rief: „Ich will dich lehren, mich zum Besten zu haben. Wenn du jetzt noch so laut wieherst, werde ich doch nicht kommen. Als er nun fort war, kroch Caruseddu wieder hervor und sprach: „Ach, Pferdchen, sei doch nicht so dumm; siehst du, du bekommst nur Schläge dafür." Das Pferd war die Schläge satt, darum ließ es sich geduldig losbinden und folgte dem schlauen Caruseddu. Vor dem Hause aber wieherte das Pferd noch einmal laut auf, und Caruseddu rief: „Oh, Menschenfresser! Menschenfresser! wie bist du doch so dumm! Caruseddu ist dagewesen und hat dir dein Pferd gestohlen." „Oh, Caruseddu! Du Bösewicht! Wirst du denn auch wiederkommen?" „Ja wohl," antwortete Caruseddu, schwang sich aufs Pferd und sprengte davon.

Als er zum König kam, war natürlich große Freude am Hofe:

„Vivat Caruseddu! Vivat Caruseddu! und der König beschenkte ihn reichlich und hatte ihn lieber als vorher. Seine Brüder aber wurden immer neidischer, gingen zum König und sprachen: „Das sprechende Pferd hat Caruseddu nun gebracht; der Menschenfresser hat aber etwas noch viel schöneres; das ist die Decke mit dem goldnen Glöckchen, und nur Caruseddu kann sie holen.“ Da wollte der König so gerne auch die Decke mit den goldnen Glöckchen haben, ließ den glücklichen Caruseddu rufen und sprach: „Caruseddu, das Pferd hast du mir gebracht; nun mußt du mir auch die Decke mit den goldnen Glöckchen holen.“ „Ach, königliche Majestät, „die kann ich nicht holen, die hat ja der Menschenfresser auf seinem Bette liegen!“ „Da sieh du selber zu; hast du das Eine gekonnt, so mußt du auch dieses vollbringen.“ Da ging Caruseddu in den Stall, setzte sich aufs Pferd und ritt zum Menschenfresser. Das Pferd band er am Thore an, er selbst aber schlich sich ins Haus, da der Menschenfresser gerade ausgegangen war und sprach: „Ich bin ein Christ, und werde winzig klein!“ und versteckte sich unter das Bette. Am Abende kamen der Menschenfresser und seine Frau nach Haus und legten sich zu Bette. Da kroch Caruseddu hervor, und fing ganz leise an, an der Decke zu ziehen. „Was ziehst du mir die Decke weg?“ brummte der Menschenfresser seiner Frau zu. „Ich ziehe ja gar nicht dran,“ antwortete sie, „du bist es.“ Caruseddu aber hatte sich schnell unters Bette versteckt, und erst als die Beiden wieder eingeschlafen waren, kroch er hervor und zog wieder an der Decke. Um es kurz zu sagen, er zog so lange, bis er endlich die ganze Decke heruntergezogen hatte, und während der Menschenfresser über seine Frau herfiel, um sie zu prügeln, entkam er glücklich. Vor dem Hause aber schüttelte er die Decke, daß alle Glöckchen hell erklangen. „Das war der Bösewicht, der Caruseddu,“ rief der Menschenfresser im höchsten Zorn: „Caruseddu! wirst du wiederkommen?“ „Ja, ja, antwortete Caruseddu, schwang sich aufs Pferd und ritt nach Haus.

Als er vor den König kam und ihm die Decke mit den goldnen Glöckchen zu Füßen legte, rief der König: „Vivat, Caruseddu! Vivat

Caruseddu!" machte ihm ein schönes Geschenk, und hatte ihn noch lieber als bisher. Die Brüder aber wußten sich vor Neid nicht zu fassen, und dachten: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Nun ist er schon zweimal beim Menschenfresser gewesen, und jedesmal glücklich zurückgekommen; wir müssen etwas Anderes ausdenken."

Da gingen sie zum König und sprachen: „Königliche Majestät, wäre es nicht schön, wenn ihr den Menschenfresser hier in einem Käfig hättet?" „Das wäre wohl ein schöner Anblick," antwortete der König, wer soll ihn aber gefangen nehmen?" „O, schickt nur den Caruseddu, dem ist Alles möglich." Da rief der König seinen Diener und sprach: „Caruseddu, nun mußt du auch gehen und mir den Menschenfresser selbst herbringen; denn ich will ihn in einen Käfig stecken." „Aber königliche Majestät, ihr wollt ja meinen Tod! Wie kann ich den Menschenfresser herbringen?" „Da sieh du selber zu, antwortete der König; „ich gebe dir drei Tage Zeit; dann will ich den Menschenfresser hier haben." Da ging Caruseddu hin und verkleidete sich als einen Schreiner, nahm seine Bretter und Handwerkszeug mit, stellte sich vor dem Hause des Menschenfressers auf und fing an zu arbeiten.

Während er nun so schreinerte, kam der Menschenfresser heraus, und frug ihn: „Was machst du da?" „Wißt ihr nicht," sprach der Schlaue, „daß Caruseddu gestorben ist? ich mache ihm eben den Sarg." „Wäre er doch zehn Jahr früher gestorben, dieser Bösewicht!" rief der Menschenfresser, „er hat mir mein sprechendes Pferd gestohlen und meine Decke mit den goldnen Glöckchen und ist schuld daran, daß ich meine eigenen Töchter verschlungen habe und daß meine Frau gestorben ist." Denn die Menschenfresserin hatte sich so über den Verlust des Pferdes und der Decke gegrämt, daß sie gestorben war.

Als nun der Menschenfresser hörte, daß Caruseddu gestorben sei, war er so erfreut, daß er dem Schreiner zusah, während er den Sarg zimmerte. Der Sarg war endlich fertig, und nur der Deckel sollte noch darauf genagelt werden, da schlug sich Caruseddu plötzlich mit der Hand an die Stirn und rief: „Ach, ich Dummkopf! nun habe ich das Beste

vergessen, nämlich das Maaß! Caruseddu war aber gerade so groß wie ihr; thut mir doch den Gefallen, und legt euch eben auf einen Augenblick in den Sarg. „Der Menschenfresser war dumm, und legte sich in den Sarg; gleich schlug Caruseddu den Deckel darüber, nagelte ihn zu und lud dann den Sarg mit dem Menschenfresser auf sein Pferdchen, und brachte ihn so zum König. „Hier ist der Menschenfresser, königliche Majestät! nun steckt ihn in den Käfig." „Vivat, Caruseddu! Vivat Caruseddu!" rief der König, „ihm kommt doch Keiner gleich!" Da ließ er den Menschenfresser in einen Käfig stecken, Caruseddu aber beschenkte er reichlich.

Dadurch wurden seine Brüder noch] viel neidischer und trachteten ihn zu verderben. Sie gingen also zum König und sprachen: „Königliche Majestät, ihr seid noch unverheirathet, und euer Volk hat immer den Wunsch, daß ihr doch eine Frau nehmen möchtet. Wir wüßten aber wohl, welche Königstochter euer werth ist; das ist die Tochter von der Königin mit den sieben Schleiern, die ist schöner als der Mond und die Sonne." Als der König das hörte, dachte er an nichts anders mehr, als an die schöne Königstochter, ließ seinen Diener rufen und sprach: „Caruseddu, du hast so Vieles vollbracht; nun mußt du mir auch die Tochter der Königin mit den sieben Schleiern holen, denn ich will sie zu meiner Gemahlin erheben; und wenn du sie nicht holen willst, so lasse ich dir den Kopf abschneiden." Da ging Caruseddu in den Stall zu seinem Pferdchen, fing an zu weinen und sprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, was soll ich thun? Der König will, daß ich ihm die Tochter der Königin mit den sieben Schleiern hole, und ich weiß nicht einmal, wo ich sie suchen soll." „Sei du nur ruhig," antwortete das Pferdchen; „setze dich auf meinen Rücken und nimm Lebensmittel für dich und für mich mit." Das that Caruseddu, bestieg sein Pferd und ritt fort.

Als sie eine Weile geritten waren, kamen sie an einen großen Ameisenhaufen. „Nimm ein Laib Brot und streue es den Ameisen hin." sprach das Pferd; das that Caruseddu und ritt weiter. Nach einer Weile kamen sie an einen Strom, da lag am Ufer ein Fisch und zappelte, und

konnte nicht wieder ins Wasser zurückkehren. „Nimm den Fisch und wirf ihn ins Wasser," sprach das Pferd, und Caruseddu that es. Wieder nach einer Strecke Weges sahen sie ein Vögelchen, das hatte sich in einer Schlinge gefangen, und konnte nicht wieder los kommen. „Befreie das Vögelchen und laß es fliegen," sprach das Pferd, und Caruseddu that es.

Endlich kamen sie in die Stadt, wo die Königin mit den sieben Schleiern herrschte. „Sieh," sprach das Pferd, „dort ist das königliche Schloß; steige ab und führe mich am Zügel vor dem Schloß spazieren, immer auf und ab. Die Königstochter wird Lust bekommen, auf mir zu reiten; sobald sie sich nun aufsetzt, schwinge du dich auf meinen Rücken, so werden wir sie entführen." Caruseddu ritt in die Stadt, und als er vor den königlichen Palast kam, stieg er ab und führte das Pferd am Zügel auf und ab. Nun stand oben die Königstochter am Fenster, und als sie das wunderschöne kleine Pferdchen sah, rief sie voll Freude den König herbei und sprach: „Ach, lieber Vater, seht doch das niedliche Pferdchen! ich möchte wohl gerne einmal darauf reiten." „Gut, mein Kind, thu was dir gefällt," antwortete der König, und die Königstochter lief hinunter und sprach zu Caruseddu: „Ich will mich auf dein Pferdchen setzen, bringe es mir her." Da brachte ihr Caruseddu das Pferd, und die Königstochter setzte sich auf den Sattel. Kaum aber saß sie darauf, so schwang sich Caruseddu hinter sie und hielt sie fest, während das Pferd im Galopp davon sprengte. Die Königstochter schrie, aber es half nichts; das Pferd hielt in seinem Lauf nicht an. Da riß sie ihren Schleier vom Kopf, und warf ihn in die Luft; und als sie an den Strom kamen, streifte sie ihren Ring vom Finger und warf ihn ins Wasser.

So kamen sie endlich zum König, und Caruseddu sprach: „Königliche Majestät, hier ist die Königstochter; ich habe euer Gebot erfüllt." Als der König nun das wunderschöne Gesicht der Königstochter sah, ward er hocherfreut, lobte seinen treuen Caruseddu und hatte ihn noch lieber als vorher. Zur Königstochter aber sprach er: „Schönes Fräulein, ihr

seid nun meine Braut, und sobald es euch gefällt, soll die Hochzeit sein." „O, dazu hat es noch lange Zeit," antwortete sie. „Ehe ich eure Gemahlin werde, müßt ihr mir meinen Schleier verschaffen, den ich unterwegs verloren habe." Da ließ der König den Caruseddu rufen und sprach zu ihm: „Caruseddu, die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, den mußt du mir in drei Tagen verschaffen, sonst lasse ich dir den Kopf abschneiden."

Caruseddu ging traurig in den Stall, streichelte sein Pferdchen und sprach weinend: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, du hast mir einmal geholfen, nun mußt du mir wieder helfen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Schleier verloren, und wenn ich ihn in drei Tagen nicht herbeischaffe, so läßt mir der König den Kopf abschneiden." „So gräme dich doch nicht, du Narr," sprach das Pferd; „setze dich auf meinen Rücken, so sollst du bald den Schleier finden." Also bestieg Caruseddu das Pferd, und ritt davon. Das Pferd lief, bis es an die Stelle kam, wo Caruseddu dem Vögelchen aus der Schlinge geholfen hatte. „Steige ab und rufe dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!" befahl das Pferd, und Caruseddu stieg ab, und rief dreimal: „O, König der Vögel, komm heraus und hilf mir!" Sogleich erschien das Vögelchen und frug: „Was willst du?" „Die Königstochter hat hier ihren Schleier verloren, und ich soll ihn ihr wiederbringen." „Mit dem Schleier spielen zwei Vögel; ich will ihn ihnen entreißen und dir bringen," antwortete das Vöglein, flog fort, und in einigen Augenblicken kam es wieder, mit dem Schleier im Schnabel. Caruseddu dankte dem Vögelchen, nahm den Schleier, und brachte ihn dem König. „Viwat, Caruseddu!" rief der König; auch dieses Heldenstück hat er mir vollbracht." Da beschenkte er ihn reichlich, den Schleier aber brachte er der Königstochter und sprach: „Schönes Fräulein, hier ist der Schleier, und nun soll die Hochzeit sein." „O, dazu hat es noch lange Zeit," rief die Königstochter, „die Hochzeit kann erst gefeiert werden, wenn ihr mir meinen Ring verschafft, der mir in den Strom gefallen ist."

Der König war ganz verzweifelt, daß die Königstochter so schwere

Dinge verlange, weil sie aber so schön war, konnte er ihr nichts abschlagen und sprach zu Caruseddu: „Caruseddu, nun mußt du mir auch noch einen Dienst erweisen. Die Königstochter hat auf dem Wege ihren Ring in den Strom fallen lassen; den Ring mußt du mir verschaffen.“ „Aber, königliche Majestät, wie kann ich im tiefen Strom einen Ring finden?“ „Das geht mich nichts an, und wenn der Ring innerhalb dreier Tage nicht hier ist, so lasse ich dir den Kopf abschneiden.“ Da ging der arme Caruseddu in den Stall zu seinem Pferdchen, und sprach: „Ach, liebes Pferdchen, du hast mir zweimal geholfen, hilf mir auch dieses mal, das und das hat mir der König aufgetragen.“ „Weine nicht,“ sagte das Pferdchen, sondern setze dich getrost auf meinen Rücken.“ Da schwang sich Caruseddu auf das Pferdchen, und das Pferdchen trug ihn zum Strome, wo er damals den Fisch erlöst hatte. „Steige ab und rufe dreimal mit lauter Stimme: „O, König der Fische, komm heraus und hilf mir!“ Da stieg Caruseddu ab und rief dreimal: „O, König der Fische, komm heraus und hilf mir!“ Sogleich rauschte es in dem Wasser, und ein Fisch schwamm ans Ufer; das war derselbe Fisch, den er vom Tode errettet hatte, und er frug: „Was willst du?“ „Die Königstochter hat ihren Ring ins Wasser fallen lassen, und ich soll ihn ihr wiederbringen.“ „Ist's nichts weiter als das?“ sagte der Fisch; eben spielen zwei Fischlein damit; ich will aber zwischen ihnen durchschwimmen und ihn ihnen entreißen.“ Da schwamm der Fisch fort, und nach einigen Augenblicken kam er wieder und hatte den Ring im Maul; den nahm Caruseddu und brachte ihn dem König.

Denkt euch, wie dankbar der König sein mußte, und wie reich er ihn beschenkte! Als er aber der Königstochter den Ring brachte und frug, wann nun die Hochzeit sein solle, antwortete sie: „O, noch lange nicht! Wenn Caruseddu mir nicht in drei Tagen ein ganzes Magazin voll Weizen, Gerste und Hafer auseinander liest, also daß jede Art Korn abgesondert liege, und das Stroh auch auf einem besonderen Haufen, so kann ich mich nicht verheirathen.“

Der König raufte sich fast die Haare aus: „Wo kommen ihr nur

alle die Launen her," dachte er, und ließ wieder seinen treuen Diener rufen: „Caruseddu, wenn du mir nicht binnen drei Tagen dieses ganze Magazin voll Korn auseinander liesest, also daß jede Art Getreide abgesondert liegt, und das Stroh auch auf einem besonderen Haufen, so lasse ich dir den Kopf abschneiden." Da ging Caruseddu zu seinem Pferdchen und sprach: „Ach, liebes Pferdchen, du hast mir schon so oft geholfen, hilf mir auch diesmal. Das und das hat mir der König aufgetragen." Setze dich auf meinen Rücken, und sei unbesorgt," antwortete das Pferdchen, und trug ihn zum Ort, wo Caruseddu den Ameisen das Brot gestreut hatte. „Steige ab, und rufe dreimal mit lauter Stimme: O, König der Ameisen, komm heraus und hilf mir!" befahl das Pferd, und Caruseddu stieg ab und rief laut; „O, König der Ameisen, komm heraus und hilf mir!" Dreimal. Da kam eine große Ameise aus dem Boden heraus und frug: „Was willst du?" „Der König hat mir aufgetragen, ein ganzes Magazin voll Korn auseinander zu lesen, also daß jede Art abgesondert liege, und das Stroh auch auf einem besonderen Haufen." „Das wollen wir schon besorgen," sprach der Ameisenkönig, und rief seine Ameisen herbei. Da kamen von allen Seiten große Züge von Ameisen, die krochen in das Magazin, und binnen drei Tagen war die Arbeit vollendet. „Königliche Majestät," sprach Caruseddu, „ich habe euer Gebot erfüllt." „Vivat, Caruseddu!" rief der König, „dir kommt Keiner gleich."

Da ging er zur Königstochter und sprach: „Schönes Fräulein, nun habe ich euren Wunsch erfüllt; nun kann auch die Hochzeit gefeiert werden." Die Königstochter aber antwortete: „Caruseddu hat mich meinen Eltern geraubt, die mich noch beweinen und betrauern, drum muß er sterben, sonst verheirathe ich mich nicht. Laßt also drei Tage und drei Nächte einen Kalkofen heizen, und befehlt dem Caruseddu, sich hinein zu werfen." „Wie," rief der König, „Caruseddu hat mir so treu gedient, und so viele Heldenthaten vollbracht, und nun soll ich ihn tödten?" „Wenn ihr es nicht thut, so heirathe ich euch eben auch nicht," antwortete die Königstochter. Sie wußte aber wohl, daß Caruseddu unversehrt aus dem Kalkofen kommen würde.

Da ließ der König seinen treuen Caruseddu rufen, und sprach: „Caruseddu, ich kann dir nicht helfen; die Königstochter befiehlt, daß der Kalkofen drei Tage und drei Nächte geheizt werde, und dann mußt du dich hineinwerfen, und wenn du es nicht thun willst, so lasse ich dir den Kopf abschneiden."

Caruseddu ging weinend in den Stall zu seinem Pferdchen, streichelte es und sprach: „Ach, Pferdchen, liebes Pferdchen, lebewohl! Jetzt ist es aus mit mir, denn der König will meinen Tod. Er hat befohlen, man solle den Kalkofen heizen, drei Tage und drei Nächte, und dann muß ich mich hineinwerfen." „Verliere nur nicht den Muth," antwortete das Pferd, „und thue genau, was ich dir sage. Nimm einen Stock und prügle mich, bis mir der Schaum aus dem Munde fließt." „Ach, Pferdchen," rief Caruseddu, ich bin dir so viel schuldig, und sollte dich so prügeln! Nein, das bringe ich nicht übers Herz!" „Du mußt aber," sagte das Pferd; „schlage nur darauf los, du thust mir nichts. Den Schaum aber, der mir zum Munde herausfließt, mußt du sammeln und in ein Töpfchen thun. Wenn man dich nun ruft, damit du dich in den Kalkofen wirfst, so beschmiere dich erst vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum, und du wirst sehen, das Feuer wird dir nichts thun."

Da nahm Caruseddu einen großen Stock, und fing an, auf das Pferd loszuschlagen, indem er dazwischen weinend rief: „Ach, liebes Pferdchen, verzeih mir, daß ich dir weh thu." „Nur zu!" sprach das Pferdchen, und schnob, daß ihm der Schaum in großen Flocken am Maule hing. Caruseddu aber sammelte den Schaum in ein Töpfchen und verwahrte ihn.

Als nun der Kalkofen seit drei Tagen und drei Nächten geheizt war, ließ der König den armen Caruseddu rufen und sprach zu ihm: „Nun ist es Zeit, Caruseddu; schnell, wirf dich in den Ofen." Da warf Caruseddu seine Kleider ab, salbte sich vom Kopf bis zu den Füßen mit dem Schaum ein und stürzte sich in den Kalkofen; und siehe, die Hitze verletzte ihn nicht, und er kam unversehrt wieder heraus und war noch viel schöner geworden.

Als der König und alles Volk das sahen, schlugen sie Alle vor Freude in die Hände und riefen: „Vivat Caruseddu!“ Die Königstochter aber sprach zum König: „Caruseddu ist unverletzt aus dem Kalkofen herausgekommen; habt ihr mich wirklich lieb, so müßt ihr nun auch in den Kalkofen hineinspringen, sonst heirathe ich euch nicht.“ Der König dachte: „Vielleicht werde ich auch verjüngt, wie Caruseddu; wenn ich nur wüßte, womit er sich gesalbt hat.“ Da ließ er ihn rufen, und frug ihn: „Caruseddu, nun mußt du mir auch sagen, womit du dich bestrichen hast, daß dich das Feuer nicht verletzte.“ Caruseddu aber dachte: „Wart nur, ich habe dir so viele Dienste geleistet, und du hast mich dafür in den Tod geschickt; jetzt will ich mich an dir rächen. „Königliche Majestät,“ sagte er, „ich habe mich mit einem Topf voll Fett beschmiert, das hat mich gerettet.“ „Schnell, bringet zwei Töpfe voll Fett her,“ rief der König, und dachte es recht gut zu machen, daß er noch mehr Fett aufschmierte, als Caruseddu; und als man ihm das Fett brachte, schmierte er sich ganz ein und warf sich in den Kalkofen. Als er aber ans Feuer kam, gab es eine hohe Flamme, und der König verbrannte zu Asche.

Das eben hatte die Königstochter gewollt, denn der König war alt und häßlich; Caruseddu aber war jung und schön, und den wollte sie zu ihrem Gemahl. „Caruseddu,“ sprach sie, „jetzt will ich meine Hochzeit feiern, und du sollst mein Gemahl sein, denn du hast für mich gearbeitet.“ Also wurde eine prächtige Hochzeit gefeiert, und Caruseddu wurde König, und so blieben sie Mann und Frau, wir aber halten ihnen das Licht*).

## 84. Die Geschichte vom Lignu di scupa.**)

Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter; die war so schön als die Sonne und der Mond. Die Frau war arm, darum schickte sie

*) Eigentlich: wir sind wie die Leuchter hier stehen geblieben; iddi ristaru maritu e mugghieri, e nui autri comu tanti cannileri.

**) Besenstiel.

ihr Töchterchen zu ihrer eigenen Mutter, die nahm es freundlich auf und behielt es bei sich. Nun hatte die Großmutter eine Pfanne, die pflegte sie ihren Nachbarinnen zu leihen, wenn diese etwas backen wollten, und dafür mußten ihr diese, wenn sie die Pfanne zurückbrachten, etwas von dem Gebackenen mitgeben.

Nun begab es sich eines Tages, daß die Alte ausgehen mußte und die Enkelin allein zu Hause ließ. Da kam eine Nachbarin und sprach: „Ich habe einige Fische bekommen und möchte sie backen; thu mir den Gefallen und gib mir die Pfanne." Da gab das Mädchen ihr die Pfanne, und die Nachbarin buk die Fische, und als sie die Pfanne zurückbrachte, brachte sie auch vier gebackene Fische auf einem Teller. Da nun das Mädchen die schöngebackenen Fische sah, die so angenehm rochen, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen und aß ein kleines Stückchen davon, und da es ihr so gut schmeckte, so aß sie nach und nach alle vier Fische auf. Als die Großmutter nach Hause kam, frug sie gleich: „Hat die Nachbarin keine Fische gebracht?" „Ich habe ihr die Pfanne geliehen," sprach das Mädchen, „sie hat aber keine Fische dafür gebracht." Da ging die Großmutter zornig zur Nachbarin und rief: „Was soll das heißen? Ihr habt euch meine Pfanne geholt und habt mir nichts von eurem Gebackenen gebracht!" Die Nachbarin aber antwortete: „Was sagt ihr nur? Ich habe ja vier Fische bei Seite gelegt, und sie eurer Enkelin gegeben!" Da lief die Großmutter schnell nach Hause zurück und schalt und schlug ihre Enkelin, daß diese laut schrie und weinte.

Gerade in dem Augenblicke ritt der Königssohn vorbei, der auf die Jagd gegangen war. Als er nun den schrecklichen Lärm hörte, hielt er sein Pferd an und frug die alte Frau, warum sie das Mädchen so prügle. Die Großmutter aber schämte sich zu sagen, daß ihre Enkelin ihr die Fische aufgegessen hatte, darum antwortete sie: „Königliche Hoheit, meine Enkelin thut den ganzen Tag nichts als spinnen, und spinnt jeden Tag drei Rottoli Flachs. Zu ihrem eigenen Besten muß ich sie schlagen, damit sie nur einmal die Spindel weglegt." Als der Königssohn das hörte und das schöne Mädchen ansah, sprach er: „Wenn eure

Enkelin so fleißig ist, so will ich sie auf mein Schloß mitnehmen, und sie soll meine Gemahlin werden."

Da nahm er sie mit und brachte sie auf sein Schloß zu seinem Vater, dem alten König, und erzählte ihm Alles. „Gut," sprach der König, „wenn sie jeden Tag drei Rottoli Flachs spinnen kann, so muß sie in einem Monat sechzig Rottoli zu spinnen im Stande sein. Und wenn sie das vollbracht hat, so soll sie deine Frau werden." Da führte er das Mädchen in ein großes Zimmer, in dem sechzig Rottoli Flachs lagen, und darin wurde sie eingesperrt, und nur jeden Abend ließ der König sie holen, damit sie an der Abendunterhaltung *) Theil nehme.

Das arme Mädchen aber weinte Tag und Nacht, denn es konnte ja unmöglich all den Flachs spinnen.

Da sie nun eines Tages wieder so saß und weinte, stand auf einmal ein feiner Herr vor ihr, das war aber niemand anders als Meister Paul**). „Warum weinst du?" frug er sie. Da erzählte sie es ihm, und der Teufel antwortete: „Gut, ich will dir all diesen Flachs spinnen lassen, und am letzten Tag des Monats soll er fertig sein. Wenn ich ihn aber wiederbringe und du vermagst mir meinen Namen nicht zu sagen, so gehörst du mir und mußt mir folgen." Das versprach das Mädchen, und Meister Paul nahm den Flachs mit und verschwand.

Nun sann aber das arme Mädchen Tag und Nacht darüber nach, wie der Fremde wohl heißen möge, und da ihr nichts einfiel, so weinte sie in Einem fort, und wurde mit jedem Tage magerer und trauriger, und wenn sie am Abend zum König geführt wurde, so saß sie still da, sprach nicht und lachte nicht. Dem König aber that es leid als er sie so traurig sah, und er ließ im ganzen Land verkünden, wer die Braut seines Sohnes zum Lachen bringen könne, dem werde er ein königliches Geschenk machen.

Da kamen von allen Seiten Leute herbei, reiche und arme, und erzählten ihr jeden Abend spaßige Geschichten, aber sie lachte doch nicht,

*) Conversazione.
**) Mastru Paulu, der Teufel.

sondern wurde immer stiller, denn es fehlten noch drei Tage bis zum Ende des Monats.

Da kam am letzten Abend noch ein altes Bäuerlein zum Schloß und wollte hinaufgehen. „Was willst du im Palaste des Königs?" frugen ihn die Schildwachen. „Ich weiß eine spaßige Geschichte, die will ich der Braut des Königssohnes erzählen, ob ich sie vielleicht zum Lachen bringe." „Ach, geh doch, du dummer Bauer, nun ist es bald ein Monat, daß jeden Abend Leute kommen, um die junge Königin zum Lachen zu bringen, und es ist noch Keinem gelungen. Was soll deine einfältige Geschichte nutzen!" Der Bauer aber schrie immerfort: „Ich will hinaufgehen, vielleicht ist meine Geschichte doch nicht so einfältig."

Als nun der König den Lärm hörte, frug er, was es gebe. Da sagten ihm seine Minister, unten sei ein Bauer, der wolle der jungen Königin eine Geschichte erzählen, und die Schildwachen wollten ihn nicht durchlassen. „Warum denn nicht?" sprach der König, „laßt ihn doch nur heraufkommen." Da kam der Bauer herauf und trat vor das Mädchen und sprach: „Excellenz, hört wie es mir ergangen ist. Ich war heute in den Wald gegangen um Holz zu holen, als ich auf einmal einen sonderbaren Gesang hörte, der also lautete:

„„Spinnet, spinnet, spinnen wir,
Die schöne Frau erwarten wir,
Spinnet, spinnet, spinnet fleißig,
Besenstiel, so heiß ich."" *)

Als das Mädchen das hörte, merkte sie gleich, wer da gesungen hatte, und fing in ihrer Freude an laut zu lachen, und wurde gleich munter und gesund. Da machte der König dem Bauer ein schönes Geschenk und entließ ihn voller Freude.

Als nun die Jungfrau wieder in ihre Kammer geführt wurde,

*) »Filati, filati, filamu,
Sta sira a Signura aspettamu,
Filati, filati, filamu,
Lignu di scupa iu mi chiamu.«

sprach der König: „Morgen mußt du mit deinem Flachs fertig sein, und dann wollen wir auch gleich die Hochzeit feiern." Da setzte sie sich in die Kammer und wartete auf den Meister Paul; um Mitternacht erschien er auch richtig und brachte den Flachs mit, der war wunderschön gesponnen und gehaspelt. „Hier ist der Flachs," sprach Meister Paul. „weißt du nun, wie ich heiße?" „Besenstiel heißest du," rief sie lustig. Da hatte er keine Macht mehr über sie, und verließ sie im großen Zorn. Das Mädchen aber schlief ruhig die ganze Nacht, und als am Morgen der König in die Kammer trat, und den schöngesponnenen Flachs sah, ward er sehr erfreut und sprach: „Nun sollst du auch die Frau meines Sohnes werden."

Da hielten sie drei Tage Festlichkeiten, und der Königssohn heirathete das schöne Mädchen, und sie blieben glücklich und zufrieden, wir aber haben das Nachsehen.

---

## 85. Vom Crivòliu.

Es waren einmal ein Bruder und eine Schwester, die hatten weder Vater noch Mutter, und lebten allein zusammen. Da sie sich nun so lieb hatten, so begingen sie eine Sünde, die sie nicht hätten begehen sollen. Als nun die Zeit herankam, gebar die Schwester einen Knaben, den ließ der Bruder heimlich taufen. Dann ätzte er auf seine Schulter ein Kreuz ein, mit diesen Worten: „Crivòliu, der getauft ist; Sohn eines Bruders und einer Schwester." *) Als das Knäblein so gezeichnet war, legte er es in ein Kästchen, und warf das Kästchen ins Meer hinaus.

Nun begab es sich, daß eben ein Fischer ausgegangen war zu fischen, und das Kästchen auf dem Meere herumtreiben sah. „Es wird wohl irgendwo ein Schiff untergegangen sein," dachte er, „ich will das Kästchen holen, vielleicht ist etwas Brauchbares darin." Da ruderte er hin und nahm das Kästchen. Als er es aber öffnete und das feine

*) Crivòliu vattiatu, figghiu di frati e soru.

Knäblein darin sah, erbarmte er sich des unschuldigen Kindes, brachte es heim zu seiner Frau und sprach: „Liebe Frau, unser jüngstes Kind ist nun schon alt genug, daß wir es entwöhnen können, säuge nun statt dessen dieses arme unschuldige Kind." Da nahm die Frau den kleinen Crivòliu und säugte ihn, und hatte ihn so lieb, als wäre er ihr eigenes Kind. Der Knabe aber wuchs heran und gedieh, und wurde täglich größer und stärker.

Die Söhne des Fischers aber waren eifersüchtig, daß ihre Eltern das kleine Findelkind eben so lieb hatten wie sie, und wenn sie mit Crivòliu spielten und in Streit geriethen, so nannten sie ihn einen „Findling". Da betrübte sich der Knabe in seinem Herzen und kam zu seinen Pflegeeltern und sprach: „Liebe Eltern, sagt mir doch, bin ich wirklich euer Sohn nicht?" Die Fischersfrau aber sprach: „Wie solltest du mein Kind nicht sein? Habe ich dich doch an meiner Brust gesäugt." Den Kindern aber verbot der Fischer streng, den kleinen Crivòliu nicht „Findling" zu nennen.

Als nun der Knabe größer wurde, schickte ihn der Fischer mit seinen Söhnen in die Schule. Die Kinder aber, da ihr Vater es nicht hören konnte, fingen sie wieder an, den kleinen Crivòliu zu verspotten und „Findling" zu nennen, und die anderen Kinder in der Schule thaten es auch. Da kam Crivòliu wieder zu seinen Pflegeeltern und frug sie, ob er denn nicht ihr Sohn wäre. Sie aber redeten es ihm aus und hielten ihn hin, bis er vierzehn Jahre alt war. Da konnte er es nicht mehr aushalten, immer „Findling" genannt zu werden, ging zu dem Fischer und seiner Frau und sprach: „Liebe Eltern, ich beschwöre euch, daß ihr mir sagt, ob ich euer Sohn sei oder nicht." Da erzählte ihm der Fischer, wie er ihn gefunden habe, und was auf seiner Schulter zu lesen sei. „So will ich ausziehen, und Buße thun für die Sünde meiner Eltern," sprach Crivòliu. Die Fischersfrau weinte und jammerte und wollte ihn nicht fortlassen; Crivòliu aber ließ sich nicht halten und wanderte fort in die weite Welt.

Nachdem er eine lange Zeit gewandert war, kam er endlich eines

Tages in eine einsame Gegend, darin stand nur ein Wirthshaus. Da frug er die Wirthin: „Saget mir doch, gute Frau, ist wohl hier in der Nähe eine Höhle, zu der ihr allein den Eingang wißt?" Da antwortete sie: „Ja, mein schöner Jüngling, ich weiß eine solche Höhle und will euch gerne hinführen." Da nahm Crivòliu zwei Grani Brot und einen kleinen Krug Wasser mit, und ließ sich von der Wirthin die Höhle zeigen. Die lag ziemlich weit von dem Wirthshaus entfernt, und der Eingang war von Dornen und Gestrüpp so bedeckt, daß er kaum in die Höhle eindringen konnte. Da schickte er die Wirthin zurück, kroch in die Höhle, legte das Brot und den Krug auf den Boden, kniete dann nieder und that so mit gekreuzigten Armen Buße für die Sünde seiner Eltern.

So vergingen viele, viele Jahre, ich weiß nicht wie viele, aber so viele, daß seine Knie Wurzel schlugen und er am Boden festgewachsen war.

Nun begab es sich, daß in Rom der Pabst starb, und es sollte ein neuer gewählt werden. Da versammelten sich alle Cardinäle, und man ließ eine weiße Taube fliegen, denn derjenige, auf dem sie sich niederlassen würde, sollte Pabst sein. Die weiße Taube kreiste einigemale in der Luft, ließ sich aber auf Keinen nieder. Da berief man alle Erzbischöfe und Bischöfe, und ließ die weiße Taube wieder fliegen, sie setzte sich aber auf Keinen derselben. Nun versammelte man alle Priester und alle Mönche und Einsiedler, aber die weiße Taube wollte Keinen davon erwählen. Das Volk war in großer Verzweiflung, und die Kardinäle mußten ausziehen und im ganzen Land erforschen, ob irgendwo ein Einsiedler noch zu finden sei, und viel Volks begleitete sie.

So kamen sie denn auch endlich an das Wirthshaus in der einsamen Gegend, und frugen die Wirthin, ob sie vielleicht einen Einsiedler oder Büßenden wüßte, der noch unbekannt wäre. Da antwortete die Wirthin: „Vor vielen Jahren ist ein trauriger Jüngling hergekommen, der hat sich von mir in eine Höhle führen lassen, um Buße zu thun. Der ist aber gewiß schon lange todt, denn er hat nur zwei Grani Brot und einen Krug Wasser mitgenommen." Die Kardinäle aber sprachen. „Wir wollen doch einmal sehen, ob er noch lebt; führet uns zu ihm." Da

führte sie die Wirthin zur Höhle; man konnte aber kaum mehr den Eingang erkennen, so dicht war er mit Dornen bewachsen, und die Knechte mußten erst mit Beilen die Dornen und das G.strüpp wegräumen, ehe man hinein konnte. Da sie nun hineindrangen, sahen sie den Crivòliu in der Höhle knieen mit gekreuzten Armen, und sein Bart war so lang geworden, daß er bis auf den Boden reichte, und vor ihm lag noch das Brot, und daneben stand noch der Krug mit Wasser; denn er hatte alle die Jahre hindurch nicht gegessen und nicht getrunken. Als man nun die weiße Taube fliegen ließ, flog sie einen Augenblick im Kreise herum und ließ sich dann auf das Haupt des Büßenden nieder. Da erkannten die Cardinäle, daß er ein Heiliger war, und baten ihn, er möchte doch mit ihnen kommen und ihr Pabst sein. Als sie ihn aber aufheben wollten, merkten sie, daß seine Knie am Boden festgewachsen waren, und mußten erst die Wurzeln abschneiden. Da nahmen sie ihn mit nach Rom und er wurde Pabst.

Nun begab es sich, daß zu derselbigen Zeit die Schwester zu ihrem Bruder sprach: „Lieber Bruder, da wir noch jung waren, haben wir eine Sünde begangen, die wir noch nicht gebeichtet haben, denn nur der Pabst kann uns davon absolviren. So laß uns denn nach Rom gehen, ehe der Tod uns überrascht, und daselbst unsre Sünde beichten." Da machten sie sich auf, nach Rom zu gehen, und als sie ankamen, gingen sie in die Kirche, wo der Pabst im Beichtstuhl saß.

Als sie aber mit lauter Stimme gebeichtet hatten, denn dem Pabst beichtet man immer öffentlich, sprach der Pabst: „Seht, ich bin euer Sohn, denn auf meiner Schulter steht das Zeichen, von dem ihr sagt. Für eure Sünde habe ich viele Jahre Buße gethan, bis sie euch vergeben worden ist. So absolvire ich euch denn von eurer Sünde, und ihr sollt bei mir wohnen und es gut haben." So blieben sie bei ihm, und als die Zeit kam, rief der Herr sie alle drei in sein Himmelreich.

## 86. Von dem frommen Kinde.

Es war einmal ein frommer gottesfürchtiger Bauer. Der fand eines Tages im Felde ein armes kleines Kind liegen. „Ach, du unschuldiges Würmchen," rief er, „welche nichtswürdige Mutter hat dich deinem Schicksale überlassen! Ich will dich mitnehmen und aufziehen." Da nahm er das Kind mit und zog es auf, und seitdem er das Kind bei sich hatte, ging ihm Alles gut von Statten. Seine Bäume trugen reichlich schöne Früchte, das Korn und der Wein geriethen. und der Bauer hatte sein gutes Auskommen.

Das Kind wuchs und wurde ein guter frommer Knabe; er war aber einfältig und wußte nichts von unserm Heiland und nichts von den Heiligen. Da er nun einmal mit Lehm spielte, bildete er daraus große und kleine Kugeln und reihte sie zu einem Rosenkranz auf, und brachte ihn ganz richtig zu Stande, und es fehlte auch kein gloria patri daran. Der Bauer, da er das sah, ward sehr verwundert und beschloß ihn einmal mit nach Catania zu nehmen. „Willst du mit mir kommen?" frug er ihn eines Morgens, „ich reite nach Catania." „Thut, wie ihr wollt, Massaro," antwortete der Knabe, und ging mit dem Bauer zur Stadt.

Als sie nun in die Nähe des Domes kamen, sprach der Bauer: „Gehe ein wenig in die Kirche hinein, bis ich meine Geschäfte beendet habe." Da ging der Knabe in den Dom und sah alle die goldenen und seidenen Gewänder und die gestickten Altardecken und die vielen Blumen und Kerzen, und verwunderte sich sehr darüber, denn er hatte noch nie etwas Derartiges gesehen. Endlich kam er auch an den Altar, wo das Crucifix stand und kniete auf den Altarstufen nieder und redete das Crucifix an: „Cumpareddu *), warum hat man euch an dieses Holz genagelt? Habt ihr etwas Böses gethan?" Da nickte das Crucifix mit dem Kopf. „Ach, armer Cumpareddu, das müßt ihr nun nicht wieder thun, denn

*) Diminutiv von Cumpare, Gevatter.

seht wie viel ihr nun leiden müßt." Und der Herr nickte wieder mit dem Kopf.

So trieb er es eine lange Zeit und redete mit dem Crucifix, bis die Messen alle aus waren, und der Sakristan die Kirchthüre schließen wollte. Da er nun den kleinen Bauernknaben da knien sah, bat er ihn, aufzustehen und die Kirche zu verlassen. „Nein," antwortete das Kind, „ich bleibe hier, denn dieser arme Mann bleibt sonst ganz allein. Erst habt ihr ihn an das Holz genagelt, und nun überlaßt ihr ihn seinem Schicksal. Nicht wahr, Cumpareddu, ihr habt es gern, daß ich bei euch bleibe?" Und der Herr nickte mit dem Kopf. Da der Sakristan das hörte und sah, ging er voll Schrecken zum Canonicus und erzählte ihm Alles. Der aber sprach: „Das ist gewiß eine heilige Seele; lasset den Knaben gewähren und bringet ihm einen Teller Maccaroni und etwas Wein." Als der Sakristan dem Knaben die Maccaroni und den Wein brachte, sprach er: „Setzet es nur dahin, ich werde gleich essen." Dann wandte er sich zum Crucifix und sprach: „Cumpareddu, ihr seid wohl hungrig; wer weiß, wie lange ihr nichts gegessen habt. Nehmt ein wenig Maccaroni." Da kletterte er auf den Altar und gab dem Herrn von seinen Maccaroni mit, und der Herr aß sie. Dann sprach er wieder: „Cumpareddu, ihr seid wohl auch durstig? Trinkt ein wenig von meinem Wein," und gab dem Herrn auch von dem Wein zu trinken, und der Herr trank. Als er aber seine Speise und Trank mit dem Herrn getheilt hatte, fiel er um und war todt, und seine Seele flog zum Himmel und lobte Gott. Der Canonicus aber war hinter dem Altar versteckt, und als er den verklärten Leib des Knaben sah, ließ er in der ganzen Stadt verkündigen, es sei ein Heiliger im Dom, und ließ ihn in einen goldnen Sarg legen. Da kamen die Leute und sahen den verklärten Leib und beteten ihn an. Der Bauer aber kam auch und erkannte den kleinen Knaben, den er aufgezogen hatte, und dankte Gott, der ihm diese Gnade erzeigt hatte. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück, und was er unternahm gelang, also daß er ein reicher Mann wurde.

Er that aber mit seinem Gelde den Armen viel Gutes, und lebte

ein heiliges Leben, und als er starb, erwarb er sich das Paradies. Und so möge es uns auch ergehen.

## 87. Vom Sant' Onirià oder Nerià.

Es waren einmal zwei Jäger, die gingen zusammen auf die Jagd. Da sie nun im Walde waren, brach die Nacht herein, und sie konnten den Ausweg nicht mehr finden. Wie sie nun so herumirrten, sahen sie von Weitem ein kleines Licht, und da sie näher hinzugingen, fanden sie eine Hütte, in der braunte ein helles Feuer. Es war aber keine menschliche Seele darin. Da gingen sie hinein und fanden einen gedeckten Tisch, an den setzten sie sich, aßen und tranken soviel ihr Herz begehrte und rückten dann ihre Stühle an den Heerd, um sich zu wärmen. Wie sie nun da saßen, sprach der Eine: Riechst du nicht den paradiesischen Wohlgeruch, der die Hütte erfüllt? Wo mag der wohl herkommen?" „Er scheint aus dem Feuer zu kommen," antwortete der Andere, und riß das brennende Holz auseinander. Da fanden sie unter dem Holz ein großes, schönes Herz, das verbreitete einen solchen Wohlgeruch, wie man nirgends etwas Schöneres finden konnte. „Nehmen wir es mit," sagte der eine Jäger, bückte sich und nahm das Herz aus dem Feuer und steckte es ein. Die beiden Jäger brachten ruhig die Nacht in der Hütte zu, und als es Tag geworden war, fanden sie sich wieder aus dem Wald heraus.

Da sie nun eine Weile gegangen waren, kamen sie an einem Wirthshaus vorbei. Da sprach der Eine: „Mich hungert; wir wollen in dieses Wirthshaus eintreten und etwas essen." Also traten sie ein, und der Wirth brachte ihnen etwas zu essen. Weil es aber ein warmer Tag war, so zogen die beiden Jäger ihre Jacken aus und legten sie auf einen Stuhl. Nun hatte der Wirth eine einzige Tochter, die war ein wunderschönes Mädchen und dabei fromm und tugendhaft. Diese diente den beiden Jägern, und so oft sie an den Jacken vorbeikam, stieg ihr der Wohlgeruch in die Nase. Da wurde sie neugierig, und als die beiden Jäger mit ihrem Essen beschäftigt waren, untersuchte sie die

Taschen, um nachzusehen, was so wohl rieche. Als sie nun das wunderschöne Herz erblickte, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehn und nahm es mit in ihre Kammer. Die Jäger aber merkten Nichts, nahmen ihre Jacken und gingen fort. Die Wirthstochter legte das schöne Herz auf ihren Tisch und erfreute sich an dem herrlichen Wohlgeruch, den es verbreitete.

Eines Tages nun, da sie es wieder anschaute, ergriff sie ein heftiges Verlangen, es zu essen, und so aß sie es. Nicht lange aber, so ward sie guter Hoffnung. Als nun ihr Vater es merkte, ward er sehr zornig und wollte sie todtschlagen. Die Mutter aber bat ihn, er möge sie doch verschonen, wenn sie gleich eine Sünde begangen habe; sie sei ja doch ihr einziges Kind. „Was geht mich das an?" schrie der Wirth. „Sie hat Schmach und Schande auf mein Haus gebracht, und wenn sie mir nicht sagt, mit wem sie sich vergangen hat, so schlage ich sie todt." „Ach, Vater," weinte das Mädchen, „ich habe ja kein Unrecht gethan." Er aber wollte es ihr nicht glauben und schlug und mißhandelte sie jeden Tag.

Als er nun eines Tages wieder so schrie und tobte, kam die Pathin des Mädchens vorbei, die war eine fromme, gottesfürchtige Frau, und hatte das Mädchen von Herzen lieb. „Gevatter, sprach sie, „was seid ihr so erzürnt?" Da erzählte ihr der Wirth im großen Zorn, wie es mit seiner Tochter stehe, die Frau aber sprach: „Gevatter, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Das Mädchen ist doch sonst so fromm und tugendhaft gewesen, es wird sich jetzt nicht vergangen haben. Thut mir den Gefallen und mißhandelt es nicht, früher oder später muß die Wahrheit an das Licht kommen."

Der Wirth wollte Nichts hören, die Gevatterin aber träumte in derselben Nacht einen wunderbaren Traum. Es erschien ihr ein Heiliger, der sprach: „Ich bin Sant' Onirià, und bin vom Feuer verzehrt worden. Nur mein Herz ist übrig geblieben, auf daß ich von Neuem geboren würde. Dieses Herz hat die Tochter des Wirthes gegessen, und hat mich empfangen in ihrem Leib. Sie ist aber dennoch eine Jungfrau,

wie Maria war. Sage dies Alles ihrem Vater, auf daß er sie nun nicht mehr mißhandle." Die Gevatterin weckte sogleich ihren Mann und erzählte ihm ihren Traum, der aber meinte: „Es war eben ein Traum, und hat wohl Nichts zu bedeuten," und schlief wieder ein. Da legte sich auch die Gevatterin wieder nieder, aber siehe da, sie träumte denselben Traum noch einmal. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," dachte sie, und als es Tag wurde, machte sie sich auf, ging zum Wirth und erzählte ihm Alles. Der aber wollte es nicht glauben, schrie und tobte weiter, bis die Gevatterin sagte: „Gevatter, wenn ihr eure Tochter noch ferner mißhandelt, so beleidigt ihr den Sanct Johannes*), denn ihr verweigert mir die einzige Bitte, die ich an euch richte. — Als nun ihre Stunde kam, gebar die Wirthstochter einen wunderschönen Knaben, der wuchs und gedieh und wurde mit jedem Tage schöner. Sein Großvater aber mochte ihn nicht leiden, und mißhandelte ihn ebenso wie seine Mutter.

Als das Kind nun fünf Jahre alt war, sprach eines Tages der Wirth zum Mann von der Gevatterin: „Gevatter, ich gehe in die Stadt, wollt ihr mich begleiten?" „Großvater, ich will auch mit," rief der Knabe. „Geh weg, du Sohn einer nichtswürdigen Mutter," schrie der Wirth, „muß ich dich erst noch überall auf meinem Wege finden?" „Laß es gut sein, Gevatter," sprach der Andere, „ich will den Knaben schon führen." Also machten sich die beiden Männer auf den Weg und gingen nach Catania.

Unterwegs kamen sie an einer Stelle vorbei, da lag viel Koth und Schmutz. „Seht, Großvater," sprach der Knabe, „ich wünsche Euch, daß ihr darinnen wühlen möget." „O, du ungerathenes Kind!" rief der Wirth, „solche gottlose Wünsche hegst du! Jetzt schlage ich dich todt." Der Gevatter aber legte sich ins Mittel, und besänftigte den Wirth. Wieder nach einer Weile sahen sie einen Todten, der war so arm gewesen, daß man ihm nicht einmal einen Sarg gemacht hatte, sondern zwei Män-

*) Schutzheiliger der Gevattern.

ner trugen ihn auf einer Leiter in die Kirche. „Seht, Großvater," sprach der Knabe, „ich wünsche Euch, daß ihr sein möget, wie dieser, wenn ihr einmal sterbet." Da wurde der Wirth noch viel zorniger und wollte ihn mit aller Gewalt todt schlagen, der Gevatter aber beschützte das Kind, bis er sich beruhigt hatte.

Als sie nun noch eine Strecke gegangen waren, begegnete ihnen ein großer Leichenzug, denn es war ein reicher Mann gestorben, und seine Leiche wurde in einem kostbaren Sarg auf einem schönen Wagen gefahren, und die Mönche begleiteten ihn mit brennenden Kerzen. „Warum wünschest du nicht, daß ich sein möge wie dieser?" sprach der Wirth. „Nein, Großvater, das wünsche ich euch nicht," antwortete der Knabe, und der Wirth wollte ihn in seinem Zorn wieder todtschlagen, so daß der Gevatter das Kind in Schutz nehmen mußte.

Als sie nun in Catania ihre Geschäfte beendigt hatten, kehrten sie wieder nach Hause zurück, und als sie an die Stelle kamen, wo sie dem großen Leichenzug begegnet waren, sprach der Knabe: „Großvater, leget euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." „Soll ich erst noch deinen Launen gehorchen?" schrie der Wirth. Der Gevatter aber sagte: „Werdet doch nicht gleich so zornig, Gevatter, und thut dem unschuldigen Kinde seinen Willen." Da ließ sich der Wirth bereden, und als er sein Ohr an den Boden legte, hörte er ein großes Getöse, wie von eisernen Keulen, und Heulen und Wehklagen. „Seht ihr, Großvater," sprach der Knabe, das sind die Teufel, die die Seelen der Sünder peinigen, und die Seele, die sie eben empfangen, ist die Seele des reichen Mannes, dem wir an dieser Stelle begegnet sind." Der Wirth richtete sich betroffen auf, und sah den Gevatter an und sagte leise: „das Kind muß mehr wissen als wir."

Als sie nun eine Strecke gegangen waren, kamen sie an den Ort, wo sie den armen Mann auf der Leiter gesehen hatten. „Großvater, leget noch einmal euer Ohr an den Boden, und horchet ein wenig." Diesmal widersprach der Wirth nicht, sondern legte sogleich sein Ohr an den Boden. Da hörte er die heiligen Engel Hallelujah singen, und alle

die Seligen mit ihnen. „Seht, Großvater, das sind die Seligen und Heiligen, die mit Gesang die Seele des armen Mannes empfangen, dem wir an dieser Stelle begegnet sind, und deshalb wünsche ich euch zu sterben, wie dieser, und nicht wie jener reiche Sünder." Der Wirth konnte gar nichts sagen, aber er nahm nun selbst das Kind an die Hand und führte es.

Nach einer Weile kamen sie an die Stelle, wo der Koth und der Schmutz lagen. „Großvater, grabet hier einmal nach," sprach das Kind, und als der Wirth gehorchte, fand er einen großen Kessel voll Gold. Da sprach das Kind: „Dieses Geld gehört euch, Großvater. Ihr seid freilich schon ein reicher Mann, aber ihr habt euer Geld nicht wohl angewendet, denn ihr seid ein hartherziger Mann und habt Wucher getrieben. Bessert euch, daß wir uns einst wiedersehen mögen. Ich bin Sant' Oniria, und meine Mutter ist eine Jungfrau wie Maria. Küsset ihr die Hand und haltet sie in Ehren, denn ich kehre nun ins Paradies zurück." „Werden wir dich denn niemals wiedersehen, mein Kind?" frug der Wirth. „Dann werdet ihr mich wiedersehn, wenn der Todte mit den Lebendigen spricht," antwortete der Heilige, segnete seinen Großvater und ward in den Himmel erhoben. Der Wirth und sein Gevatter kehrten nach Hause zurück und erzählten Alles, was sie gesehen hatten. Die Wirthstochter aber weinte um ihr verlorenes Kind. Nun vergingen viele Jahre.

Da begab es sich eines Tages, daß zwei Männer in dem Wirthshaus übernachteten, und in der Nacht ermordete der Eine von ihnen seinen Gefährten, und versteckte ihn unter das Stroh. Am nächsten Morgen aber sprach er zum Wirth: „Mein Freund ist schon in der Nacht fortgegangen, weil er sehr eilig war, und hat mir das Geld für Euch zurückgelassen. Also wußte der Wirth Nichts von dem Mord, der in seinem Hause geschehen war.

Nach einiger Zeit aber kamen wieder einige Reisende, und schliefen in demselben Zimmer, wo der Todte noch unter dem Stroh versteckt lag. Da sie aber einen so schlechten Geruch verspürten, so untersuchten sie das

Stroh und fanden die Leiche. Da liefen sie eilends zum Gericht, das kam und verhafteten den Wirth, und weil ihn alle Leute für den Mörder hielten, so wurde er zum Tode verurtheilt und zum Galgen geführt. Als er nun schon auf der Leiter stand, kam auf einmal ein wunderschöner Jüngling auf einem weißen Roß angesprengt und wehte mit einem weißen Tuche und rief: „Haltet ein! Gnade, Gnade!" Als er nun herankam, wurde er umringt und vor den Richter geführt, der frug ihn, warum er die Hinrichtung unterbrochen habe. „Begleitet mich in die Kirche, wo der Ermordete liegt, so sollt ihr Alles erfahren," sprach der Jüngling, und so gingen sie in die Kirche, und viel Volks begleitete sie. Der Jüngling aber trat an den Sarg heran und sprach: „Steh auf, Todter, und sprich mit den Lebendigen, und sage uns, wer dich ermordet hat." Da richtete sich der Todte auf und sprach: „Der Wirth ist unschuldig; mein treuloser Gefährte hat mich umgebracht."

Als die Leute das hörten, befreiten sie den Wirth und baten ihn um Verzeihung, und der schöne Jüngling sprach zu ihm: „Kehret nun nach Hause zurück, ich will euch begleiten." Wie sie aber nach Hause kamen, wo die Wirthin und ihre Tochter noch bitterlich weinten, sprach der schöne Jüngling: „Weinet nicht, hier ist euer Mann und euer Vater, denn seine Unschuld ist an den Tag gekommen." Dann trat er auf die Wirthstochter zu, küßte ihr die Hand, ob sie es ihm gleich wehren wollte und sprach: „Segnet mich, Mutter; ich bin Sant' Oniriù, euer Sohn, und bin wiedergekommen, die Unschuld meines Großvaters an den Tag zu bringen. Nun muß ich wieder von euch fort, aber wenn ihr heilig lebt, so werden wir uns im Himmel wieder sehn." Da segnete er sie, und ward in den Himmel erhoben. Seine Mutter aber und seine Großeltern führten ein heiliges Leben, und thaten den Armen viel Gutes, und als sie starben, kamen sie auch in den Himmel. Und so möge es uns auch gehen.

## 88. Die Geschichte vom Spadònia.

Es war einmal ein König, der war fromm und gottesfürchtig, und hatte eine besondere Verehrung für die heiligen Seelen im Fegefeuer. Um ihnen nun etwas Gutes zu erweisen, ließ er jeden Morgen einen großen Backofen voll frischen Brotes backen; der Herr aber sandte ihm jeden Morgen ein Eselchen mit zwei Körben aus Bast *), darein packte der König das Brot, und das Eselchen brachte es zu den heiligen Seelen im Fegefeuer. Als aber seine Zeit um war, wurde der König krank, und da er fühlte, daß es mit ihm zum Sterben ging, rief er seinen einzigen Sohn Spadònia herbei und sprach zu ihm: „Lieber Sohn, ich muß nun sterben, versprich mir, daß du dasselbe thun willst, was ich so lange gethan habe. Jeden Morgen mußt du das Brot für die armen Seelen im Fegefeuer backen lassen, und es dem Eselchen aufladen."

Spadònia versprach Alles, und der König starb; der Sohn aber ließ auch ferner jeden Morgen das Brot backen, und der Herr sandte ihm das Eselchen, und er schickte mit demselben das Brot zu den armen Seelen im Fegefeuer.

Eines Tages aber dachte Spadònia: „Hier lade ich nun schon seit so langer Zeit dem Eselchen das Brot auf, und weiß doch eigentlich nicht, ob ich damit etwas Gutes oder Schlimmes thue" **). Also rief er seinen vertrauten Diener herbei, und sprach zu ihm: „Peppe, du mußt mir einen Dienst leisten. Morgen früh, wenn das Eselchen kommt, mußt du dich darauf setzen, und hinreiten, wo es dich hinbringt, um zu erfahren, ob ich etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thue, daß ich jeden Morgen das Brot backen lasse. Am andern Morgen, wenn es dann wiederkommt, kehrst auch du zurück, und erzählst mir Alles, was du gesehn und gehört hast."

---

*) Zimmili.

**) Eigentlich, ob ich sündige, oder etwas Verdienstliches thue, se pecu o meritu.

Am nächsten Morgen, als das Eselchen kam, um das Brot in Empfang zu nehmen, setzte sich der Diener auf und ritt, wohin das Eselchen ihn trug. Auf dem Wege kam er zuerst an ein klares Wasser, das floß so rein und hell, daß es eine Freude war. Er ritt darüber, und bald kam er an einen Strom, der floß von lauter Milch. Wieder nach einem Weilchen kam er an einen andern Strom, der floß von lauter Blut. Als er noch ein wenig weiter geritten war, sah er ein schönes, grünes Stück Land, auf dem das prächtigste Gras wuchs; die Ochsen aber, die darauf weideten, waren mager und armselig. Gleich darauf aber kam er an ein anderes Stück Land, auf dem wuchs nur spärlich etwas schlechtes, verdorrtes Gras, die Ochsen aber, die darauf weideten, waren prächtige und fette Thiere. Endlich kam er an einen Wald, darinnen standen viele Bäume, kleine und große, alle durcheinander. Ein schöner Jüngling aber stand mitten dazwischen, und hieb mit einer blanken Axt die Bäume um, bald einen großen, bald einen kleinen, und mit jedem Streich fiel ein Baum. Als er nun noch ein Weilchen geritten war, kam er an ein großes Thor, das öffnete sich vor ihm, und das Eselchen ging hinein. Da sah der Diener den heiligen Joseph und den heiligen Petrus und alle die lieben Heiligen, und unter ihnen den ewigen Vater *). Und er sprach zu ihm: „Ach, ewiger Vater, mein Herr hat mich hergesandt, und möchte gern wissen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes thut, indem er jeden Morgen dem Eselchen das Brot aufladt." „Geh nur weiter," antwortete der ewige Vater, „du wirst deine Antwort bekommen." Da ritt der Knecht weiter, und sah viele Heilige, und unter ihnen auch den König und die Königin, die Eltern des Spadònia. Die riefen ihn und sprachen: „O, Peppe! bist du es? Wie kommst du denn hierher?" „Euer Sohn hat mich hergesandt," antwortete Peppe, „und möchte gerne wissen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thut, daß er jeden Morgen das Brot backen läßt." „Hab ich es ihm nicht befohlen?" sprach der König; „jedoch reite

*) Patri eternu, Gott Vater.

nur weiter, du wirst deine Antwort bekommen." So ritt der Diener weiter, und kam endlich zu unserm Heiland, der saß mit der schönen Mutter*) auf einem Thron, und das war der Höchste und Schönste im Himmelreich. Da kniete Peppe nieder und sprach: „O, lieber Heiland, mein Herr hat mich hergesandt, und möchte gerne wissen, ob er etwas Gutes oder etwas Schlimmes damit thut, daß er jeden Morgen dem Eselchen das Brot mitgibt." Der Heiland antwortete: „Er thut etwas Gutes, denn er erweist ja den armen Seelen im Fegefeuer eine Wohlthat. Sage deinem Herrn auch, er solle nun heirathen; ich befehle ihm aber, ein Mädchen zur Frau zu nehmen, welches Sècula heißt. Und wenn er verheirathet ist, soll er ein Wirthshaus bauen, und darin soll Jeder so lange umsonst essen und wohnen dürfen, als es ihm beliebt. Empfange nun auch noch einen heiligen Segen, für ihn und für dich." „Ach, Herr Jesus Christus," sprach der Diener, „wollet mir noch eine Frage erlauben; auf dem Wege hierher kam ich an einem klaren Wasser vorbei, was war das?" „Das waren alle die Wohlthaten der Menschen, die den armen Seelen im Fegefeuer zu Gute kommen und sie erfrischen." „Dann kam ich auch an einen Strom, der floß von lauter Milch," frug Peppe weiter, „ach Herr, saget mir doch an, was war das?" „Das ist die Milch, mit der die schöne Mutter das Christuskind genährt hat." „Dann kam ich auch an einen Strom, der von lauter Blut floß, was war das?" „Das ist das Blut, das ich für euch Sünder vergossen habe." „Ach, Herr, beantwortet mir noch eine Frage. Nach dem Blutstrom sah ich ein prächtiges Stück Land, darauf weideten gar magere und armselige Ochsen?" Das sind die Wucherer, die Gut und Blut der Armen aussaugen, und doch niemals genug haben." „Dann sah ich auch ein andres Stück Land, das war das gerade Gegentheil vom ersten, denn der Boden war nur mit schlechtem Gras bedeckt; die Ochsen aber, die darauf weideten, waren fett und wohlgenährt?" „Das sind die Armen, die nur wenige und schlechte Nahrung haben können; aber sie vertrauen auf Gott, und Gott

*) Bedda matri, Mutter Gottes.

gesegnet es ihnen, daß sie dabei gedeihen." „Endlich sah ich auch einen schönen Jüngling, der mit einer blanken Axt in einem Walde stand und die Bäume umhieb, bald große, bald kleine, was war das wohl?" „Das ist der Tod, der ohne Unterschied die Jungen und die Alten abruft, wenn ihre Zeit gekommen ist. Hast du noch etwas zu fragen?" „Nein," antwortete der Diener, und der Herr segnete ihn noch einmal, und so ritt er wieder zu seinem Gebieter zurück.

Als Spadònia ihn kommen sah, rief er: „Nun, was hast du gesehn?" Da erzählte ihm der Diener Alles, was er gesehn hatte, und was der Herr zu ihm gesagt. Nun wollte Spadònia zwar nicht gern heirathen, weil es ihm aber der Herr geboten hatte, ließ er im ganzen Land verkünden, wo ein Mädchen mit Namen Sècula sei, das solle kommen, denn er werde es zu seiner Gemahlin machen. Es meldete sich aber kein einziges Mädchen. „Ach," dachte Spadònia, „unser Herr hat doch eigene Launen *), machte sich aber doch auf den Weg und ritt durch die ganze Welt, um das Mädchen zu suchen, und so oft er in eine Stadt kam, schickte er einen Burschen durch alle Straßen, der mußte mit lauter Stimme rufen: „Wo ein Mädchen Sècula heiße, das soll sich melden, denn der König wird es zu seiner Gemahlin erheben!" Es war aber Alles umsonst, Spadònia konnte keine Sècula finden.

Als er nun die ganze Welt vergebens durchreist hatte, ward er sehr traurig und dachte: „Ach, Herr, welch schweres Kreuz habt ihr mir auferlegt! Und nun muß ich erst noch unverrichteter Sache heimkehren. Doch seht mich gnädig an, o Herr, denn an gutem Willen hat es mir nicht gefehlt." Da machte er sich traurig auf den Weg nach Haus, und als er ein Stück geritten war, kam er an einen kleinen Brunnen, und weil er so durstig war, stieg er ab um zu trinken. Am Brunnen aber standen viele arme Mädchen mit elenden Röckchen, die füllten ihre Krüge. Wie aber Spadònia noch bei ihnen stand, rief auf einmal eine Stimme: „O! Sècula!" Da schaute er sich um, und sah von Weitem ein altes

*) Si passa certi caprici.

Männchen mit einer alten Frau stehen, die riefen wieder: „O! Sècula!" „Ich komme!" antwortete eines von den Mädchen. „Heißt ihr Sècula?" frug Spadònia das Mädchen. „Jawohl, edler Herr!" „O, Herr, ich danke dir," sagte Spadònia, „und ihr, schöne Sècula, müßt mir nun folgen, denn ihr sollt meine Gemahlin werden." Mit diesen Worten setzte er sie vor sich aufs Pferd, und ritt zu den beiden Alten, die ihre Eltern waren, und sprach auch zu ihnen: „Eure Tochter soll meine Gemahlin werden, und ihr sollt mit mir ziehen, und bei mir bleiben, so lange ihr lebt."

Denkt euch nun die Freude der armen alten Leute, da sie ihre Tochter so wohl versorgt sahen! Da nahm sie Spadònia alle mit in sein Reich und heirathete die schöne Sècula. Nach der Hochzeit aber ließ er ein Wirthshaus einrichten, und davor stand den ganzen Tag ein Mann, der mußte jeden Vorübergehenden zurufen: „In diesem Wirthshaus kann ein Jeder umsonst essen und wohnen, so lange es ihm gefällt." Und immer war das Wirthshaus voll.

Als nun einige Zeit vergangen war, sprach eines Tages unser Heiland zu den zwölf Aposteln: „Wir wollen uns aufmachen und in das Wirthshaus gehen, das Spadònia eingerichtet hat." Da machte sich der Heiland mit den zwölf Aposteln auf und kam in das Wirthshaus. Nun waren aber in dem Wirthshaus gerade alle Lebensmittel ausgegangen, und auch nicht ein Stückchen Brot war da. Die Wirthsleute aber sandten sogleich zu Spadònia und ließen ihm sagen: „Es sind zwölf Reisende angekommen, und alle Lebensmittel sind ausgegangen. Wollet uns etwas schicken." Da schickte Spadònia sogleich die besten Lebensmittel und Alles was nöthig war. Sècula aber sprach zu ihm: „Lieber Mann, es ist mir so eigenthümlich zu Muth. Ich möchte wohl hingehen, und diese Reisenden selbst sehen." Da gingen sie Beide zum Wirthshaus, und fanden den Herrn mit den zwölf Aposteln zu Tische sitzen. „Ach sieh, Spadònia, wie ist der Greis so schön!" sprach Sècula, und zeigte auf unsern Herrn. „Wir wollen ihn selbst bedienen." Also dienten sie dem Heiland und den zwölf Aposteln, und als sie zu Bette gehen wollten,

brachte Sècula dem Herrn noch ein Kissen aus ihrem eignen Bett, damit er weicher liegen sollte. Am Morgen wollte sie ihm auch noch etwas Reisegeld auf den Weg mitgeben, der Herr aber schlug es aus, und sprach: „Thut andern Armen damit etwas Gutes, ich brauche es nicht." Als aber der Heiland und die zwölf Apostel fort waren, und Sècula an das Bett trat, in welchem der Herr gelegen hatte, sah sie auf dem Leintuch das Bild eines Crucifixes abgedrückt. Da fiel sie auf die Knie, und rief auch Spadònia herbei, und sprach: „Sieh, den wir beherbergt haben, ist der Herr gewesen. Nun wollen wir aber eilen, daß wir ihn noch einholen und seinen Segen erflehen." Wie sie nun mit Spadònia aus dem Hause trat, sandte der Herr einen Sturm und Regen, daß Alle erschrocken zurückfuhren. Sècula aber ließ sich in ihrem Glauben nicht irre machen, sondern sprach: „Spadònia, trotz Sturm und Regen müssen wir dem Herrn nacheilen." Da machte sich Spadònia mit ihr auf den Weg, und sie liefen durch den Regen, so gut sie konnten, bis sie den Herrn eingeholt hatten.

Als sie ihn von Weitem sahen, rief Sècula: „O, Herr, haltet ein und wartet einen Augenblick auf uns." Da blieb der Herr stehen, und als Spadònia und Sècula sich zu seinen Füßen warfen, sprach er: „Was verlangt ihr von mir?" Spadònia antwortete: „Herr, wir bitten euch um die Vergebung unserer Sünden und um die ewige Seligkeit für uns und all die Unsrigen." „Das sei euch gewährt!" sprach der Herr. „Wann aber werdet ihr uns zu euch rufen?" frug Spadònia. Der Herr antwortete: „Haltet euch Alle am heiligen Weihnachtsabend bereit; dann werde ich kommen, und euch an meine Tafel führen." Damit segnete er sie und verschwand vor ihren Blicken. Spadònia und Sècula aber kehrten in ihr Haus zurück, und gaben all ihr Hab und Gut den Armen, und als der heilige Weihnachtsabend kam, beichteten sie und nahmen das Abendmahl, Spadònia und Sècula, und ihre alten Eltern. Und wie sie so einträchtiglich bei einander saßen, verschieden sie, und ihre Seelen flogen zum Himmel, und Gott möge uns die Gnade erweisen, uns auch zu sich zu nehmen, wenn unsre Stunde kommt.

## 89. Die Geschichte von Tobià und Tobiòla.

Es war einmal ein Mann, der hieß Tobià, seine Frau hieß Sara, und sein Sohn Tobiòla. Tobià war ein frommer, gottesfürchtiger Mann, der all sein Gut dazu verwandte, den Armen viel Gutes zu thun. Alle Todten, die arm gestorben waren, ließ er in sein Haus bringen, trug sie dann selbst auf seinem Rücken aus der Stadt, und beerdigte sie auf seine Kosten. Dies that er zur Buße und um der armen Seelen willen. Seine Frau machte ihm oft Vorwürfe: „Ach, Tobià, wie wird es uns noch gehen, wenn du all dein Gut den Armen gibst; du wirst sehen, es wird noch die Zeit kommen, wo wir selber betteln gehen müssen.“ „Laß es gut sein, liebe Sara,“ antwortete er, „wer Gutes thut, wird Gutes finden.“ *)

Nun begab es sich eines Tages, daß Tobià hörte, in der Stadt sei ein armer Mann gestorben. „Bringet ihn her zu mir,“ sprach er, „ich will ihn heute Abend beerdigen.“ Da brachten sie ihm den Todten und er legte ihn unter das Bett; am Abend aber nahm er ihn auf seinen Rücken und trug ihn zur Stadt hinaus. Als er den Todten beerdigt hatte, ward er so müde, daß er sich unter einen Baum legte, um zu schlafen. In dem Baume aber hatte eine Schwalbe ihr Nest. Als nun Tobià unter dem Baume schlief, fiel etwas von dem Unrath der Schwalbe ihm in die Augen, also daß er erblindete. Da erwachte er, aber er konnte nichts mehr sehen, und nur mit vieler Mühe fand er den Weg nach Hause zurück. Als seine Frau ihn so kommen sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: „Ach, Tobià, was ist dir denn geschehen?“ „Ja, was kann ich dafür,“ sagte Tobià, „ich hatte mich unter einen Baum gelegt, um ein wenig zu ruhen. In dem Baume aber hatte eine Schwalbe ihr Nest, da fiel mir etwas von ihrem Unrath in die Augen, und ich erblindete.“ „Ach, wir Unglücklichen! was soll nun aus uns werden, wenn du nicht mehr arbeiten kannst, und alle

*) Cu beni fa, beni trova.

unsere Habe und Gut hast du ja den Armen gegeben!" „Sei nur ruhig," sagte Tobià, „wer Gutes thut, wird Gutes empfangen, und Gott verläßt den Gerechten nicht."

Nun kam für den armen Tobià eine schwere Zeit, denn blind wie er war, konnte er nicht arbeiten, also daß ihm bald das Geld ausging. Da sprach er eines Tages zu seiner Frau: „Liebe Frau, unser Geld ist zu Ende; in der und der Stadt wohnt aber ein Bekannter von mir, dem habe ich einst Geld geliehen. Wir wollen unsern Sohn Tobiòla hinschicken, daß er sich das Geld wiedergeben lasse." Also rief Tobià seinen Sohn Tobiòla und sprach zu ihm: „Mein Sohn, du mußt nun nach der und der Stadt gehen, und das Geld holen, das ich dort angelegt habe. Ich will aber nicht, daß du allein reisest, gehe auf den Markt, und sieh, ob du einen Reisegefährten findest."

Da ging Tobiòla auf den Marktplatz, und sah einen schönen, schlanken Jüngling stehen, der frug ihn: „Tobiòla, wohin willst du reisen?" „In die und die Stadt." „Dahin muß ich ja auch gehen, wir können also zusammen reisen." Da ward Tobiòla hoch erfreut, und führte den Jüngling zu seinen Eltern und sprach: „Lieber Vater und liebe Mutter, ich habe nun einen Reisegefährten gefunden, gebt mir euren heiligen Segen, und laßt mich ziehen." Da segneten Tobià und seine Frau ihren lieben Sohn und umarmten und küßten ihn, und Tobiòla zog mit dem Jüngling von dannen. Die Stadt aber, wohin sie reisen wollten, war viele Tagereisen weit entfernt.

Eines Tages nun kamen sie an einen Strom, darin schwamm ein Fisch herum, der kam immer dicht ans Ufer. „Tobiòla," sprach der Jüngling, „greife den Fisch, und schneide ihm die Galle und die Leber aus; es wird dir nützen." Tobiòla that, wie der Jüngling ihn thun hieß, griff den Fisch, schnitt ihm Galle und Leber aus, und verwahrte sie in einem Büchschen.

Nachdem sie die Reise vollbracht hatten, kamen sie endlich in die Stadt, in der Tobiòla das Geld holen sollte. „Wo willst du hier Herberge nehmen?" frug ihn der Jüngling. „Mein Vater hat hier einen

Bekannten, der ist sein Gevatter, bei dem soll ich wohnen," sprach Tobiòla. Dieser Gevatter aber hatte eine Tochter, die war wunderschön, und hatte schon sieben Männer gehabt, die waren aber alle sieben in der Brautnacht gestorben.

Als nun Tobiòla und der Jüngling zu dem Manne kamen, sprach Tobiòla: „Gevatter, ich bin der Sohn eures Gevatters Tobià und seiner Frau Sara." „O, Gevatter, welche Freude," rief der Mann, „kommt doch in mein Haus, und bleibt bei mir, ihr und euer Begleiter." Tobiòla und der Jüngling traten ein, und die schöne Tochter des Gevatters brachte ihnen zu essen und zu trinken. „Weißt du, was ich mir ausgedacht habe, Tobiòla?" sprach der Jüngling, „ich will dich mit diesem schönen Mädchen verheirathen." „O, Bruder mein,"*) antwortete Tobiòla, „das ist aber mein Tod; denn dieses Mädchen hat schon sieben Männer gehabt, und Alle hat man am Morgen nach der Hochzeit todt im Bette gefunden." „Sei nur ruhig, Tobiòla, wenn du thust, was ich dir sage, so wird dir nichts geschehen." So sprach der Jüngling und ging zum Gevatter. „Guter Freund," sagte er, „mein Gefährte Tobiòla wünscht eure schöne Tochter zu heirathen. Gebet sie ihm und laßt uns dann wieder in unsre Heimath zurückkehren." Der Vater wollte nicht und sprach: „Ach, wißt ihr denn nicht, daß meine Tochter dies schreckliche Schicksal auf sich hat, daß sie schon sieben Männer gehabt habt, und Alle sind in der Brautnacht gestorben?" „Wer weiß," antwortete der Jüngling, „vielleicht wird Tobiòla nicht sterben, gebt ihm nur eure Tochter." Also wurde die Hochzeit gefeiert, und Tobiòla heirathete die schöne Tochter des Gevatters. Nach der Trauung aber nahm ihn sein Gefährte bei Seite, und sprach zu ihm: „Höre wohl auf meine Worte und befolge sie genau. Heute Abend, wenn du mit deiner jungen Frau in die Kammer geführt wirst, so verschließe die Thüren und Fenster wohl, und lege die Galle des Fisches auf ein Kohlenbecken, daß sie verbrenne, und der Rauch euch Beide durchziehe. Dann wirf dich mit deiner Frau

*) Fatri meu.

auf die Knie, und thut drei Stunden lang Buße, denn deine Frau wird von einem bösen Teufel geplagt, der heißt Romeò, und weil ihre andern sieben Männer nicht Buße thaten, so bekam er Gewalt über sie."

Tobiòla merkte sich Alles, was der Jüngling gesagt hatte, und als er mit seiner Frau in die Kammer geführt wurde, verschloß er die Thüren und Fenster wohl, daß kein Rauch hinausdringen konnte. Dann nahm er die Galle aus dem Büchschen, daß sie verbrannte, und der Rauch die ganze Kammer erfüllte. Tobiòla aber und seine Frau warfen sich auf den Boden und thaten Buße, drei Stunden lang, und das schöne Mädchen weinte bitterlich in ihrer Herzensangst. Nach den drei Stunden legten sie sich zu Bette und schliefen ruhig bis zum Morgen.

Als der Tag anbrach, standen der Gevatter und seine Frau in schweren Sorgen auf, und der Mann sprach zu seiner Frau: „Geh einmal in die Kammer und sieh, ob der unglückliche Tobiòla noch lebt." Als sie aber in die Kammer trat, lagen Beide im Bette und schliefen sanft und ruhig. Da war große Freude im Haus, und Alle lobten Gott und dankten ihm für seine Gnade. Tobiòla blieb nun noch einige Tage in derselben Stadt; nachdem er aber das Geld seines Vaters wiederbekommen hatte, sprach er zum Gevatter: „Lieber Schwiegervater, ich muß nun wieder nach Hause zu meinen Eltern gehen, gebt uns euren Segen und laßt uns ziehen." Da lud der Schwiegervater die Aussteuer seiner Tochter auf einige Maulthiere, segnete seine Tochter und seinen Schwiegersohn und ließ sie ziehen.

Seine Mutter Sara aber weinte immer, weil ihr lieber Sohn schon so lange fort war, und sie nichts mehr von ihm gehört hatte, und des Abends stieg sie auf einen hohen Berg, und schaute aus, ob er nicht bald käme.

Als sie nun wieder einmal auf dem Berg stand, und mit vielen Thränen nach Tobiòla ausschaute, sah sie auf einmal zwei Männer und eine Frau daherkommen mit mehreren hochbepackten Maulthieren, und als sie genauer hinsah, war einer der Männer ihr Sohn Tobiòla. „Gott sei gelobt, da kommt mein Sohn!" rief sie voll Freude, „und welch

schönes Mädchen hat er bei sich! Das ist ein sicheres Zeichen, daß es ihm gut ergangen ist.“ Als nun Tobiòla seine Mutter erkannte, lief er ihr entgegen und küßte ihr die Hand, und das schöne Mädchen küßte ihr auch die Hand, und so gingen sie Alle zusammen fröhlich nach Haus.

Denkt euch nun die Freude des alten, blinden Tobià, als er hörte, sein Sohn sei wiedergekommen! Der Jüngling aber sprach zu Tobiòla: „Nimm die Leber des Fisches, und bestreiche damit die Augen deines Vaters, so wird er sein Gesicht wiederbekommen.“ Da nahm Tobiòla die Leber des Fisches aus dem Büchschen, und bestrich damit die Augen seines Vaters, und alsbald ward er sehend.

Während sie sich aber noch darüber freuten, verwandelte sich der Jüngling in einen schönen Engel und sprach: „Ich bin der Engel Gabriel, und bin von Gott gesandt worden, euch zu helfen, weil Gott gesehen hat, daß ihr fromm und gottesfürchtig seid. Führet ein heiliges Leben, so werdet ihr glücklich sein, und wenn ihr sterbt, wird euch Gott in sein Paradies aufnehmen.“ Damit segnete er sie, und flog zum Himmel. Tobià aber und seine Familie führten ein heiliges Leben, und als ihre Stunde kam, starben sie, und Gott nahm sie in seine Arme.

## 90. Die Geschichte von San Japicu alla Lizia.

Es waren einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder, und wollten doch so gerne einen Sohn oder eine Tochter haben. Da wandte sich die Königin an San Japicu alla Lizia*) und sprach: „Oh, San Japicu, wenn ihr mir einen Sohn bescheeret, so gelobe ich euch, daß er die Wallfahrt zu euch machen soll, wenn er achtzehn Jahre alt ist.“ Nicht lange, so wurde die Königin durch die Gnade Gottes und des Heiligen guter Hoffnung, und als ihre Stunde kam, gebar sie einen wunderschönen Knaben, der war so schön, als ob Gott ihn gemacht hätte.

*) Die Form Japicu für Giacomo ist sehr alt. Vgl. **La venuta di tu re Japicu a Cataniu** von 1287 in den von V. di Giovanni herausgegebenen **Cronache Ciciliane** S. 165, Bologna 1865. 8.

Der Knabe wuchs an einem Tage für zwei, und wurde mit jedem Tage größer und schöner. Als er etwa zwölf Jahre alt war, starb der König, und die Königin blieb allein mit diesem Sohne, den sie liebte, wie ihre Augen. So vergingen viele Jahre, und die Zeit rückte heran, wo der Königssohn achtzehn Jahre alt werden sollte. Wenn aber die Königin daran dachte, daß sie sich bald von ihm trennen sollte, um ihn ganz allein auf die weite Wallfahrt zu schicken, wurde sie ganz traurig und weinte und seufzte den ganzen Tag.

Da sprach eines Tages der Königssohn zu ihr: „Mutter, was seufzt ihr den ganzen Tag?" „Nichts, nichts mein Sohn, ich habe nur einige Sorgen." antwortete sie. „Worüber sorgt ihr euch denn?" fragte er. „Fürchtet ihr, eure Güter in der Chiana*) seien schlecht bestellt? So laßt mich hingehen, daß ich nachsehe, und euch Nachricht bringe." Die Königin war es zufrieden, und der Königssohn machte sich auf, und ritt in die Chiana, auf die Güter, die ihnen gehörten. Er fand aber Alles in schönster Ordnung, kam wieder zu seiner Mutter und sprach: „Liebe Mutter, seid fröhlich, und lasset die Sorgen fahren, denn auf euren Gütern ist Alles in Ordnung: das Vieh gedeiht, die Felder sind bestellt, und das Getreide wird bald reif sein." „Gut, mein Sohn," antwortete die Königin, wurde aber doch nicht fröhlich, und am nächsten Morgen fing sie wieder an zu seufzen und zu weinen. Da sprach der Königssohn zu ihr: „Liebe Mutter, wenn ihr mir nun nicht sagt, warum ihr so bekümmert seid, so mache ich mich auf, und wandere in die weite Welt hinaus." Da antwortete ihm die Mutter Königin: „Ach, lieber Sohn, ich bin bekümmert, weil du nun von mir scheiden mußt. Denn da ich dich so ersehnte, gelobte ich dem San Japicu alla Lizia, wenn er mir dich bescheerte, so würdest du zu ihm wallfahrten, wenn du achtzehn Jahre alt sein würdest. Und nun bist du bald achtzehn Jahre alt, und darum bin ich bekümmert, daß du nun allein fortwandern mußt, und so viele Jahre wegbleiben, denn um zum Heiligen zu kommen, muß man ein

*) Gleich Piana, der Ebene von Catania.

ganzes Jahr lang wandern." Ist es nichts weiter als das, liebe Mutter?" sagte der Sohn. „Seid doch nicht so bekümmert. Nur die Todten kehren nicht wieder; wenn ich aber am Leben bleibe, so werde ich ja bald zu euch zurückkehren."

So tröstete er seine Mutter, und als er achtzehn Jahre alt wurde, nahm er Abschied von der Königin und sprach: „Nun lebet wohl, liebe Mutter, und so Gott will, werden wir uns wiedersehen." Die Königin weinte bitterlich, und umarmte ihn mit vielen Thränen; dann gab sie ihm drei Aepfel und sprach: „Mein Sohn, nimm diese drei Aepfel, und gieb wohl acht auf meine Worte. Du sollst nicht allein den ganzen, langen Weg zurücklegen. Wenn sich nun ein Jüngling zu dir gesellt und mit dir wandern will, so nimm ihn mit in die Herberge, und laß ihn mit dir essen. Nach dem Essen aber zerschneide einen Apfel in zwei Hälften, eine kleinere und eine größere, und biete sie dem Jüngling an. Nimmt er die größere Hälfte, so trenne dich von ihm, denn er wird dir kein treuer Freund sein; nimmt er aber die kleinere, so betrachte ihn als deinen Bruder, und theile Alles mit ihm, was dein ist." Nach diesen Worten umarmte sie ihren Sohn und segnete ihn, und der Königssohn wanderte fort.

Er war schon eine lange Zeit gewandert, und noch Niemand war ihm begegnet. Eines Tages aber sah er einen Jüngling des Weges daher kommen, der gesellte sich zu ihm und frug ihn: „Wohin wandert ihr, schöner Jüngling?" „Ich wallfahrte zum San Japicu alla Lizia, denn da meine Mutter keine Kinder bekam, gelobte sie ihm, wenn er ihr einen Sohn bescheerte, so sollte ihr Sohn zu dem Heiligen wallfahrten, wenn er achtzehn Jahr alt sein würde. Da bescheerte ihr der Heilige einen Sohn, das bin ich, und weil ich nun achtzehn Jahre alt bin, mache ich die Wallfahrt nach Lizia." „Da muß ich auch hin," sagte der Andre, „denn meiner Mutter ist es gerade so ergangen wie der eurigen; wenn wir also den gleichen Weg machen müssen, so können wir auch zusammen gehen."

Da wanderten sie miteinander weiter; der Königssohn aber war

nicht vertraulich gegen seinen Gefährten, denn er dachte: „erst muß ich die Probe mit dem Apfel machen."

Da sie nun bei einem Wirthshause vorbeikamen, sprach der Königssohn: „Mich hungert; wollen wir uns nicht etwas zu essen geben lassen?" Der Andere war es zufrieden, und so gingen sie hinein und aßen zusammen. Als sie aber gegessen hatten, zog der Königssohn den Apfel hervor, zerschnitt ihn in zwei ungleiche Hälften und bot sie dem Andern dar; der nahm die größere Hälfte. „Du bist kein treuer Freund," dachte der Königssohn, und um sich von ihm zu trennen, stellte er sich, als ob er krank würde und liegen bleiben müsse. Da sprach der Andre: „Ich kann nicht auf euch warten, denn ich muß noch weit wandern; darum lebet wohl." „Lebet wohl," sagte der Königssohn und war froh, ihn los zu sein.

Da er sich aber wieder auf den Weg machte, dachte er: „Ach, wenn Gott mir doch einen treuen Freund herführte, daß ich nicht allein wandern muß."

Nicht lange, so gesellte sich ein Jüngling zu ihm und frug: „Wohin wandert ihr, schöner Jüngling?" Da erzählte ihm der Königssohn, wie seine Mutter das Gelübde gethan hatte, ihn eine Wallfahrt zum San Japicu alla Lizia machen zu lassen, und wie er nun auf dem Wege dahin sei. „Da muß ich auch hin," sagte der Jüngling, „denn meine Mutter hat dasselbe Gelübde gethan." „Ei, da könnten wir ja zusammen wandern," rief der Königssohn, und so zogen sie zusammen weiter. Als sie aber an der nächsten Herberge vorbeikamen, sprach der Königssohn: „Mich hungert, wir wollen eintreten und uns etwas zu essen geben lassen." Da traten sie ein und aßen mit einander, und nach dem Essen zerschnitt der Königssohn auch den zweiten Apfel in zwei ungleiche Hälften und reichte sie seinem Gefährten; der nahm die größere Hälfte. „Du bist kein treuer Freund," dachte der Königssohn, und um sich von ihm zu trennen, stellte er sich wieder krank und ließ den Andern allein ziehen; er aber machte sich traurig auf den Weg und dachte: „O, Gott, laß mich doch einen treuen Freund finden, der mir auf der weiten Reise ein

Bruder sei!" Wie er noch so betete, sah er einen Jüngling des Wegs daherkommen, der war ein schöner Bursche und sah so freundlich aus, daß er ihn gleich lieb gewann, und dachte: „Ach, könnte dieser doch der treue Freund sein!"

Der Jüngling gesellte sich zu ihm und frug: „Wohin wandert ihr, schöner Jüngling?" Da erzählte ihm der Königssohn, welches Gelübde seine Mutter für ihn gemacht hatte, und wie er nun zum Heiligen wallfahrten müsse. „Da muß ich auch hin," rief der Jüngling, „denn meine Mutter hat dasselbe gelobt." „Ei, da könnten wir ja zusammen wandern," sagte der Königssohn, und so zogen sie denn zusammen weiter. Der Jüngling war aber so freundlich und höflich, daß der Königssohn immer mehr wünschte, dieser möge nun doch endlich sich als treuer Freund erweisen.

Da sie nun bei einer Herberge vorbei wanderten, sprach er: „Mich hungert, wir wollen hineingehen und etwas zusammen essen." Da traten sie ein und ließen sich etwas zu essen geben, und nach dem Essen zerschnitt der Königssohn auch noch den letzten Apfel in zwei ungleiche Theile und reichte sie dem Jüngling dar; und siehe da, der Gefährte nahm die kleinere Hälfte, und der Königssohn freute sich, daß er einen treuen Freund gefunden hatte. „Schöner Jüngling," sprach er zu ihm, „wir beide müssen uns nun als Brüder betrachten, und was mein ist, soll auch dir gehören, und was dein, soll auch mein sein. Und so wollen wir zusammen wandern, bis wir zum Heiligen kommen, und wenn Einer unterwegs stirbt, muß ihn der Andre todt bis hin bringen. Das wollen wir beide geloben!" Da gelobten sie es Beide und betrachteten sich als Brüder und wanderten zusammen weiter.

Um zum Heiligen zu kommen, brauchte man ein ganzes Jahr; denkt euch nun, wie viel die Beiden wandern mußten. Eines Tages nun, da sie müde und matt in eine große, schöne Stadt kamen, sprachen sie: „Wir wollen hier einige Tage bleiben und ausruhen, und nachher unsern Weg weiter fortsetzen." Also nahmen sie ein kleines Haus und wohnten darin. Gegenüber aber stand das königliche Schloß. Da nun

eines Morgens der König auf dem Balkon stand und die beiden schönen Jünglinge sah, dachte er: „Ei, wie sind diese beiden Jünglinge so schön; der Eine ist aber doch noch schöner als der Andre, dem will ich meine Tochter zur Frau geben." Der Königssohn war aber der schönere von den beiden. Um nun seinen Zweck zu erreichen, ließ der König sie Beide zu Tische laden, und als sie aufs Schloß kamen empfing er sie sehr freundlich und ließ auch seine Tochter rufen, die war schöner als die Sonne und der Mond. Als sie aber zu Bette gingen, ließ der König dem Reisegefährten des Königssohnes einen schädlichen Trank geben, daß er wie todt hinfiel; denn er dachte: „wenn sein Freund stirbt, wird der Andre gern hier bleiben und nicht mehr an seine Wallfahrt denken, sondern meine Tochter heirathen."

Am andern Morgen, als der Königssohn erwachte, frug er: „Wo ist mein Freund?" „Der ist gestern Abend plötzlich gestorben und soll sogleich begraben werden," antworteten ihm die Diener. Der Königssohn aber antwortete: „Ist mein Freund todt so kann ich auch nicht länger hier bleiben, sondern muß noch in dieser Stunde fort." „Ach, bleibt doch hier!" bat der König, „ich will euch auch meine Tochter zur Gemahlin geben." „Nein," sagte der Königssohn, „ich kann nicht hier bleiben." Wollet ihr mir aber eine Bitte gewähren, so schenkt mir ein Pferd und laßt mich in Frieden ziehn, und wenn ich meine Wallfahrt vollbracht habe, will ich wieder kommen und eure Tochter heirathen." Da gab ihm der König ein Pferd, und der Königssohn setzte sich darauf und nahm seinen todten Freund vor sich auf den Sattel und vollendete so seine Reise. Der Jüngling war aber nicht todt, sondern er lag nur in einem tiefen Schlaf.

Als nun der Königssohn zum San Japicu alla Lizia kam, stieg er vom Pferd, nahm den Freund wie ein Kind in seine Arme und trat so in die Kirche, legte den Todten auf die Altarstufen vor den Heiligen hin und betete: „Ach, San Japicu alla Lizia! sehet, ich habe mein Gelübde erfüllt, und bin zu euch gekommen und habe euch auch meinen Freund hergebracht. Euch übergebe ich ihn nun; wollet ihr ihm das Leben

wiederschenken, so wollen wir eure Gnade loben; soll er aber nicht wieder lebendig werden, so hat er doch wenigstens sein Gelübde erfüllt." Und siehe da, wie er noch so betete, erhob sich der todte Freund und ward wieder lebendig und gesund. Da dankten sie Beide dem Heiligen und machten ihm große Geschenke und dann machten sie sich auf den Weg nach Hause.

Als sie nun in die Stadt kamen, wo der König wohnte, bezogen sie wieder das kleine Haus, daß dem königlichen Schloß gegenüber lag. Der König aber freute sich sehr, daß der schöne Königssohn wieder da war und noch viel schöner geworden war; er veranstaltete große Festlichkeiten und ließ eine prächtige Hochzeit feiern, und so heirathete der Königssohn die schöne Königstochter. Nach der Hochzeit blieben sie noch einige Monate bei ihrem Vater, dann aber sprach der Königssohn: „Meine Mutter wartet zu Hause mit großen Sorgen auf mich; darum kann ich nun nicht länger hier bleiben, sondern will mich mit meiner Frau und meinem Freunde aufmachen und zu meiner Mutter zurückkehren." Der König war es zufrieden und so bereiteten sie sich zur Reise.

Nun hatte aber der König einen tiefen Haß gegen den armen, unglücklichen Jüngling, dem er damals den schädlichen Trank gereicht hatte und der dennoch lebendig zurückgekehrt war, und um ihm ein Leid anzuthun, schickte er ihn am Morgen der Abreise mit einem Auftrage eilends über Land. „Geh nur schnell," sagte er, „Dein Freund wird deine Rückkehr schon abwarten, ehe er abreist." Da eilte der Jüngling fort, ohne nur Abschied zu nehmen und richtete den Auftrag des Königs aus. Dieser aber sprach zum Königssohne: ‚Eilet euch, daß ihr fortkommt, sonst könnt ihr vor Abend das Nachtlager nicht erreichen." „Ich kann ohne meinen Freund nicht reisen," antwortete der Königssohn; der König aber sagte: „Macht euch nur auf den Weg; in einer kleinen Stunde ist er wieder da, und wird euch mit seinem schnellen Pferde bald einholen." Der Königssohn ließ sich bereden, nahm Abschied von seinem Schwiegervater und reiste mit seiner Frau ab. Der arme Freund aber konnte den Auftrag des Königs erst nach vielen Stunden erfüllen, und als er end-

lich wieder kam, sprach der König zu ihm: „Dein Freund ist schon weit von hier; siehe du nun selber zu, wie du ihn einholen kannst."

Also mußte der arme Jüngling den königlichen Palast verlassen und bekam nicht einmal ein Pferd und fing an zu laufen, und lief Tag und Nacht, bis er den Königssohn einholte. Von der großen Anstrengung aber bekam er einen furchtbaren Aussatz, also daß er krank, elend und schrecklich anzusehen war. Der Königssohn aber nahm ihn dennoch freundlich auf und pflegte ihn wie seinen Bruder.

So kamen sie endlich nach Hause, wo die Königin mit vielen Sorgen auf ihren Sohn gewartet hatte und ihn nun voller Freude umarmte. Der Königssohn ließ sogleich ein Bett herrichten für seinen kranken Freund und ließ alle Aerzte der Stadt und des Landes zusammenrufen, aber Keiner konnte ihm helfen. Da nun der arme Jüngling gar nicht wieder besser wurde, wandte sich der Königssohn an den heiligen Japicu alla Lizia und sprach: „O, San Japicu alla Lizia! Ihr habt mir meinen Freund vom Tode auferweckt, nun helfet ihm auch dieses Mal, und lasset ihn von seinem bösen Aussatz genesen." Wie er noch so betete, kam ein Diener herein und sagte zu ihm: „draußen stehe ein fremder Arzt, der wolle den armen Jüngling wieder gesund machen. Dieser Arzt aber war der heilige Japicu alla Lizia, der das Gebet des Königssohnes erhört hatte und gekommen war, um seinem Freund zu helfen. Nun müßt ihr aber wissen, daß die Frau des Königssohnes ein kleines Mädchen geboren hatte, das war ein schönes, liebliches Kind.

Als nun der Heilige an das Bett des Kranken trat, betrachtete er ihn erst und sprach dann zum Königssohne: „Wollt ihr euren Freund wirklich gesund sehen?" Um jeden Preis?" „Um jeden Preis!" antwortete der Königssohn; „saget mir nur, was ihm helfen kann." „Nehmt heute Abend euer Kind," sprach der Heilige, „öffnet ihm alle Adern und bestreichet mit seinem Blut die Wunden eures Freundes, so wird er alsbald genesen."

Der Königssohn erschrak freilich, als er hörte, er müsse sein liebes Töchterchen selbst umbringen, aber er antwortete: „Ich habe meinem

Freunde gelobt, ihn als meinen Bruder zu behandeln, und wenn es kein anderes Mittel giebt, so will ich mein Kind zum Opfer bringen."

Als es nun Abend wurde, nahmen sie das Kindlein und schnitten ihm die Adern auf und bestrichen mit dem Blut die Wunden des Kranken, und alsbald genas er von seinem bösen Aussatz Das Kindlein aber wurde ganz weiß und matt und sah aus, als wäre es todt. Da legten sie es in seine Wiege und die armen Eltern waren tief betrübt, denn sie glaubten ihr Kind verloren zu haben.

Am Morgen kam der Heilige und frug nach dem Kranken. Der ist wohl und gesund," antwortete der Königssohn. „Und wo habt ihr euer Kindlein hingelegt?" frug der Heilige. Dort liegt es in seiner Wiege und ist todt," sprach traurig der arme Vater. „Schaut doch einmal nach, wie es ihm geht," sagte der Heilige, und als sie an die Wiege liefen, saß das Kindlein darin und war wieder munter und gesund. Der Heilige aber sprach: „Ich bin San Japicu alla Lizia, und bin gekommen euch zu helfen, da ich gesehn habe, wie ihr so treue Freundschaft gehalten habt. Liebet euch auch fernerhin, und wenn es euch schlimm geht, so wendet euch nur an mich und ich werde euch zu Hülfe kommen." Mit diesen Worten segnete er sie und verschwand vor ihren Augen. Sie aber lebten fromm und thaten den Armen viel Gutes und blieben glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

## 91. Die Geschichte von Joseph dem Gerechten.

Es war einmal ein großer König, der hatte drei Söhne, von denen hieß der Jüngste Joseph. Der König aber hatte diesen Sohn lieber als seine Brüder, also daß diese von Neid erfüllt wurden. Nun hatte der König große Güter in der Chiana, und mußte oft seine Söhne hinschicken, um nachzusehen, wie das Getreide stand und wie die Ochsen und Pferde gediehen. Er schickte aber nur immer seine beiden älteren Söhne,

den Jüngsten behielt er bei sich. Da sprachen eines Tages seine Söhne zu ihm: „Vater, immer müssen wir in die Chiana gehn und Joseph bleibt in Ruhe zu Haus. Lasset ihn uns einmal begleiten, sonst ist es ein Zeichen, daß ihr ihn lieber habt als uns.“ „O, meine Söhne,“ antwortete der König, „ich habe euch Alle gleich lieb, denn ihr seid ja Alle meine Kinder, aber euer Bruder ist noch so jung, und ich fürchte mich, die wilden Thiere möchten ihn fressen.“ „Und für uns fürchtet ihr nichts, Vater? Nun sehn wir erst recht, daß euch unser Bruder lieber ist als wir.“ Was konnte der König thun? Um seine Söhne zufrieden zu stellen, rief er den kleinen Joseph und sprach zu ihm: „Deine Brüder müssen wieder in die Chiana und du mein Sohn, sollst sie begleiten.

Also zogen die drei Brüder miteinander fort in die Chiana. Das Herz der Brüder aber war von Neid und Zorn erfüllt und der Aelteste sprach zum Zweiten: „Ich kann unsern Bruder nicht mehr vor Augen sehn; darum wollen wir ihn in diesen leeren Brunnen werfen, daß er vor Hunger sterbe.“ Da banden sie den armen Joseph an einen langen Strick und ließen ihn in den Brunnen hinab und warteten oben, bis er todt sein würde.

Während sie nun so da saßen, kam ein mächtiger König vorbei, der war viel mächtiger als ihr Vater und frug sie: „Was thut ihr da an dem Brunnen?“ Sie antworteten: „Wir müssen diesen Knaben bewachen, denn er soll sterben.“ Als nun der König in den Brunnen hineinschaute und den wunderschönen Knaben sah, empfand er Mitleid mit ihm und sprach: „Ziehet ihn doch herauf, so will ich ihn kaufen.“ Da zogen die beiden Königssöhne ihren Bruder heraus, und der König gab ihnen viel Geld und nahm den armen Joseph mit. Die Brüder aber nahmen ihm sein Hemd fort, schlachteten eine Ziege und tauchten das Hemd in das Blut.

Als sie wieder nach Hause kamen, rief ihnen der König gleich entgegen: „Wo ist euer Bruder Joseph?“ „Ach, Vater! antworteten sie: „die wilden Thiere haben ihn gefressen, sehet hier sein blutiges Hemde.“

Denkt euch nun den Schmerz des armen Vaters. Er zerschlug sich die Brust, raufte sich das Haar aus und jammerte: „Ach, mein Sohn, mein lieber Sohn, bist du von den wilden Thieren gefressen worden." — Lassen wir nun den Vater und sehn wir, was aus dem Sohn geworden ist.

Der mächtige König nahm ihn mit in sein Land und ließ ihn in Allem unterrichten; und Joseph wuchs heran und wurde der weiseste und gerechteste Mann im Lande, und der König setzte ihn über alle seine Güter und nannte ihn Joseph den Gerechten.*)

So vergingen viele Jahre; da kam eines Tages Joseph zum König und sprach: „Königliche Majestät, höret auf meine Worte und befolget meinen Rath. Es werden sieben Jahre kommen, so fruchtbar, daß man gar nicht wissen wird, was man mit all dem Korn thun soll. Laßt während dieser sieben Jahre große Magazine bauen und mit Korn füllen, denn nachher werden sieben ganz schlechte Jahre kommen, in denen wird Alles zu Grunde gehn, und wenn ihr nicht vorher Korn gesammelt habt, müßt ihr Hungers sterben, ihr und euer ganzes Volk." Und wie Joseph vorhergesagt hatte, so geschah es.

Es kamen sieben Jahre, in denen Alles gedieh und es wuchs so viel Korn, daß man gar keinen Raum mehr hatte, um Alles zu sammeln. Da ließ der König große Magazine bauen und füllte sie mit Korn, wie Joseph ihm empfohlen hatte. Nach dem sieben fruchtbaren Jahren kamen aber sieben Jahre, die waren so schlecht, daß gar nichts reif wurde; kein Weizen, keine Gerste, keine Früchte, nichts. Da entstand eine große Theurung in allen Ländern, der König aber setzte seinen treuen Joseph über alle die Kornvorräthe und ließ überall verkünden, in seinem Lande sei viel Korn, Jedermann könne kommen und kaufen, und aus allen Ländern kamen die Leute und kauften Korn.

Da sprach auch der andre König, Joseph's Vater, zu seinen Söhnen: „Liebe Söhne, in unserm Lande ist kein Korn mehr. Darum ziehet hin in das und das Land, wo der König Korn gesammelt hat und kaufet

*) Giuseppi Giustu.

Korn für uns ein." Die beiden Söhne machten sich auf und zogen in das Land.

Als sie nun vor Joseph den Gerechten geführt wurden, erkannten sie ihn nicht; er aber erkannte sie wohl und frug sie: „Was wollt Ihr?" „Hoheit, wir sind gekommen, um Korn einzukaufen." Da ließ ihnen Joseph ihre Säcke mit dem schönsten Korn füllen, und gab ihnen zu essen und zu trinken, lud sie ein an seinem Tisch zu sitzen, und war über die Maßen freundlich mit ihnen.

Als sie nun gegessen und getrunken hatten, sprachen die beiden Brüder: „Nun müssen wir wieder in unser Land zu unserm Vater ziehn." Da nahm Joseph seine goldne Tasse, und steckte sie heimlich in einen von den Kornsäcken, und ließ seine Brüder ziehn.

Als sie aber kaum einen Miglio weit weg waren, setzte er ihnen mit seinen Dienern nach, und wie er sie eingeholt hatte, sprach er: „Was, so vergeltet ihr meine Freundlichkeit! Ich habe euch wie meine besten Freunde empfangen, und ihr stehlt mir meine goldne Tasse?" Die Brüder waren sehr erschrocken und sprachen: „Ach, Herr, wir haben euch nichts gestohlen, denn wir sind ehrliche Leute. Wenn ihr aber wollet, so durchsuchet unsere Säcke." „Gewiß will ich das," rief Joseph, und durchsuchte selbst die Säcke, und gleich im ersten fand er die Tasse. Denkt euch nun, wie die Königsöhne da standen, Joseph aber rief: „Da seht ihr selbst, wie ihr mir vergolten habt. Darum muß einer von Euch im Gefängniß bleiben, der andre aber soll nach Hause zurückkehren und euren Vater rufen, daß ich mit ihm spreche." Also blieb der eine Königssohn im Gefängniß, der andere aber kehrte in seine Heimath zurück.

Als ihn nun der König allein zurückkehren sah, frug er ihn gleich: „Wo ist dein Bruder?" Da erzählte ihm der Sohn Alles, was vorgefallen war, der König aber fing laut an zu weinen und zu jammern: „Soll ich denn alle meine Kinder verlieren? Der Eine ist von den wilden Thieren zerrissen worden, der andre sitzt im Gefängniß; ach, ich armer, unglücklicher Vater!" Dann machte er sich auf, und zog mit seinem Sohn in jenes Land, wo Joseph wohnte.

Als er vor Joseph geführt wurde, wollte er vor ihm niederfallen; Joseph aber hob ihn auf, und sein Herz zitterte ihm, als er seinen alten Vater wieder sah. Da erzählte ihm der König, wie er seinen jüngsten Sohn verloren habe, und wie er nun so unglücklich sei, da auch sein zweiter Sohn in Gefahr schwebe, und bat für ihn. Joseph aber konnte sich nicht länger halten und rief: „Wünschet ihr wohl, euren jüngsten Sohn wiederzusehen?" „Ach, wenn Gott das doch zuließe," antwortete der alte König. Da rief Joseph: „Lieber Vater, ich bin euer jüngster Sohn, Joseph; denn die wilden Thiere haben mich nicht gefressen, sondern meine Brüder haben mich dem König verkauft, dem ich nun diene." Als seine Brüder dies hörten, fielen sie vor ihm nieder, denn sie dachten, nun würde sich Joseph an ihnen rächen. Er aber hob sie auf, und umarmte sie, und verzieh ihnen Alles. Dann ging er zum König und erzählte ihm, wie er seinen Vater wiedergefunden habe, und nun mit ihm ziehen wolle, und nahm Abschied von ihm. Und so zogen sie denn wieder in ihre Heimath, und lebten glücklich und zufrieden, wir aber sind leer ausgegangen.

## 92. Die Geschichte vom Einsiedler.

Es war einmal ein frommer Einsiedler, der lebte auf einem hohen Berg, und nährte sich von Gras und Wurzeln, und brachte den ganzen Tag damit hin, daß er mit der Stirne im Staube Buße that. Nun begab es sich eines Tages, daß eine Gesellschaft von reichen Leuten aus der Stadt eine Lustfahrt nach demselben Berge machten, dort aßen und tranken, und sich einen vergnügten Tag bereiteten. Am Abend rief der Eine von ihnen seinen Diener und sprach zu ihm: „Sammle alle Löffel und Gabeln, die wir mitgenommen hatten, so wollen wir nach Hause zurückreiten." Da sammelte der Diener alle die silbernen Geräthschaften, anstatt aber Alles einzupacken, steckte er den silbernen Vorlegelöffel in seine Tasche.

Dies Alles sah der Einsiedler; er sagte aber nichts, und die ganze

Gesellschaft ritt wieder nach Hause. Unterwegs nun fiel es dem Einen ein, das Silberzeug nachzuzählen; da zeigte es sich, daß der silberne Vorlegelöffel fehle. „Was ist das?" frug er den Diener. „Hast du den Löffel vielleicht vergessen? Wir wollen zurückgehn und ihn suchen."

Als sie nun an denselben Ort kamen, wo sie gegessen hatten, hatte sich da unterdessen ein armer Pilger eingefunden, der sammelte die übrig gebliebenen Brocken und verzehrte sie, um seinen Hunger zu stillen. „Du hast gewiß den Löffel gestohlen!" rief der Herr, dem der Löffel fehlte. „Ach, liebe Herren," bat der Pilger, „ich habe ja nichts genommen als die Knochen und die Brocken. Untersucht mich, und Ihr werdet sehen, daß ich gewiß keinen Löffel genommen habe." „Nichts da! Es kann Niemand sonst gewesen sein, denn außer dir ist Niemand hier gewesen!" Da schlugen sie ihn und mißhandelten ihn, banden ihn an den Schwanz eines Pferdes und schleppten ihn so mit sich fort. Das Alles hatte der Einsiedler gesehn, und in seinem Herzen begann er zu murren gegen die Gerechtigkeit Gottes. „Was?" dachte er, geht es so auf Erden? Jener diebische Knecht sollte ungestraft davon kommen, und der unschuldige Pilger so arg mißhandelt werden? Gott ist ungerecht, daß er solches duldet, und darum will ich auch nicht länger Buße thun, sondern in die Welt zurückkehren und mein Leben genießen." Wie gesagt, so gethan; der Einsiedler verließ seinen Berg, und that nicht mehr Buße, sondern zog aus, um sein Leben zu genießen.

Während er so dahin wanderte, begegnete ihm ein schöner, starker Jüngling, der frug ihn: „Wohin wandert ihr?" „Nach der und der Stadt." „Dahin will ich ja auch gehn; darum wollen wir zusammen wandern." Also wanderten sie zusammen, der Weg aber war weit und sie wurden bald müde. Da kam ein Maulthiertreiber desselbigen Weges daher. „He, guter Freund," rief der Jüngling, „wollet ihr uns nicht erlauben, ein wenig auf euren Thieren zu reiten? wir sind so müde und matt." „Von Herzen gern," antwortete der Maulthiertreiber, „so weit unser Weg zusammen geht, könnt ihr meine Thiere benutzen." Da setzten sie sich auf und ritten mit dem Maulthiertreiber weiter. Der Jüngling

aber hatte bemerkt, daß in dem einen Quersack eine Menge Goldes steckte und ohne daß der Treiber es merkte, zog er eine Münze nach der andern heraus und warf sie auf die Straße. Der Einsiedler sah es wohl und dachte in seinem Herzen: „Wie? Während der arme Mann uns so freundlich einen Dienst erweist, thut er ihm so Böses an?“ Weil aber der Jüngling ein starker Mann war, fürchtete er sich, irgend etwas zu sagen.

Nachdem sie eine gute Strecke weit geritten waren, sprach der Treiber: „Nun, meine Herren, kann ich euch nicht weiter mitnehmen.: Da stiegen sie ab, dankten ihm und wanderten zu Fuß weiter. Der Einsiedler aber sprach: „Wie konntest du ein so großes Unrecht thun und dem armen Mann, der uns eben eine Wohlthat erzeigte, sein Geld wegwerfen?“ „Sei du still,“ antwortete der Jüngling; „kümmere dich um deine Angelegenheiten und nicht um die meinigen.“

Am Abend kamen sie in eine Herberge, und da die Wirthin ihnen entgegentrat, sprachen sie: „Gute Frau, könnt ihr uns nicht für diese Nacht beherbergen? Wir haben aber kein Geld, es euch zu lohnen.“ „O, sprechet doch nicht davon,“ sprach die Wirthin, nahm sie gar freundlich auf, gab ihnen gutes Essen und Trinken und wies ihnen zuletzt ein Zimmer an, in dem für jeden von ihnen ein Bett stand. In demselben Zimmer aber stand auch eine Wiege, in der das kleine Kind der Wirthin schlief. Am Morgen, als sie sich zum Weiterwandern rüsteten, trat der Jüngling zu der Wiege und erdrosselte das arme kleine Kind. „O, du Bösewicht,“ rief der Einsiedler, „während uns die gute Frau so viele Wohlthaten erweist, bringst du ihr Kind um!“ „Sei doch still, befahl der Jüngling „und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten.“ Da wanderten sie weiter, und der Einsiedler ging still neben dem Jüngling einher.

Auf einmal aber verwandelte sich der Jüngling in einen schönen leuchtenden Engel, der sprach zu dem Einsiedler: „Höre mich an, o Mensch, der du dich erkühnt hast, gegen Gottes Gerechtigkeit zu murren; ich bin ein Engel, von Gott gesandt, um dir die Augen zu öffnen. Jener

Pilger, der unschuldig mißhandelt wurde, hatte einst, vor vielen Jahren an demselben Ort seinen Vater umgebracht, darum hat ihm Gott nun diese Strafe geschickt; denn Gott verzeiht bald, aber zu strafen zaudert er. Das Geld, das ich auf die Straße geworfen habe, gehörte nicht dem Maulthiertreiber, sondern er hatte es einem Andern entwendet; nach diesem Verlust wird er vielleicht in sich gehn und seine Sünde bereuen. Das Kind der Wirthin wäre ein Räuber und Mörder geworden, wenn es gelebt hätte. Die Mutter aber ist fromm und betet täglich zu Gott: „„O, Herr, wenn mein Kind nicht heilig leben soll, so nehmt es lieber zu euch, so lange es unschuldig ist."" Darum hat Gott ihr Gebet erhört. Nun siehst du, daß Gottes Gerechtigkeit weiter sieht, als die der Menschen. Darum kehre in deine Einsiedelei zurück und thue Buße, ob dir dein Murren vergeben werden möge." Als der Engel also gesprochen hatte, flog er in den Himmel; der Einsiedler aber kehrte auf seinen Berg zurück, that noch strengere Buße als bisher und starb als ein Heiliger.

## Zwei sicilianische Märchen, im Dialekt von Messina aufgeschrieben von D. Salvatore Morganti.

### Lu cuntu di li du' cumpari.[1]

Na vota c' eranu du' cumpari, mastri scarpari ripezzaturi, chi cugghìanu la fami junti junti. Un jornu unu d' iddi si vutò cu l'autru: »Cumpari, ccà chi facemu! Accunti nun ci nn'è; pigghiàmuni la sporta e niscemu pri fora.« Accussì ficiru. Caminandu caminandu un cumpari cci dissi a l'autru: »Sarìa megghiu, cumpari, mi nni spartemu; unu pigghia pri na parti e unu pri nautra, e accussì truvamu cchiù travagghiu, e doppu chi avemu ricugghiutu qualchi cosa di dinari, riturnamu a li nostri casi.« Li du' cumpari si sparteru; unu pigghiò pri ccà e unu pri ddà. Lassamu a chiddu ch'era cchiù abbunatu e pigghiamu a l'autru ch'era cchiù scaltru e cchiù capudòpera. Si chiamava mastru Pippu. Mastru Pippu firriò menzu munnu. Na sira ci scurò 'ntra na campagna unni nun c'eranu no'omini e no casi. Pri passari la nuttata e pri ripararisè di lu friddu e di lu sirinu si 'nfilò mmenzu a certi petri. Mentri chi stava ammucciatu ddà dintra, sintìu vicinu d'iddu na vuci suttirrania:

[1] Vergleiche Märchen 79. (II. S. 122 u. f.)

»Apriti, cicca!« Si aprìu un pezzu di rocca e di ddà dintra nisceru dudici sbannuti, unu appressu a l'autru. »Chiuditi, cicca,« dissi dda stissa vuci, e la rocca si chiudùi. Mastru Pippu nun vardava piriculu e sarissi annatu a circari la furtuna fina 'ntra lu 'nfernu: e quannu li sbannuti s'avìanu alluntanatu un bellu pezzu, dissi fra d'iddu: »Vogghiu vidiri chi cosa c'è 'ntra stu suttirraniu; videmu si la rocca ubbidisci a la mé vuci. — Apriti, cicca!« La rocca s'aprìu e mastru Pippu trasennu cci dissi: »Chiuditi, cicca!« e la rocca si chiudìu. Vitti ddà dintra tuttu lu beni di Diu: manciari, vinu, robba e dinari. Si jinchìu di munita d'oru la sporta, li sacchetti, lu cappeddu e li scarpi.

»Apriti, cicca,« e »chiuditi, cicca,« mastru Pippu fora. »Santi pedi, ajutatimi vui!« dissi allura, e si misi a fari cursi pri la casa. — So' mugghieri, affritta e scunzulata l'aspittava avanti la porta, comu avìa fattu pri tanti jorna di seguitu. Comu lu vitti spuntari currìu pri abbrazzarilu. »Mugghieri mia,« cci dissi mastru Pippu, »semu ricchi, riccuni; aju un tisoru di supra. Annamuninni zittu zittu a la casa e ti cuntu tutta la passata.« — Quannu foru dintra chiuderu la porta e mastru Pippu accuminciò a nesciri tutti li dinari e li mintìa [1]) supra na buffetta. Cunzidirati la maravigghia e lu preju di so' mugghieri chi ballava senza sonu e dicìa: »Tutti nostri sunnu sti dinari, marituzzu miu? Comu facisti pri buscarli? Cu ti li desi? Unni li truvasti?« Mastru Pippu cci cuntò la passata e tutti dui si misiru a cuntari li dinari, pirchì, comu dicìanu l'antichi, li dinari si cuntanu, macari quannu si ascianu. — Annamuninni o nostru chi l'autru cumpari s'avìa ritiratu di lu viaggiu prima di mastru Pippu, mortu di fami pri nun aviri truvatu travagghiu. Chistu stava na porta appressu; 'ntisi lu rumuru di la munita d'oru e cci dissi a se' mugghieri: »Ciccia,« (ca si chiamava Ciccia) »cridu chi lu cumpari riturnò;

[1]) So steht deutlich in der Handschrift. Aber kein Lexikon kennt dieses Wort. Ist vielleicht munita zu lesen? D. H.

ma chi cosa è stu rumuru di dinari chi sentu 'ntra la se' casa?« »Verué,« rispusiniu la mugghieri, »avi un pezzu chi sentu sunari la munita d'oru; pussibili chi cumpari Pippu avissi truvatu na truvatura, o fussi divintatu qualchi principi o baruni? Aspetta, chi ora vaju a farici visita e appuru tutti cosi.« Passò unni lu cumpari e trasennu cci dissi: »Mi nni cunzolu, cumpari, di lu vostru ritornu e tantu cchiù di li vostri ricchizzi. Sempre di bene in megghiu.« Lu cumpari, surprisu supra lu fattu, nun si potti ammucciari, e a l'incuttizzi di cummari Ciccia cci appi e cuntari tutta la passata. »Ora fazzu annari a me' maritu,« dissi la cummari, »quantu addivintamu ricchi puru nui.« »Nun vi lu cunzigghiu, cummaredda,« rispunniu mastru Pippu. »Me' cumpari nun è omu di sti cosi. Piriculusa è l'imprisa, e si iddu va ddà nun torna cchiù, ca morirà pri manu di li sbannuti.« Cummari Ciccia nun nni vosi sentiri di sti cunzigghi e pirsuadiu a so' maritu chi tintassi la stissa sorti. Mastr' Antoni (chi chistu era lu so' nomu) si misi subitu 'ncaminu. Lassàmulu caminari e pigghiàmu a li sbannuti. Quannu turnaru 'ntra lu suttirraniu e vittiru chi mancavanu li dinari. »Tradimentu,« gridaru, »tradimentu! Cu è, sapi lu sigretu e quannu nui niscemu, iddu trasi ccà dintra.« Tinniru cunzigghiu e cunchiuderu chi quannu nisciunu di lu suttirraniu cci avissi a ristari unu d'iddi pri vardia. — Mastr' Antoni arrivò, s'ammucciò 'mmenzu di li petri e quannu vitti chi li sbannuti si nni jianu, li lassò scurriri pri un pezzu e s'accustò a la rocca. »Apriti, cicca,« e la rocca s'apriu. Ma spaventu! Mentri chi jia pirriannu, lu sbannutu di vardia nisciu tuttu armatu e l'afferrò pri la petturina. »Fermati,« cci dissi, »gran latruni; 'ntra brutti mani capitasti.« Mastr' Antoni, attirrutu e spavintatu, cci murìa 'ntra li mani. Ma ammatula lu prijava e si jittava a li so' pedi; quannu turnaru li sbannuti, cci tagghiaru la testa e li mani a lu poviru mastr' Antoni, e pri esempiu li chiantaru intra da grutta.

Aspetta oggi, aspetta dumani, en nautru jornu e poi nautru jornu, mastr' Antoni nun cci turnò cchiù a la so' casa. Dda svinturata di so' mugghieri cianccià paru paru e nun si putia dari paci. »E io nun vi lu dissi, cummari,« cci dissi mastru Pippu, »chi vostru maritu murìa pri manu di li sbannuti. Pirchi nun vulistu pigghiari li me' palori? Ora cci vaju io pri vidiri.« Mastru Pippu partiu pri unni li sbannuti. — Li sbannuti, chi s'avìanu allistutu a mastr' Antoni, cridennu ch'iddu sulu era lu latru chi sapìa lu sigretu di la grutta, pinzaru di nun tinìrici cchiù la vardia, e mastru Pippu, chi s'avìa ammucciatu sutta li stissi petri di l'autra vota, li vitti nesciri e li cuntò a unu a unu. Eranu dudici. »Nun c'è cchiù nuddu,« dissi e currìu unni la rocca. »Apriti, cicca,« e la rocca s'apriu. Ma quali fu lu so' spaventu e lu so' duluri, quannu vitti la testa di so' cumpari, appizzata a l'autu di dda grutta. Ma senza perdiri tempu trasìu cchiù dintra e fici nautra bona cugghiuta di dinari. Sautò fora e lestu comu un dàinu si misi a fari cursi pri la via. Turnatu ca fu a la casa, cci cuntò a la cummari la mala sorti di lu poviru mastr' Antoni, e pri cunzularila di la pena cci desi la so' parti di dinari. Già fattu riccu, jittò sporta, furmi, lesina e trincettu e fici la vita di badassu, manciannu beni e ristannu a spassu.

Anmerkung. Nach einer Variante bittet die Frau des mastru Pippu ihre Nachbarin um ein munneddu (mondello, ein Maaß) da sie ciceri zu messen habe. Die Nachbarn haben aber die Goldmünzen klingen hören, und bestreichen daher das Maaß mit Pech, in welchem nun einige Goldmünzen kleben bleiben. Dadurch kommt der zweite Gevatter auf den Gedanken sein Glück auf dieselbe Weise zu versuchen.

## Lu cuntu di li tri soru.[1])

Na vota c'eranu tri soru veri povireddi, chi si campulià[2]) vanu filannu. La cchiù granni annava unni l'accunti, cci purtava lu travagghiu e si pigghiava li dinari. Nu jornu si nni jìa a la casa, purtannu 'ntra nu fazzulettu la spisa c'avìa fattu pri manciari. Comu passara pri na strata un grossu canazzu cci assarto' cu tutta furia, cci afferra la spisicedda di li mani e curri, curri, curri. L'affritticedda ristò tutta allampata e quasi ciancennu currìu a la casa e cci lu cuntò a li soru. »O 'nniricata,« cci dissi la soru minzana; «e comu! ti facisti rubari la spisa di lu canu?« »Sulu a vidirilu,« ripigghiò la granni, »t'avirìa fattu attirriri ddu bestiazzu grossu e affamatu.« »'N pettu miu,« rispunnìu la minzana, »stu fattu nnu m'avirìa succidutu. Dumani la spisa la fazzu io, e avemu a vidiri si stu cani tinciutu mi la fa.« A l'indumani si partiu la soru minzana, fici la spisa e passò di dda stissa strata. Lu cani era prontu, s'avventa e mustra li scagghiuni, e 'ntra un vidiri e svidiri cci afferra la spisa di li mani e si nni fui. La svinturata si nni jìu a la casa tutta murtificata. »Nun ti lu dissi,« si vutò la granni, »chi ddu bruttu canazzu ti l'avirìa pigghiatu.« La soru cchiù picciridda, chi sintìa stu scuntiggiu, jittò na gra' risata: »e mancu veru mi pari,« cci dissi a li du' soru, »chi siti accussì locchi. Chi diavulu avìvu 'ntra li mani. Stu bestia a mia nnu mi la fa. Dumani cci vaju io pri la spisa e v 'assicuru chista vota nun ristamu a dijunu. Pri ora travagghiamu.« L'indumani la soru picciridda si nni jìu a fari la spisa, e passò di dda stissa strata, strincennu forti lu fazzulettu c'avìa 'ntra li mani. Niscìu lu cani a pricipiziu, ma idda nun si muvìu. Lu cani facìa forza cu li denti pri tirari ed idda facìa forza cu li mani pri tiniri. Ma tira di ccà e tira di ddà, all' urtimu vincìu lu cani e si purtò lu fazzulettu cu la spisa.

---

[1]) Vergl. Mährchen 78. (II. S. 118 u. f.).

[2]) Ein mir unbekanntes Wort.

Ma la giuvina era lesta e curaggiusa e si misi a 'ssicutarilu. Lu cani 'nfilò 'ntra lu purticatu di un gran palazzu e iddu d'appressu, chi ci gridava: »Si nun mi dugni la robba nun ti lassu.« Acchianaru la scala, lu cani si 'nfilò 'ntra na cammira e cci scumparìu davanti.» O trovu lu cani o lu patruni,« facìa 'ntra idda la giuvina, »e m'annu a dari la robba.« E trasi, trasi, trasi, firriò tutti li stanzi e nun vitti a nuddu, nun cani e nun patruni. Lu palazzu era disertu abbannunatu, ma c'era tuttu lu beni di Diu, robba dinari e giòi, e 'ntra lu menzu di na stanza c'era na tavula cunzata cu tutti sorti di piatti, cu vinu, cu durcí e cu licuri. Pri nun perdiri la cursa c'avìa fattu e pri passarisi la bili, la giuvina s'assittò e si misi a manciari e a biviri. Alla finuta di manciari, nun vidennu spuntari a nuddu, pinzò pri li so' soru, fici na cugghìnta di robba e di manciari e ritta ritta si nni annò a la casa. »E' veru,« cci dissi a li soru, chi ddu canazzu latru mi vinciu la spisa, ma io l'assicutai finu a la so' casa, manciai, bivìi, e vi purtai tuttu stu beni.« Doppu chi cci cuntò tuttu lu fattu, pirsuasi a li so' soru di jirissinni 'nzemi[1]) 'ntra ddu palazzu pri abbitarici. La pinzata piacìu a tutti; parteru, acchianaru 'ntra la casa, e si ristaru ddà comu fussiru li patruni. La cchiù granni, chi nun lassava mai lu travagghiu, era sempre l'urtima a jirissinni a curcari. Na sira, doppu menzanotti, sintìu d'abbasciu di la scala na vuci lamintusa, comu fussi na fimmina, chi dicìa: »Acchianu? — acchianu? —« Spavintata di sta vuci, jittò lu travagghiu, fici na schigghia, currìu unni li so' soru e si 'nfilò 'ntra lu lettu, senza mancu aviri sciatu di parrari. A l' indumani, quannu la soru picciridda cci sintìu cuntari lu fattu, si misi a buffiniarila. »Scunzulata,« cci dissi, »pirchì nun la facivi acchianari! Nun sintisti chi ti dumannava lu pirmissu? Sta sira vogghiu appurari stu fattu.« Vinni la sira. Li so' soru si curcaru, ed idda ristò sula, vigghiannu cu

[1]) Andarsene insieme. O. H.

lu travagghiu. Doppu un pezzu c'avìa sunatu menzanotti 'ntisi la stissa vuci: »Acchianu? — acchianu? —« »Acchiana, acchiana,« rispunnìu la figghiòla. Quantu si vitti cumpariri davanti na bedda signura, cu li capiddi scinnuti, lu pettu nudu tuttu lordu di sangu e c'un pugnali azziccatu 'ntra lu cori. »Cu' sì? Chi cosa vòi?« cci dumannau, senza perdirsi di curaggiu. »Sai cu' sugnu?« rispusi la signura. »Sugnu l'umbra di la patruna di stu palazzu. Lu cani chi ti pigghiò la spisa e' l'umbra stissa sutta nautra forma. Jo sugnu morta e la mia sepurtura è ccà sutta a li pedi di la scala. Cu stu cuteddu ccà 'ppizzatu, lu miu' nnamuratu, pri na barbira gilusìa, senza ragiuni m'ammazzò, mi strascinò di li capiddi pri la scala e m'assuttirrò ddà sutto. Senti, io ti fazzu patruna di tuttu stu palazzu, di tutti li dinari e di tutti li ricchizzi chi cci sunnu, c'un pattu però, chi tu m'hai a vinnicari.« »E comu?« cci dumannò la giuvina. E l'umbra ripricò: »Vidi, 'ntra ddu vardarobbi cci sunnu tutti li me' abiti e li me' gioi. Mentitinni unu a lu jornu e t'assetti 'ntra lu barcuni, cu li spaddi sempri vutati fora. Lu miu 'nnamuratu chi cci passa ogni jornu di sta strata, ti pigghiravi pri mia, cridennumi risuscitata. Tu finci chi ti nn'accorgi e fai qualchi signu cu la testa, ma nun ti vutari mai cu la facci. A pocu a pocu iddu si faravi animu ad acchianari susu. Tu ti finci sdignata e cci fai rimproveri e maltratti. E si mai, vidennuti 'nfaccia, dubita chi fussi io, ricordaci tutti li particularitati di la nostra vita e di lu nostru amuri, chi ora ti raccuntu. Finci poi di fari paci e fallu stari assemi cu tia e quannu ti veni a tagghiu 'nficcaci stu pugnali 'ntra lu pettu, e quannu è morti, strascinalu pri la scala e sutterrilu 'ntra la me' stissa fossa.« »Stà bene,« rispusi la giuvina, »accettu lu pattu.« L'umbra cci cuntò tutti li circustanzi di la so' vita cu lu so' 'nnamuratu e spirìu. L'indumani la giuvina si misi na bella vesti, si pittinò comu fussi na signura, e s'assittò vicinu a lu barcuni cu li spaddi vutati fora. Lu 'nnamuratu di la signura passava e ripassava di la strata. Vidennu la figghiola a lu barcuni, critti

chi la so' amanti era risuscitata e acchianò supra. »Nun sì tu la mia ammanti,« cci dumannò timidu e stralunatu. »Sugnu io, no sgarri,« cci rispusi la finta signura. »Ma a tia comu ti basta l'ànima pri vinirimi a circari? Ti scurdasti la barbira morti chi mi facisti suffriri? Ti scurdasti comu mi 'nziccasti lu pugnali 'ntra lu me' cori?«

Basta cci ricurdò tutti li circustanzi di lu so' amuri. Iddu si pirsuadìu chi chiddi era veramenti la so' amanti, cu tuttu ca nun cci assumigghiava, cridennu chi forsi s'avissi canciata pri li peni di la morti. »Tuttu,« rispusi, »io mi ricordu e ti dumannu pirdunu a li to' pedi di tuttu lu mali chi ti fici. Jo sugnu canciatu e ti sarò fideli e durci amanti finu a la morti. Pirdunami, amuri miu.« »Ficiru paci e s'assittaru a tavula pri manciari, ma quannu iddu annò pri jettarisi 'ntra li brazza di la so' amanti, idda lesta lesta cci 'nziccò la pugnali 'ntra lu cori e lu 'mmazzò. »Moru,« dissi iddu cadennu, »pri manu di lu tradimentu.« La giuvina l'afferro pri li capiddi, lu strascinò a pedi di la scala e lu suttirrò unni avìa suttirratu iddu l'amanti so'. Li tri soru ristaru patruni di lu palazzu, ricchi, ma no filìci, pirchì lu prezzu di lu sangu è sempri amaru.

# Vergleichende Anmerkungen.

## Von Reinhold Köhler.

### 1. Die kluge Bauerntochter.

In Bezug auf die in diesem M. vorkommende Zerlegung und Vertheilung des Huhns vgl. die von mir im Orient und Occident I, 444 ff. zusammengestellten Erzählungen, denen ich noch folgende hinzufügen kann: 1) eine arabische in v. Hammer's Rosenöl II, 138 (Ein Beduine legt von einem Rephuhn dem Hausvater den Kopf, der Frau den Steiß, den Söhnen die Füße, den Töchtern die Flügel, sich selbst das Gerippe vor). 2) Scala celi fratris Joannis Junioris, Ulm 1480, fol. 37ᵃ (Ein Kleriker, von einem Ritter aufgefordert, eine Gans »secundum scientiam naturalem« zu vertheilen, »caput dedit domino, collum et alas filiabus, pedes famulis, crura filiis, et ait: mihi clerico debetur ecclesia«). 3) Zwei inhaltlich übereinstimmende Erzählungen Francesco Sacchetti's, die eine in seinen Novellen Nr. 123, die andere in seinen Sermoni evangelici und daraus in dem von Fr. Zambrini herausgegebenen Libro di novelle antiche tratte da diversi testi, Bologna 1868, No. 79, abgedruckt (Ein Student, von seiner Stiefmutter aufgefordert, einen Kapaun nach der Grammatik zu zertheilen, gibt dem anwesenden Priester den Kamm, dem Vater den Kopf, der Stiefmutter die Füße, den Schwestern die Flügel, den Rumpf sich selbst). 4) Afanasjew's russische Volksmärchen VI, 7 (Hier überbringt — nach A. Schiefner's freundlicher Mittheilung — ein Bauer seinem Herrn eine Gans zum Geschenk und wird von diesem aufgefordert, sie zu zertheilen, worauf er dem Herren den Kopf, der Frau den Steiß, den Söhnen die Füße, den Töchtern die Flügel, sich selbst den Rumpf gibt). 5) Knust Nr. 1 (Ein Königssohn zerlegt bei einem Bauer ein Huhn und gibt den Kopf dem Bauer, den Bauch der Frau, die Beine und Flügel der Tochter, er selbst und sein Diener essen das Fleisch. Also hier wie im sicil.

M. ist es ein Königssohn, der bei einem Bauer ein Huhn zerlegt. Daß die Bauerntochter die Art, wie der Königssohn das Huhn zerlegt und vertheilt hat, erklärt, fehlt bei Knust, wird aber nach Analogie des sicil. M. anzunehmen sein. In beiden heiratet der Königssohn die Bauerntochter).

Die Erzählung im „Schertz mit der Warheyt", Frankfurt 1550, S. LXII ist aus Pauli's Schimpf und Ernst, Nr. 58 (s. Orient u. Occ. a. a. O. 446) entlehnt, und das Gedicht von Frider. Widebramus »Capus geometrica proportione distributus« (Delitiae germanorum poetarum VI, 1115) stimmt ebenfalls fast durchaus mit Pauli.

## 2. Maria, die böse Stiefmutter und die sieben Räuber.
## 3. Von Maruzzeda.
## 4. Von der schönen Anna.

Diese drei M. — und zwar das erste ganz, die beiden andern bis zur Wiederbelebung Maruzzeda's und Anna's — sind Varianten eines und desselben M. Man vgl. Grimm Nr. 53, Schott Nr. 5, Glinski I, 149, A. Puschkin's poetische Werke, übers. v. F. Bodenstedt, I, 97, Arnason II, 399 = Powell II, 402, Maurer S. 280, Hahn Nr. 103!, Milá S. 184 = F. Wolf S. 46, Schneller Nr. 23.

In den meisten dieser M. ist es eine Stiefmutter, die ihrer Stieftochter nachstellt, wie im sicilianischen M. von Maria; bei Schott und Arnason ist es die rechte Mutter; die M. von Maruzzeda und von Anna, das wälschtiroler und ein deutsches bei Grimm III, 90 spielen zwischen drei Schwestern. Im M. von Maria fehlt die Eifersucht der Stiefmutter auf die Schönheit der Stieftochter. In allen drei sicilianischen M. fehlt der antwortende Spiegel, der auch im albanesischen, catalanischen und wälschtiroler fehlt, doch ist er im albanesischen durch die Sonne und im catalanischen durch einen bösen Geist ersetzt.

Mit dem zweiten Theil der M. von Maruzzeda und von Anna vgl. das M. von Talia im Pentamerone V, 5. Talia's Kinder heißen Sonne und Mond wie die Anna's.

Ein Kleid mit Glöckchen (Nr. 4) kömmt auch in dem catalanischen Aschenputtelmärchen bei Milá S. 182 = Wolf S. 43 vor.

## 5. Die verstoßene Königin und ihre beiden ausgesetzten Kinder.

Vgl. das M. von den beiden neidischen Schwestern in 1001 Nacht, Straparola IV, 3, Schneller Nr. 26, Hahn Nr. 69, Pröhle KM. Nr. 5, Zingerle II, 157. Ebenfalls hierher gehörig, aber mehr oder weniger entstellt, sind Vernaleken

Nr. 34, Peter II, 199, Wolf S. 168, Zingerle II, 112, Grimm Nr. 96, Meier Nr. 72, Curtze Nr. 15, Gaal S. 390.*)

Zu dem tanzenden Wasser und dem sprechenden Vogel kömmt in den meisten M. als ein drittes Wunder noch ein singender Baum (Apfel bei Straparola), und die Königstochter hat nicht blos einen, sondern zwei Brüder.

Das tiroler M. bei Zingerle II, 112 steht bei sonstiger bedeutender Abweichung in einem Punkte dem sicilianischen näher als alle andern. In beiden nemlich ist das eine Königskind (im sicilianischen der Knabe, im tiroler das Mädchen) mit einem goldenen Apfel in der Hand, das andere mit einem goldenen Stern auf der Stirn geboren.

## 6. Von Joseph, der auszog sein Glück zu suchen.

Es gibt zahlreiche Märchen, in denen der Held dadurch, daß er einer dämonischen Jungfrau (Schwanenjungfrau, Taubenjungfrau), als sie sich badet, ihr Gewand raubt, sie zwingt, sein Weib zu werden, bis sie sich das Gewand durch List wieder verschafft und verschwindet, worauf er sie zu suchen auszieht und sie auch endlich (in ihrer Heimat) findet und wieder mit ihr vereint wird. Unter diesen Märchen bilden das sicilianische, ein neugriechisches (Hahn Nr. 15) und zwei Märchen der 1001 Nacht, nemlich das M. vom Königssohn Dschanschah und der Prinzessin Sonne aus dem Schloß der Edelsteine (Hammer I, 334—79) und das von Asun (Hasan) und der Tochter des Geisterkönigs (Breslauer Uebers. Bd. X; Weil II, 149), dadurch eine besondere zusammengehörende Gruppe, daß sie bei aller sonstigen Verschiedenheit unter einander das mit einander gemeinsam haben, daß der Held sich in eine Thierhaut einnähen und von Vögeln auf einen hohen Berg tragen läßt**), von welchem er seinem Herrn — im neugriechischen M. und im M. von Dschanschah ein Jude — Edelsteine, Gold oder dgl. herunterwerfen muß und auf welchem er dann von seinem Herrn hilflos zurückgelassen wird. Wie im sicilianischen M. Joseph nach dem Verschwinden seiner Gattin noch einmal in den Dienst seines ehemaligen Herrn tritt, der ihn nicht erkennt,

*) Nur im Anfang sind ähnlich, aber dann ganz verschiedenen Verlaufs: A) Glinski II, 46, das russische M. in Al. Puschkin's poetischen Werken, übers. v. F. Bodenstedt I, 47, das finnische in Erman's Archiv XIII, 580. B) Gaal-Stier Nr. 7, Haltrich Nr. 1, Schott Nr. 8, Ausland 1858, S. 118 (rumänisch). C) Hahn Nr. 112.

**) Man denkt dabei an Sindbad in 1001 Nacht und an Herzog Ernst. Vgl. auch Campbell Nr. 44, Somadeva, übers. v. Brockhaus, I, 124, das altdeutsche Gedicht von König Hans von Frankreich bei Bartsch, Herzog Ernst S. CLVII und die Stelle aus Benjamin von Tudela in Haupt's Zeitschr. VII, 296.

und sich wieder in die Haut einnähen läßt, so auch Dschanschah nach dem zweiten Verlust seiner Frau (S. 370).

Die im griechischen und in den arabischen M. — auch in dem Schwanenjungfraumärchen bei Haltrich Nr. 5 — vorkommende verbotene Thür, welche in das Wasser führt, in dem sich die Jungfrauen baden, fehlt im sicilianischen M.

## 7. Die beiden Fürstenkinder von Monteleone.

Vgl. Simrock Nr. 51.

Ein barbarischer Zug des sicil. M. ist es, daß der Bruder von dem Blut seiner von ihm für schuldig gehaltenen Schwester vor seinem Tode trinken will. Vgl. Hahn Nr. 45, wo ein König von dem Blute seines von ihm zum Tode verurtheilten Sohnes trinken will.

## 8. Bauer Wahrhaft.

Vgl. Wright, A selection of latin stories No. 1, (entstellt in den Gesta Romanorum Cap. 111), Straparola III, 5, Otmar's Volkssagen, Bremen 1800, S. 295, (L. Aurbacher) Ein Volksbüchlein, 2. A. München 1835, S. 154, Grundtvig II, 55, Etlar S. 130 (an ein andres M. angeschlossen), Vierzig Veziere, übers. von Behrnauer, S. 123. In Galland's Uebersetzung der Vierzig Veziere im Cabinet des Fées XVI, 56 = Loiseleur-Deslongchamps, 1001 Jours p. 315 heißt der Held Sadbyq (disant vrai). Wie im sicilianischen Märchen der Bauer Wahrhaft seinen Stock hinpflanzt und sein Mäntelchen auf den Stock hängt und nun mit ihm spricht, so hängt bei Straparola Travaglino Kleider an einen Zweig und setzt ihm seine Mütze auf. Bei Wright wird der Hut, bei Otmar die Mütze auf den Stock gesetzt. Bei Aurbacher wird nur ein Besen in die Ecke gelehnt. In den Vierzig Vezieren wird die Mütze auf den Boden gelegt, und am Schluß der Erzählung heißt es (Behrnauer S. 128, vgl. 375): Aus dieser Zeit rührt das Sprichwort her: Wenn du niemanden findest, der dir rathen könnte, so lege deine Mütze vor dich hin und frage sie um Rath.

## 9. Zafarana.

Mit dem zweiten Theile des M. (Zafarana in Männertracht und die Königstochter) vgl. Pentamerone IV, 6. Der Anfang des M. erinnert an den Anfang eines catalanischen M. (Milá S. 185 = Wolf S. 47), wo der zu Markt gehende Vater seine drei Töchter fragt, was er ihnen mitbringen soll, und die ältesten

verlangen Kleider von Gold und Silber, die jüngste aber will dem Königssohn vermählt werden. In Bezug auf den (dreimaligen) Besuch Zafarana's bei ihren Angehörigen und die zu späte Rückkehr (beim dritten Besuch) vgl. Kuhn und Schwartz Nr. 11, Zingerle II, 391, Grimm III, 153, Töppen S. 144.

## 10. Die jüngste kluge Kaufmannstochter.

Vgl. Zingerle I, Nr. 22, Hoffmeister, Hessische Volksdichtung, Marburg 1869, S. 26 und Schleicher S. 9, in welchen M. ebenfalls ein Räuber ein Mädchen heiratet, um sich an ihr zu rächen, sie entkömmt aber glücklich. Uebrigens sind diese M. sehr vom sicil. verschieden. Wie der Räuber sich, in einem silbernen Adler versteckt, verkaufen läßt und so in das Schlafgemach der Königin gelangt, wie er auf das Kopfkissen des Königs ein Schlafpapier legt, wie er die Königin in einem Kessel in Oel sieden will, aber selbst dann hineingeworfen wird, so steckt sich in Nr. 23 Ohimè in eine Statue, legt ein Schlaffläschchen unter des Königs Bett u. s. w. Vgl. auch den Schluß von Pentam. III, 1, wo Scioravante mit Hilfe eines ins Bett gesteckten Schlafzettels Cannetella heimlich entführen will. Pentam. III, 9 wird ein Papier einer Person in die Tasche gesteckt, die dadurch in festen Schlaf fällt.

## 11. Der böse Schulmeister und die wandernde Königstochter.

Vgl. Hahn Nr. 12. Hier wacht ein Mädchen bei einem todten Prinzen drei Wochen und drei Tage; die noch zur Wiedererweckung fehlenden drei Stunden aber verschläft sie, und eine Zigeunerin, die für sie wacht, wird die Gemahlin des Prinzen, jenes Mädchen aber Gänsehirtin. Als nach einiger Zeit der Prinz in den Krieg zieht, fragt er auch das Gänsemädchen, was er ihr mitbringen solle, und sie verlangt das Mordmesser, den Wetzstein der Geduld und die Kerze, die nicht schmilzt. Nach seiner Rückkunft belauscht der Prinz das Mädchen und sieht, wie sie die drei Gegenstände vor sich hat und ihre Geschichte ihnen erzählt und dabei in gewissen Pausen das Mordmesser auffordert, ihr den Hals abzuschneiden, worauf aber immer der Wetzstein das Messer, welches sich erhebt, zurückzieht. Als sie endlich am Schluß der Geschichte wieder das Mordmesser auffordert, und der Wetzstein es nicht zurückhalten kann, und die Kerze erlischt, da stürzt der Prinz herein, ergreift das Messer noch zur rechten Zeit und macht das Mädchen zu seiner Gattin, die Zigeunerin aber zur Gänsemagd.

Aus dem Pentamerone ist zunächst die Rahmenerzählung zu vergleichen, wo der todte Fürst Thaddäus von Rundfeld wieder lebendig werden soll, wenn eine

Frau in drei Tagen einen Krug voll weint. Die Prinzessin Zoza hat den Krug schon fast voll geweint, als sie einschläft. Eine Mohrensklavin weint ihn indeß voll, der Prinz erwacht und heiratet sie. Der weitere Verlauf aber ist anders als in dem sicilianischen und dem griechischen M.

Zu diesem weitern Verlauf des sicil. und des griech. M. ist dagegen der Schluß von Pentamerone II, 8 zu vergleichen, wo die im Hause ihres Oheims unerkannt dienende Küchenmagd diesen bittet, ihr vom Jahrmarkt eine Puppe, ein Messer und ein Stück Bimsstein mitzubringen. Sie erzählt dann der Puppe ihre Leiden und droht ihr, indem sie das Messer an dem Bimsstein schleift, sich zu erstechen, wenn sie ihr nicht antworte, worauf sie — gleich dem Geduldstein des sicil. M. anschwellend — ihr antwortet. Der Oheim belauscht sie u. s. w.

Dem Eingang des sicil. M. ist der von Hahn Nr. 66 ähnlich.

Der Schluß des sicil. M., die Verblendung der Sklavin, in der sie sich selbst ihr Urteil spricht, kehrt in Nr. 13 wieder, wo auch das Urteil selbst fast ganz dasselbe ist. Vgl. die Anm. zu Nr. 13.

## 12. Von der Königstochter und dem König Chiccheredda.

Mit dem Eingang des M. vgl. den der Rahmenerzählung des Pentamerone (Prinzessin Zoza, die nicht lacht; Oelspringbrunnen; Verwünschung der ausgelachten Alten, daß die Prinzessin keinen Mann bekommen soll, wenn nicht den Fürsten von Rundfeld). Der Oelbrunnen — jedoch nicht aus gleichem Grunde errichtet — und eine Verwünschung einer beim Oelbrunnen beleidigten Alten kommen auch in Nr. 13 und 14 vor. S. die Anmerk. dazu. Die Abenteuer der Königstochter als Krankenwärterin der drei Prinzen erinnern an das toscanische M. in E. Teza's Schrift »La tradizione dei Sette savj nelle novelline magiare« S. 52 ff., im Auszug von mir im Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VIII, 261 mitgetheilt. In Bezug auf Chiccheredda's Versuche, das Geschlecht der verkleideten Königstochter zu erkennen, vgl. Nr. 17 und die Anm. dazu.

Die Hemmung der Entbindung der Königstochter durch die zauberkundige alte Königin und die dagegen angewandte List kehren in Nr. 15 und 54 wieder. Es ist ein alter griechischer Aberglaube, daß die Entbindung durch Falten der Hände aufgehalten werden kann. Plinius N. H. XXVIII, 6, 17 sagt: Adsidere gravidis, vel cum remedia alicui adhibeantur, digitis pectinatim inter se implexis, veneficium est, idque compertum tradunt Alcmena Herculem pariente; pejus, si circa unum ambove genua; item poplites alternis genibus imponi. Als Alkmene den Herakles zu gebären in Begriff war und die Mören und Eileithyia mit gefalteten Händen die Geburt hinderten, eilte Ga-

linthias (Antonin. Liber. 29, Ovid. Met. IX, 306 ff.) mit der erdichteten Nachricht zu ihnen, Alkmene habe einen Knaben geboren. Erstaunt öffneten die Göttinnen die Hände, und sogleich gebar Alkmene den Herakles. S. Böttiger Ilithyia oder die Hexe, Weimar 1799, S. 33 ff. = Kleine Schriften I, 80 ff., Welcker, Kleine Schriften III, 191 f., F. L. W. Schwartz, Sonne, Mond und Sterne S. 252 ff.

Daß sich die Hexe tödtet, indem sie mit dem Kopf gegen die Wand rennt, kömmt auch in Nr. 15 und Pentam. V, 4 vor.

## 13. Die Schöne mit den sieben Schleiern.

Vgl. Hahn Nr. 49, Wolf's Z. IV, 320 (aus Zakynthos), Simrock S. 365 (aus Kalliopi), Schott Nr. 25, Erdélyi-Stier Nr. 13, Pentamer. V, 9, A. Wesselofsky, Le tradizioni popolari nei poemi d'Antonio Pucci S. 11 (piemontesisch), Milá S. 179 = Wolf S. 40, Schneller Nr. 19*), Zingerle I, Nr. 11. An die Stelle der drei Pomeranzen oder Citronen oder Aepfel, aus welchen, wenn sie aufgebrochen oder aufgeschnitten werden, schöne Mädchen hervorkommen, die aber, wenn sie nicht sofort Wasser erhalten, gleich sterben, sind im sicil. M. drei Kästchen getreten, in deren jedem eine Schöne mit 7 Schleiern**) sich befindet, die nach Oeffnung des Kästchens ebenfalls alsbald nach Wasser verlangen.

In Bezug auf den Eingang des sicil. M., welcher dem von Nr. 12 ähnlich und dem von Nr. 14 fast ganz gleich ist, steht dem sicilian. von den verglichenen M. das aus Kalliopi am nächsten, welches auch mit der Sehnsucht einer kinderlosen Königin nach einem Kinde, mit einem ähnlichen Gelübde (drei Springbrunnen mit Milch, Honig, Wein) und mit der daran sich knüpfenden Verwünschung einer beleidigten Alten beginnt. Bei Hahn und Zingerle kommen zwar der Kinderwunsch und das Brunnengelübde nicht vor, wol aber die Verwünschung einer Alten, welcher der Königssohn einen Topf zerbrochen hat. In allen andern M. ist von einer gegen den Helden des M. ausgesprochenen Verwünschung nicht die Rede.

Dem Festhalen der auf- und zuschlagenden Thür entspricht im piemontesischen und im wälschtiroler M. das Einschmieren der Thür mit Oel und

*) Das M. ist sehr entstellt, wird aber trefflich durch Nr. 18 ergänzt, wo ein Mädchen für drei Feen drei Pomeranzen einer Alten rauben muß.

**) „Sie war so schön, daß die Schönheit durch die sieben Schleier hindurch strahlte" (S. 81). Dasselbe in Nr. 64 (II, 55) von der Fata Morgana. Vgl. Vigo, Canti popolari siciliani S. 147, Nr. 75: Bedda, ca siti 'mmensu setti veli.

Fett. Ein Einschmieren des Gatterthors, welches den Fliehenden todtquetschen soll, kömmt auch bei Hyltén-Cavallius Nr. 14, A vor. Vgl. auch sicil. M. Nr. 15, wo die Frau des Königs Stieglitz die auf- und zugehende Thür lobt, und Pentamer. V, 4, wo Parmetella vor die auf- und zugehende Thür einen Stein legt.

Dem Löwen und dem Esel, die sich um Heu und Knochen streiten, entsprechen im neugr. M. bei Hahn Hunde und Wölfe, die Stroh und Knochen unter sich zu theilen haben; offenbar ursprünglich auch hier Hunde und Esel. Im sicil. M. Nr. 15 finden wir einen Esel mit einem Knochen im Maul und einen Hund mit Heu, bei Hahn Nr. 45 ein Roß, vor welchem Knochen liegen, und einen Hund, vor welchem Heu liegt.

Das Loben der schlechten Früchte des Feigenbaums kömmt in dem M. aus Kalliopi vor, wo außerdem noch ein bittres Wasser gelobt wird. Vgl. auch das sicil. M. Nr. 15, wo ein blutfließender Strom, Hahn Nr. 72, wo ein krätziger Feigenbaum und stinkendes Wasser, Nr. 54 und 100, wo eine stinkende Quelle gelobt wird.

Wie in unserm M. die Diener, welche mit Knüppeln die Treppe kehren, einen Besen, und die Köche, welche das Feuer mit dem Mund anfachen, einen Wedel vom Prinzen bekommen, so bekömmt im piemontes. und bei Schneller Nr. 18 (Nr. 19 ist hier sehr entstellt) das Weib, welches mit den Händen oder mit dem Kleid kehrt, einen Besen, und ein andres, welches das Wasser mit ihren Haaren emporzieht, ein Seil. Auch bei Zingerle kömmt ein Kehrbesen vor, aber in ganz entstelltem Zusammenhang. Vgl. auch Hyltén-Cavallius Nr. 14, A, wo Männer, die hölzerne Aexte und eiserne Dreschflegel haben, vom Königssohn eiserne Aexte und hölzerne Dreschflegel bekommen, und 14, B, wo Holzhauer statt hölzerner eiserne Messer und Aexte erhalten.

Wie im sicil. die Riesin weggeht, um ihre Zähne zu wetzen, so im piemontesischen. S. auch die Anm. zu Hahn Nr. 15 am Ende.

Daß der Prinz die Schöne in Folge des Kusses seiner Mutter eine Zeit lang vergißt, kömmt außer in dem sicil. M. nur noch in dem M. aus Zakynthos vor, und es ist dieser Zug auch hier nicht recht am Platz. Es ist aus dem M. von der vergessenen Braut herübergenommen worden. S. die Anm. zu Nr. 14.

Eigenthümlich ist dem sicil. M., daß der Königssohn sich in den Finger schneidet und ein Blutstropfen auf den weißen Marmor fällt, worauf eine eben von ihm ausgelachte Kammerfrau ihm wünscht, er möge nicht eher heiraten, als bis er eine Braut finde so weiß wie Marmor und so rot wie Blut, welche Verwünschung ihn an seine vergessene Braut erinnert. Das Citronenmärchen im Pentamerone beginnt damit, daß der heiratsscheue Prinz sich eines Tages, als er einen frischen Käse durchschneiden will, in den Finger schneidet und zwei große

Blutstropfen auf den Käse fallen, worauf der Prinz erklärt, sich eine Braut suchen zu wollen so weiß und rot wie der von seinem Blut gefärbte Käse. Ein andres M. des Pentam. IV, 9 beginnt damit, daß ein König einen blutigen todten Raben auf einem Marmorstein liegen sieht und sich eine Frau wünscht so rot wie Blut, so weiß wie Marmor und so schwarzhaarig wie die Rabenfedern. Hier haben wir also wie im sicil. M.: rot wie Blut und weiß wie Marmor. In vielen nichtitalienischen M. sind es Blutstropfen im Schnee, welche die Sehnsucht nach einer Gattin oder einem Gatten oder einem Kind so rot wie Blut und so weiß wie Schnee erregen. S. meine Nachweise in den Weimarischen Beiträgen zur Literatur und Kunst S. 197 f.

Den Reimen »Cocu, cocu ddi la sala (cucina),
chi fa lu re cu la schiava (regina)?«
entsprechen im piemontesischen M. die Worte: »Cocconaro, mio bel cocconaro, che tu possa dormire, l'arrosto bruciare e la brutta vecchia non più mangiare!« und im wälschtiroler: »Cogo, bel cogo, Endormenzate al fogo, Che l'arrosto se possa brusar E la fiòla della veccia stria non ne possa magnar!«

Daß die Sklavin sich selbst ihr Urteil spricht, kömmt auch im neapolitanischen, im piemontesischen und im M. aus Kalliopi vor. Dies unbewußte Urteilsprechen über sich selbst kömmt in vielen M. vor. Vgl. z. B. Nr. 11, Grimm Nr. 135, Zingerle II, 131, Peter II, 198.

## 14. Von der schönen Nzentola.

Der Eingang ist wie in Nr. 13.

Von da an, wo der Königssohn mit Nzentola entflieht, gehört das M., ebenso wie Nr. 54 und 55, zu den M. von der vergessenen Braut, über welche ich im Orient und Occident II, 103 (zu Campbell Nr. 2) und in der Anm. zu Kreutzwald-Löwe Nr. 14 gehandelt habe. Vgl. auch noch Arnason II, 379 = Powell II, 377.

Die immer auf- und zugehende riesige Scheere finden wir auch in Nr. 64.

In Bezug auf den redenden Speichel s. meine Bemerkung im Orient und Occident II, 111 und füge noch hinzu Vernaleken S. 285, Woycicki S. 129, Kletke, Märchensaal II, 76, Glinski I, 119.

Die Verwandlungen auf der Flucht (Kirche und Sakristan, Garten und Gärtner, Rosenstock und Rose, Brunnen und Aal) kehren in Nr. 15, 54 und 55 fast ganz so wieder (Garten und Gärtner, Kirche und Sakristan, Teich und Aal oder [Nr. 54] Strom und Fisch). Bei Schneller Nr. 27: Garten und Gärtner, See und

Fischer, Kirche und Geistlicher). Grimm Nr. 113 und 51: Rosenstock und Rose, Kirche und Pastor — Kirche und Krone darin, Nr. 51 —, Teich und Fisch. Müllenhoff Nr. 6: Rosenstock und Rose, Kirche und Pastor, Teich und Ente. Asbjörnsen Nr. 46, Var. 1: Kuh und Mann, Kirche und Sakristan, Wasser und Ente (die beiden letzteren Verwandlungen auch in Var. 4 und 6). Haltrich Nr. 25: Kirche und Pfarrer, Erle und Vöglein, Reisfeld und Wachtel, Weiher und Ente. Gaal-Stier Nr. 3: Kapelle und Priester, Teich und Ente. Kletke II, 76 und Glinski I, 120: Fluß und Brücke, Wald und viele Wege, Kirche und Priester. Kreutzwald Nr. 14: Bach und Fisch, Rosenstock und Rose. Wolf S. 292: Rosenstock und Rose, Fels und Steinklipper. Arnason II, 380 = Powell II, 380: Füllen, Vögel, Walfisch und eine Flosse desselben.

Ein Kuß als Ursache des Vergessens der Braut kömmt vor auch in Nr. 13, 54 und 55, in mehreren der im Orient und Occident a. a. O. besprochenen M., bei Schneller Nr. 27, Hahn Nr. 54, Kletke II, 78, Glinski I, 124, Wolf S. 294.

Was die Wiedererweckung der Erinnerung an die Braut durch die beiden Tauben betrifft, so vgl. Nr. 54, die im Orient und Occ. a. a. O. besprochenen M., Kletke II, 79, Glinski I, 127, Arnason II, 383 = Powell II, 389. In Nr. 55 sind an die Stelle der beiden Tauben zwei Puppen (ein Knabe und ein Mädchen) getreten.

## 15. Der König Stieglitz.

Vgl. das M. von Amor und Psyche in den Verwandlungen des Apulejus, Pentamerone II, 9*) und V, 4, Asbjörnsen Nr. 41, Grundtvig I, 100, Hyltén-Cavallius Nr. 19. In allen diesen M. zündet die Heldin Nachts ein Licht an, um die wahre Gestalt des Gemahls, der am Tage in Mohren- oder in Thiergestalt erscheint oder, wie Amor, nur im Dunkel der Nacht bei ihr ist, gegen sein Verbot kennen zu lernen. Daß im sicil. M. der König Stieglitz gleich als schöner Jüngling auftritt und daß die Heldin Nachts eine Kerze über ihn hält, nur um zu sehen, ob er schläft, weil sie dann ein ihr verbotenes Zimmer heimlich öffnen will, ist Entstellung.

In Bezug auf den Eingang des sicil. M. s. die Anm. zu Nr. 23.

Wie die alte Hexe bei dem Namen des Königs Stieglitz schwören muß, die Heldin nicht zu fressen, so im M. von Parmetella und Donnerundblitz (Pentam. V, 4) die alte Hexe bei Donnerundblitz.

Die Aufgaben, das Haus zu kehren und nicht zu kehren, das Feuer anzu-

*) Dieses M. steht zum Theil sehr nahe Hahn Nr. 73, wo jedoch das Anzünden des Lichts fehlt.

zünden und nicht anzuzünden, das Bett zu machen und nicht zu machen, erinnern an die von König Ragnar der Aslaug gestellten, „gekleidet und ungekleidet, gegessen und ungegessen" zu kommen. S. die Anm. zu Grimm Nr. 94.

Wenn Cardiddu's Frau der Schwester der Hexe ein Kästchen bringen soll, das sie unterwegs nicht öffnen darf, welches aber geöffnet unablässig musiciert, so lehrt die Vergleichung von Pentam. V, 4 und Grundtvig I, 100, daß dies Entstellung ist, daß sie vielmehr das Kästchen holen muß. Im Pentam. nemlich soll Parmetella bei der Schwester der Hexe die musikalischen Instrumente für die Hochzeit holen; sie befinden sich in einem Futteral, welches sie gegen das Verbot aus Neugier öffnet, worauf die Instrumente herausfliegen. Im dänischen M. muß die Heldin aus der Hölle eine Schachtel voll Spielleute zur Hochzeit holen, die bei Oeffnung der Schachtel herausfliegen. Im M. von Amor und Psyche wird Psyche von Venus mit einer Büchse zur Proserpina geschickt, um darin etwas von der Schönheit der Proserpina zu holen; auf dem Heimweg öffnet Psyche aus Neugier die Büchse.

In Bezug auf das Loben der Thür und des Stroms und auf den Hund mit dem Heu und den Esel mit dem Knochen s. die Anm. zu Nr. 13. Im dänischen M. macht die Heldin eine losgelöste Bohle und ein nur noch lose hängendes Pförtchen wieder zurecht und dreht ein umgefallenes Butterviertel, worüber ein Hund bellt, um; weshalb Hund und Pförtchen und Bohle nachher dem Befehl der Hexe, sie zu beißen, zu erdrücken, zu ersäufen, nicht entsprechen.

Wegen der Verwandlungen auf der Flucht s. die Anm. zu Nr. 14, wegen des Schlusses die zu Nr. 12.

## 16. Die Geschichte von dem Kaufmannssohne Peppino.

Vgl. das M. von Amor und Psyche und die in der Anm. zu Nr. 15 damit verglichenen. Dort war die Frau die neugierige, hier aber ist es der Jüngling, der die allnächtlich bei ihm Schlafende beleuchtet und dadurch eine Zeit lang verliert, wie in den bekannten mittelalterlichen Gedichten Partenopeus die Melior und Friedrich von Schwaben die Angelburg und bei Asbjörnsen S. 468 der Fischersohn die Svanhvid. Vgl. auch Schneller Nr. 13.

Der Theil des M. von der Erlösung der Königstochter ist augenscheinlich arg entstellt. In mehreren M. — vgl. meine Anm. zu Campbell Nr. 1 und 4 — ist die Seele oder die Lebenskraft eines Riesen oder andern Unholdes an ein Ei geknüpft, welches sich in einem Vogel befindet, der wieder in einem andern Thier steckt. Mit Hilfe von Thieren, die der Held sich meist zu Dank verpflichtet hat, gewinnt der Held das Ei, und zwar sind es in mehreren M. drei Thiere, ein

vierfüßiges Landthier, ein Vogel und ein Fisch oder anderes Wasserthier, so bei Campbell Nr. 1 und 4: Hund, Habicht, Otter, Asbjörnsen Nr. 4: Wolf, Rabe, Lachs, Haltrich Nr. 33: Löwe, Adler, Fisch. Bei Haltrich Nr. 33 erhält der Held von dem Löwen ein Haar, von dem Adler eine Feder, von dem Fisch eine Flosse, um dadurch im Fall der Not die Thiere herbeirufen zu können, gleich wie im Pentamerone IV, 1 und bei Musäus in dem M. von den drei Schwestern der Held von den drei Thierschwägern Haare, Federn und Schuppen erhält. Hiernach wird auch das sicil. M. ursprünglich erzählt haben, daß die Königstochter sich in der Gewalt eines Unholds befindet, dessen Leben an ein Ei in einer Taube in einem Kaninchen sich knüpft. Peppino wird drei Haare oder Borsten, drei Federn und drei Schuppen oder Flossen von drei dankbaren Thieren erhalten haben, während ihm in der jetzigen Gestalt des M. die Königstochter drei Borsten, drei Haare und drei Federn schenkt. Mit den drei Haaren wird der Hund herbeigerufen worden sein, der das Kaninchen fängt, mit den drei Federn ein Adler oder anderer Vogel, der die Taube fängt — während jetzt im M. unpassender Weise der Hund auch die Taube fängt —, und das Ei wird in's Wasser gefallen, wie bei Campbell Nr. 1, Asbjörnsen Nr. 4, Haltrich Nr. 33, Glinski I, 104 = Chodzko S. 220) und von dem durch die Schuppen oder Flossen herbeigerufenen Fisch herausgeholt worden sein.

## 17. Von dem klugen Mädchen.

Vgl. Nr. 12, wo fast ganz dieselben Proben, um das als Mann verkleidete Mädchen zu erkennen, und auch die Verse »Schetta vinni u. s. w." — wenig verändert — vorkommen.

Andere M., in denen ebenfalls mit einem als Mann verkleideten Mädchen vergebliche Proben angestellt werden, um ihr Geschlecht zu entdecken, s. bei Hahn zu Nr. 101 und derartige Volkslieder im Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. III, 57 f. und 63 ff. Im Pentamerone III, 6 und in einem portugiesischen und einem krainischen Lied ist das verkleidete Mädchen eine von sieben Töchtern wie im sicil. M.

## 18. Die gedemüthigte Königstochter.

Vgl. Pentamerone IV, 10, Asbjörnsen Nr. 45, Grundtvig III, 1, Grimm Nr. 52 (mit den Varianten), Pröhle KM. Nr. 2, Kuhn, Westf. M. Nr. 17*)

*) Vgl. auch den zweiten Theil des M. bei Zingerle, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Tirol S. 436, Nr. 1 und den Schluß von Kuhn, Westf. M. Nr. 13.

und Luigi Alamanni's (1495—1556) Novelle von der Gräfin von Toulouse und dem Grafen von Barcelona (zuerst nach einer Handschrift gedruckt in Anton-Maria Borromeo's Notizia de' Novellieri italiani, Bassano 1794, S. 65 ff., danach in der Raccolta di Novelle dall' origine della lingua italiana fino al 1700, Vol. II, (Milano 1804), 227 ff., deutsch in E. von Bülow's Novellenbuch I, 21 ff. und in A. Keller's Italienischem Novellenschatz II, 62 ff.) L. Alamanni gibt am Schluß seiner Novelle an, die Geschichte sei in den Chroniken der beiden Grafschaften Barcelona und Toulouse erzählt. Im sicilianischen M. fehlt der Zug, daß der verkleidete verschmähte Freier die stolze Schöne durch gewisse Kostbarkeiten verführt. Auch das von Knust Nr. 9 aufgezeichnete italienische M. gehört hierher, ist aber sehr abgeschwächt.

## 19. Gevatter Tod.

Vgl. Grimm Nr. 44 und die in den Anmerkungen dazu angeführten, denen man noch hinzufüge Schönwerth III, 12, Widter-Wolf Nr. 3, Wolf's Z. I, 358 (aus der Bukowina), Gaal-Stier Nr. 4, beide letztgenannte mit eigenthümlichen Ausgängen, und Gucullette's Erzählung im Cabinet des Fées XXI, 455, wo die Lebenslichter fehlen. In einem slavischen M. in Wolf's Z. I, 262 ist der Tod, wie im sicilianischen, als Gevatterin gedacht. Nur zum Theil hierher gehörig sind Vernaleken Nr. 42 und Grundtvig II, 13. In dem spanischen M. von Juan Holgado und dem Tode (Caballero Cuentos S. 83; F. Wolf, Beiträge S. 70) ist das M. vom Gevatter Tod mit dem von den Boten des Todes (Grimm Nr. 177) verschmolzen, und dabei sind die Gevatterschaft des Todes und die Lebenslichter weggefallen.

Das sicilianische M. ist unvollständig, da darin fehlt, daß der Tod seinen Gevatter oder seinen Pathen zu einem Arzt macht. Eigenthümlich ist ihm auch das Motiv, daß der Tod zum Gevatter genommen wird, um den Gevatter und dessen Frau und den Pathen zu verschonen.

Man vergl. auch in Bezug auf das M. vom Gevatter Tod Grimm, D. Myth., S. 812 und Benfey, Pantschatantra I, 525.

## 20. Von dem Pathenkind des h. Franz von Paula.

Vgl. die M. von dem Pathenkind oder Pflegkind der Jungfrau Maria bei Schönwerth III, 317 (311), Asbjörnsen Nr. 8, Haupt und Schmaler Nr. 16, Grimm Nr. 3, Schott Nr. 2 und die sonst ähnlichen M. bei Grimm III, 7 und 324, Meier Nr. 136, Ey S. 176, Waldau S. 600, Dasent Ananzi Stories

Nr. 12, in denen aber weder die Jungfrau Maria noch, wie im sicil. M., ein Heiliger, vorkömmt. Im sicil. M. sind die Leiden des Pathenkindes des h. Franz nicht die Strafe für die Uebertretung eines Verbotes, welche gar nicht vorkömmt, sondern nur eine läuternde Prüfung. Wenn gefragt wird, ob es besser sei in der Jugend oder im Alter zu leiden, so vgl. Nr. 21, die Legende vom h. Eustachius bei Jacobus a Voragine Cap. 161 (156), wo der Herr den Eustachius fragt: »Dic ergo, si modo tentationes vis accipere aut in fine vitae!« und das englische Gedicht von Sir Isambrace (Holland, Crestien von Troies S. 81), wo Sir Isambrace die Wahl hat, im Alter oder in der Jugend eine Zeitlang zur Läuterung unglücklich zu sein. In einer jüdischen Erzählung (Tendlau, Fellmeier's Abende Nr. 13) wird ein frommes armes Ehepaar gefragt, ob es jetzt oder im Alter sieben gute Jahre haben wolle.

In Bezug auf Paulina's Herablassen ihrer langen Flechten, an denen der Heilige und der König hinaufsteigen, vgl. Nr. 53 und die Anm. dazu.

## 21. Die Geschichte von Caterina und ihrem Schicksal.

Eine Parallele zu diesem M. kenne ich nicht.

Das Schicksal einer einzelnen Person kömmt auch in Nr. 52 und 55 personificirt vor.

Das Rad, welches Caterina's Schicksal in ihren Händen hat, ist bekanntlich ein Symbol des Glücks. S. Grimm, Deutsche Mythologie S. 825 und W. Wackernagel, Das Glücksrad und die Kugel des Glücks, in Haupt's Zeitschrift VI, 134—149. Eigenthümlich ist, daß Caterina's Schicksal das Rad bei den Worten „Dir geschehe, wie du gewünscht hast" einmal dreht.

In Bezug auf die Frage, ob Caterina lieber in der Jugend oder im Alter ihr Leben genießen wolle, s. die Anm. zu Nr. 20.

## 22. Vom Räuber der einen Hexenkopf hatte.

Vgl. Schneller Nr. 31 Pentamerone I, 5 und Cénac-Moncaut S. 184 (Jahrb. für roman. u. engl. Lit. V, 13). Im wälschtiroler M. ist es, wie im sicil. M., die abgezogene Haut einer sehr groß gefütterten Laus, im neapolitanischen und im gascognischen M. die eines Flohs, deren Erkennung den Freiern der Königstochter aufgegeben wird. Im tiroler M. löst der Teufel, im neapolitanischen ein wilder Mann das Räthsel, und in beiden wird die Königstochter nachher durch die Hilfe von Menschen mit wunderbaren Eigenschaften wieder be-

freit. Im gascognischen M. löst ein Ritter das Räthsel, nachdem er durch die Hilfe des Jean-Fine-Oreille, der wunderscharf hört, hinter das Geheimniß gekommen ist.

Abgesehen vom Eingang mit der Laus und dem an sie sich knüpfenden Räthsel sind Nr. 22 und 23 sehr verwandt.

## 23. Die Geschichte vom Ohimè.

Vgl. Ausland 1856, S. 473 (rumänisches M.), Hahn Nr. 19 und 73, Zingerle II, 252. In allen diesen M. finden sich die Menschenknochen u. dergl., welche den drei Schwestern zum Essen gegeben werden. Nur im tiroler M. können die Todtenbeine nicht reden, sondern es tritt hier ein Pudel auf, welcher die versteckten Knochen zu finden weiß. Der Seele der Mutter, welche im sicil. M. der jüngsten Tochter guten Rath gibt, entsprechen im rumänischen M. dankbare Tauben. In den griechischen M. handelt die Jüngste aus eigner Klugheit, wie in dem verwandten sicil. M. Nr. 22, doch wird in Nr. 19 das Täubchen wol auch ursprünglich Rath ertheilt haben. Im tiroler M. hilft der Pudel mit Rath und That.

Das eine griechische M. (Nr. 73), welches zum großen Theil in einen andern Märchenkreis gehört (s. m. Anm. zu Nr. 15), ist im Eingang dem M. vom Ohimè besonders ähnlich. Wie Ohimè dem Großvater der drei Schwestern, der vor Müdigkeit „Ohimè!" seufzt, erscheint, so erscheint im griechischen M. der ermüdeten, „Ach!" stöhnenden Mutter der drei Schwestern ein Mohr. Auch in Nr. 110 bei Hahn kömmt ein Mohr vor, der Ach heißt und auf diesen Ruf erscheint, und in Nr. 15 der sicil. M. muß der König Stieglitz erscheinen, wenn sich jemand auf einen gewissen Stein setzt und „Ach weh mir!" ruft.

Nah verwandt mit den verglichenen M. sind die von mir im Jahrb. für roman. u. engl. Lit. VII, 151 ff. zusammengestellten M. von den drei Schwestern, denen noch Schneller Nr. 32 hinzuzufügen ist.*) In diesen M. spielt das Oeffnen einer verbotenen Thür eine wichtige Rolle, welches in dem rumänischen und in unserm sicil. M. — jedoch hier besonders mit ganz verschiedenen Folgen — vorkömmt.

Die Art, wie sich Ohimè an Maruzza zu rächen sucht, ist ganz ähnlich dem Versuch des Räuberhauptmanns in Nr. 10. S. auch die Anm. dazu.

---

*) Vgl. auch die Variante zu Hahn Nr. 68, wo es aber drei Brüder sind.

## 24. Von der schönen Wirtstochter.

Vgl. Pröhle KM. Nr. 36, Schneller Nr. 50, Zingerle II, 124. In diesen drei M. werden der schönen Wirtstochter auf Veranstaltung ihrer auf ihre Schönheit eifersüchtigen Mutter die Hände abgehauen, und der König heiratet das Mädchen, obwol es ohne Hände ist, während in dem hierin offenbar entstellten sicil. M. der Wirtstochter die Hände erst in Folge des vertauschten Briefes abgehauen werden. Ganz angemessen dem Eingang des M. ist es, wenn, wie dies im sicil. M. und bei Pröhle der Fall ist, die böswillige Briefvertauschung von der Mutter ausgeführt wird; bei Schneller aber thut es die Schwiegermutter, bei Zingerle fehlt die Briefvertauschung, nicht aber die böse Schwiegermutter. Denselben Inhalt wie das M. von der schönen Wirtstochter hat die italienische »Rappresentazione di Stella«, (Giudici, Storia del Teatro in Italia I, 311—358). Stella ist die Stieftochter der Kaiserin von Frankreich. Die von der Stiefmutter in Abwesenheit des verreisten Kaisers bestellten Mörder begnügen sich, der Prinzessin die Hände, die als Wahrzeichen dienen sollen, abzuhauen. Der Herzog von Burgund findet das im Wald verlassene Mädchen ohne Hände und heiratet es. Die Stiefmutter ist es dann wieder, welche die Briefvertauschung ausführt, wie im sicil. M. und bei Pröhle die Mutter. Auch im serbischen M. bei Vuk Nr. 33 beauftragt, wie in der Rappresentazione, eine Stiefmutter in Abwesenheit des zu Felde gezogenen Gatten, der — wie dort der Kaiser — ihr beim Abschiede seine Tochter angelegentlich empfohlen hat, zwei Diener, das Mädchen im Walde zu tödten und ihr die Hände als Wahrzeichen mitzubringen; die Diener vollziehen nur den letzten Befehl; der weitere Verlauf des M. ist eigenthümlich.

Dies M. von der schönen Wirtstochter und die Rappresentazione di Stella sind wahrscheinlich abzuleiten aus der im Mittelalter vielfach behandelten Dichtung *) von der Prinzessin, welche sich, als ihr Vater sie heiraten will, die linke Hand oder auch beide Hände abhaut oder abhauen läßt und dann verstoßen wird — meist wird sie in ein Schiffchen gesetzt und den Wellen überlassen. In mehreren hierher gehörenden Dichtungen verstümmelt sich jedoch die Prinzessin nicht, sondern entflieht heimlich in einem Boot oder wird wegen ihrer Widersetzlichkeit in einem Boot dem Meer preisgegeben oder soll getödtet werden, wird aber von den Mördern verschont. Die im weitern Verlauf der betreffenden Dichtungen dann vorkommende Briefvertauschung wird immer von der Schwiegermutter

*) Man s. darüber die Einleitungen D'Ancona's zur Rappresentazione di S. Uliva, Pisa 1863, Wesselofsky's zur Novella della figlia del re di Dacia, Pisa 1866, Merzdorf's zu des Büheler's Königstochter von Frankreich, Oldenb. 1867.

ausgeführt, nur in der Sage von der Gemahlin des Königs Offa von Westanglien*) ist es der rachsüchtige Vater, der die Briefe vertauscht, wie im sicil. M., bei Pröhle und in der Rappresentazione di Stella die rachsüchtige Mutter.

## 25. Von dem Kinde der Mutter Gottes.

Vgl. Straparola I, 4, Arnason II, 375 = Powell II, 366, Wolf's Z. IV, 224 (slowakisches M.). Bei Straparola entflieht Doralise ihrem Vater, dem Fürsten Tebaldo von Salerno, der sie heiraten will, und wird Gemahlin des Königs Genese von Britannien. Tebaldo erfährt dies, begibt sich verkleidet nach Britannien und tödtet heimlich seine beiden Enkel mit dem Messer der Königin, die deshalb als Mörderin ihrer Kinder gilt. Endlich kömmt Schuld und Unschuld an den Tag. In dem isländischen M. flieht die Königstochter Ingibjörg ebenfalls vor dem unnatürlichen Verlangen ihres Vaters und heiratet einen König. Ihr Vater kömmt unerkannt als „Wintergast" und wirft dreimal heimlich die neugeborenen Kinder Ingibjörg's zum Fenster hinaus und schiebt junge Thiere unter. Bei der dritten Mißgeburt wird Ingibjörg von ihrem Gemahl verstoßen. Endlich aber wird ihre Unschuld entdeckt, die Gatten werden wieder vereint, und auch die Kinder finden sich wieder. Im slowakischen M. flieht die Tochter, weil ihr Vater ein Werwolf ist und sie tödten will, und wird von einem König geheiratet. Ihr Vater schleicht sich als Bettler in's Schloß, schneidet beiden Enkeln den Kopf ab und legt das blutige Messer unter das Kissen seiner Tochter, die nun als Mörderin verjagt wird. Auch hier kömmt schließlich Schuld und Unschuld heraus, und die Kinder werden wieder belebt.

An die Stelle des seine Tochter unnatürlich liebenden Vaters in der italienischen Novelle und dem isländischen M.**) ist also im sicil. M. ein Geistlicher, der sein Pflegekind mißbrauchen, im slowakischen ein Werwolf, der seine Töchter tödten will, getreten.

Wenn im sicil. M. die Mutter Gottes dem König goldene Aepfel heimlich in die Tasche steckt, um ihm daran zu zeigen, daß auch seiner Tochter das blutige Messer heimlich in die Tasche gesteckt worden sei, so vgl. man Straparola III, 1 und Hahn Nr. 8, wo zu ähnlichem Zwecke einem König von seiner Tochter ein goldner Apfel in den Busen gesteckt oder ein Löffel in den Stiefel gezaubert wird.

Die Frage des Geistlichen „Ich habe vor mehreren Jahren eine junge Henne

*) Bei Merzdorf S. 8 ff. aus Matthäus Paris.

**) Hierdurch gehören diese Novelle und dieses M. in den Kreis der in der Anm. zu Nr. 24 besprochenen Dichtungen, und zwar stehen sie der Sage von der Gemahlin des Königs Offa besonders nahe, insofern auch dort der verschmähte Vater die verheiratete Tochter noch feindlich verfolgt.

gefunden. Soll ich sie nun euch verkaufen oder selbst verzehren?" entspricht in dem neugriechischen Allerleirauh-M. (Hahn Nr. 27) die Frage des Vaters, der seine Tochter heiraten will: „Wenn jemand ein Lamm hat und es selber pflegt und groß zieht, ist es besser, daß er es verzehrt, oder daß es ein anderer verzehrt?" In einer Variante des griechischen M. (Var. 1) fragt der Vater: „Ich habe vor meiner Hausthür einen Apfelbaum stehn, wer soll die Früchte davon essen, ich oder ein Fremder?"

## 26. Vom tapfern Königssohn.

Das M. besteht zum Theil aus Elementen des M. von der treulosen verrätherischen Mutter (hier: Amme) oder Schwester — s. die Nachweise von Hahn I, 52 und von mir im Jahrbuch für roman. u. engl. Lit. VII, 132 — und des M. vom Grindkopf — s. Jahrb. VIII, 256. Wie hier der Körper des Königssohns zerstückt in einem Quersack auf einen Esel geladen und von dem Esel zu dem Einsiedler getragen wird, der ihn wieder belebt, so wird auch in Nr. 67 und bei Hahn Nr. 32, Var. und Nr. 65, Var. 1 und 2, der getödtete Königssohn von dem Drakos oder von dem Menschenfresser auf sein Pferd gebunden und zu Feen oder dgl. getragen und von diesen wieder belebt.

Der Anfang des Märchens (Kind in Folge einer Wahrsagung in einem Thurm ohne Fenster erzogen, Oeffnung durch einen spitzen Knochen gemacht) kömmt auch in Nr. 27 und 28 vor. Vgl. auch Pentam. II, 3 und Hahn Nr. 15. Dem heilkräftigen Schweiß der Zauberin Parcemina entspricht in Nr. 64 der Schweiß der Fata Morgana.

## 27. Der grüne Vogel.

Vgl. Hahn Nr. 102, wo dem grünen Vogel eine Taube entspricht. Als die Königstochter ihrer Mutter das Geheimniß mit der Taube verräth, kömmt diese nicht wieder. Die Königstochter läßt ein Badehaus bauen, jeder Badende muß ihr eine Geschichte erzählen, um sie zu erheitern. Aehnlich wie im sicil. M. erfährt nun die Königstochter den Aufenthalt der Taube, worauf alsbald die Wiedervereinigung erfolgt.

In Bezug auf den Anfang vgl. Nr. 26 und 28.

Wie Maruzza die Geschenke des Königssohnes mit größter Geringschätzung annimmt, und wie sie von ihm verlangt, daß er sich todt stellen soll u. s. w., so verfährt in Nr. 60 Giovanninu gegen die Königstochter.

## 28. Von der Tochter der Sonne.

Hierzu kenne ich keine Parallele. Der Eingang ist wie in Nr. 26 und 27.

## 29. Von der schönen Cardia.

Vgl. Knust Nr. 2, Hahn Nr. 23, Pentamerone IV, 3, Musäus M. von den drei Schwestern (Grimm III, 325).

Das sicilianische und das italienische Knust's stehen, trotz arger Entstellung des letztern, sich am nächsten; in beiden ein ähnlicher Anfang, in beiden die Verwünschung der Hexe, in beiden ganz ähnliche mit Hilfe der Thierschwäger gelöste Aufgaben der Hexe, in beiden endlich die Forderung der Hexe, in einer Nacht ein Enkelchen zu bekommen, das am Morgen „Großmama" zu ihr sprechen soll.

Im Pentamerone und bei Musäus ist der Bruder der drei Schwestern erst nach der Verheiratung derselben geboren worden und zieht, als er herangewachsen ist, aus, sie zu suchen.

## 30. Die Geschichte von Ciccu.

Dies M. ist aus verschiedenen Märchenstoffen, die nicht zusammengehören, zusammengesetzt.

1) Ciccu und die Wunschdinge. Eigentlich müßte Ciccu die Wunschdinge wiederbekommen, sei es wie in Nr. 31, oder wie in Nr. 52.

2) Ciccu und die Feigen. Vgl. den Eingang mehrerer Versionen des M. vom Hasenhüter: Ammenm. I, 93, Kuhn, Westf. M. Nr. 7, Wolf S. 134, Grimm Nr. 165, Birlinger I, 346.

3) Ciccu und der Menschenfresser. S. die Anm. zu Nr. 83.

4) Ciccu und die Schönste der ganzen Welt. S. die Anm. zu Nr. 83.

## 31. Von dem Schäfer der die Königstochter zum Lachen brachte.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 120, das Volksbuch von Fortunatus und seinen Söhnen, Grimm III, 202 (Variante zu Nr. 122), Zingerle II, 73 und 193, Curtze S. 34, Peter II, 188, Campbell Nr. 10, Ausland 1856, S. 716, Nr. 8 (rumänisch), Asbjörnsen und Gräße, Nord und Süd S. 145 (finnisch). In allen diesen M. verliert der Besitzer von Wunschdingen dieselben durch die List einer Prinzessin, erhält sie aber nach einiger Zeit wieder mit Hilfe von Früchten

(Aepfel, Birnen, Beeren), deren eine Art die Eigenschaft hat, daß wer sie ißt aussätzig wird (Gesta Romanorum) oder Hörner oder eine unmäßig große Nase bekömmt, während die andere Art diese Uebel heilt. Die listige Prinzessin fehlt im sicil. M., dafür nimmt der König die Wunschdinge mit Gewalt. In mehreren der verglichenen M. kömmt unter den Wunschdingen ein Horn oder eine Pfeife vor, durch die man Soldaten herbeiblasen kann, im sicil. M. zwingt die Pfeife alle Hörer zu tanzen. Vgl. in Bezug auf Instrumente, die zum Tanz zwingen, Grimm zu Nr. 110, Hahn zu Nr. 34, meine Nachweise im Jahrbuch für rom. und engl. Lit. V, 10, Grundtvig III, 75, Widter-Wolf Nr. 14, Schneller Nr. 16.

Der Eingang des sicil. M., wie die Prinzessin durch den zum Niesen zwingenden Ring zum Lachen gebracht wird, ist den verglichenen M. fremd.

Bei Hahn Nr. 44 kommen, wie im sicil. M., schwarze und weiße Feigen mit denselben Wirkungen vor.

## 32. Von Giovannino und Caterina.

Zu dem Eingang des M. vgl. Hahn Nr. 103 und Pentamerone I, 6, wo ein Mädchen auf Anstiftung ihrer Lehrerin auf dieselbe Weise (durch Zuschlagen eines Kistendeckels) ihre Mutter tödtet und den Vater beredet, die Lehrerin zu heiraten. Wie im sicil. M. der Vater nicht eher wieder heiraten will, als bis ein Paar eiserne Stiefeln verbraucht sind, so will im neugr. M. der Vater erst dann heiraten, wenn seine Schuhe roth werden und sein Ueberrock voller Löcher ist. Bei Grimm Nr. 13 sagt ein Vater zu seiner Tochter: „Nimm diesen Stiefel, der hat in der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's aber durch, so will ich nicht." Hier thut die Tochter nichts dazu, daß die Bedingung des Vaters sich erfüllt.

Dem spinnenden Leithammel entspricht bei Haltrich Nr. 35, welches M. auch damit beginnt, daß eine Tochter ihren Vater beredet, wieder zu heiraten, ein Stier, und bei Wuk Nr. 32 eine Kuh, welche den Flachs zu Garn kaut, und zwar ist bei Wuk die Kuh die verwandelte Mutter des Mädchens. In dem piemontesischen M. bei Wesselofsky, Novella della figlia del re di Dacia S. XXIX legt Marion den Flachs auf die Hörner der Kühe, und diese spinnen.

Von der Flucht der Geschwister an ist das sicil. M. den beiden folgenden zu vergleichen.

## 33. Von der Schwester des Muntifiuri.
## 34. Von Quaddaruni und seiner Schwester.

Diese M. — sowie das vorhergehende zum großen Theil — sind verschiedene Fassungen eines und desselben sehr verbreiteten M. Man kann es bezeichnen als das M. von dem Bruder und seiner schönen Schwester, welche ein König, der durch ihren — meist bei ihm in Dienst stehenden — Bruder von ihr gehört oder ihr Bild gesehen hat, heiraten will, an deren Stelle aber auf der Fahrt zum König eine falsche Braut untergeschoben wird, bis schließlich doch die rechte Braut die Gemahlin des Königs wird. S. Pentamer. IV, 7, Schneller Nr. 22, Salmelainen I, Nr. 8 = Bertram, Jenseits der Scheeren S. 18, Hyltén-Cavallius Nr. VII, C, Grimm Nr. 135, Wolf, D. M. u. S. Nr. 19, Grundtvig III, 112, Asbjörnsen Nr. 57, Glinski III, 97 = Chodzko S. 315, Gerle II, 325 (Grimm III, 343), Ausland 1858, S. 90 (rumänisch) und das M. „Rosette" der Gräfin d'Aulnoy.

In mehreren dieser M. hat die Heldin wie Quaddaruni's Schwester gewisse wunderbare schöne Eigenschaften, und zwar hat sie dieselben meist in ähnlicher Weise wie jene für ihre Freundlichkeit und Güte erhalten. Im Pentamerone kommen Rosen und Jasminen aus ihrem Munde, wenn sie athmet, Perlen entfallen ihren Haaren, wenn sie sich kämmt, und Lilien und Veilchen entsprießen ihren Tritten. Im schwedischen M. fällt ein Goldring aus ihrem Mund, wenn sie lacht, und unter ihren Tritten sprießen Rosen. Im norwegischen fallen Goldmünzen aus ihrem Mund, wenn sie spricht, und aus ihrem Haar, wenn sie sich kämmt. Im dänischen fallen Edelsteine aus dem sprechenden Munde und Gold und Silber aus dem Haar. Im polnischen weint sie Perlen — so auch im böhmischen —, lacht Rosen, und wenn sie sich die Hände wäscht, entstehen goldne Fische im Wasser. Im wälschtiroler hat sie goldne Haare, Weizenkörner entfallen ihren Händen, wenn sie sich reibt, und sie hinterläßt goldne Fußspuren. Im rumänischen scheint die Sonne, wenn sie lacht, regnet es, wenn sie weint, entsteht Sturm, wenn sie hustet, und fällt Gold und Silber beim Kämmen aus ihrem Haar. In den M., in welchen der Heldin von Anfang an eine Stiefschwester oder eine Mutterschwestertochter gegenübersteht (Nr. 34, Pentamer., Hyltén-Cavallius, Grundtvig, Asbjörnsen, Glinski), erhält diese entsprechende ekelhafte Eigenschaften.

Wie Muntifiuri ein Bild seiner Schwester hat, welches dem König zu Gesicht kömmt, so auch die Brüder in den deutschen, schwedischen, norwegischen, polnischen und finnischen M. und bei der Gräfin d'Aulnoy.

Wie in Nr. 32 Caterina sich nicht dem Meer nähern darf, weil sie sonst eine Seeschlange wird, so darf im wälschtiroler M. das Mädchen kein Sonnenstrahl

berühren, sonst wird sie in den Bauch eines Walfisches versetzt. Auch im böhmischen darf sie von keinem Sonnenstrahl berührt werden.

Die Sirene des Meeres, welche die rechte Braut an einer Kette hält (Nr. 33 und 34) kömmt auch im neapolitan. M. vor. Im schwedischen entspricht die Meerfrau, im finnischen der Meergott. Die Kette kömmt auch, aber ohne rechte Motivirung, in dem unten zu erwähnenden M. bei Pröhle vor.*)

Wenn in Nr. 34 die von dem Bruder an seine Schwester während der Seefahrt gerichteten Worte von der Base boshaft verändert werden, so kömmt ganz ähnliches bei Grimm, Asbjörnsen, Hyltén-Cavallius, Salmelainen vor. Den Versen »Soru ddi beddi sciuri« u. s. w. entsprechen die Verse bei Grimm:

„Deck dich zu, mein Schwesterchen,
Daß Regen dich nicht näßt,
Daß Wind dich nicht bestäubt,
Daß du fein schön zum König kommst!"

und die Worte der einen norwegischen Version (Asbjörnsen S. 497): „Vogt dich vel for Veir og Vind, kjär Sösteren min."

Wie Giovannino und Muntifiuri auf Anstiften der Stiefmutter oder der falschen Königin gewisse schwere Aufgaben bekommen und sie mit Hilfe der Schwester lösen, so auch im wälschtiroler M. Tilio; insbesondere ist der dritten Aufgabe Giovannino's die dritte Tilio's sehr ähnlich, und mit der Lösung dieser dritten Aufgabe verknüpft sich in beiden M. die Erlösung der Schwester.

Wie in Nr. 33 und 34 die aus dem Meer hervorkommende Schwester die von dem Bruder gehüteten Enten und Gänse füttert, so auch im neapolit. und im welschtiroler M. Den Versen in Nr. 33

Coccu, coccu, du mari vinemu,
Chini di perni nui semu,
E la soru di Muntifiuri
È cchiù bedda di lu suli —

und in Nr. 34:

Qua, qua, qua,
Di la marina semu vinuti,
E la soru di Quaddaruni,
Chi è chiù bedda di lu suli,
Granu e oriu n'ha datu a mancià —

entsprechen im Pentamerone die Verse:

*) In einem Volkslied bei Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder, 2. Heft, Nr. 26, läßt ein Wassermann die von ihm geraubte Frau auch mit einer Kette am Fuß an's Land.

Assaje bello è lo Sole co la Luna,
Assaje cchiù bella è chi coverna a nnuje —

und im welschtiroler M.:

Siamo state sulla riva del mare,
Abbiamo mangiato, abbiamo bevuto,
La sorella del Tilio abbiamo veduto,
È bella, bella,
Come 'na stella,
E presto sarà sposa del nostro signor.

Es sei noch bemerkt, daß ich Grimm Nr. 13, Pröhle, M. Nr. 5, Ey S. 215, Hyltén-Cavallius VII, A, B, Haltrich Nr. 39, Mailath II, 209, Wolf's Z. II, 442 = Wenzig S. 45 und Hahn Nr. 28*) nicht zur Vergleichung herangezogen habe, weil in diesen übrigens hergehörenden M. der Bruder der Heldin fehlt und — mit Ausnahme des siebenbürgischen, magyarischen und neugriechischen M. — nicht auf der Fahrt zur Hochzeit, sondern nach der Hochzeit die Unterschiebung geschieht.

Daß am Schluß die falsche Braut zerschnitten und eingesalzen und ihrer Mutter als Thunfisch geschickt wird, kehrt in 48 und 49 wieder. Vgl. bes. Nr. 48 mit Nr. 33 und Nr. 49 mit Nr. 34.

## 35. Von der Tochter des Fürsten Cirimimminu.

Vgl. das catalanische M., welches Milá S. 187 leider nur auszugsweise also gibt: Ein Königssohn fragte ein Mädchen: „Fräulein, Fräulein, wie viel Blätter sind an dem Baum?" Das Mädchen antwortete: „Herr, Herr, wie viel Sterne sind am Himmel?" Sie heirateten sich hernach, aber weil sie wußte, daß der Königssohn sie tödten wollte, legte sie eine Zuckerpuppe in's Bett. Der Prinz zog sein Schwert und hieb der Puppe die Nase ab, die ihm in den Mund fiel. Da sagte er: „Wenn ich gewußt hätte, daß du so süß wärst, so hätte ich dich nicht getödtet." Da trat seine Gattin hervor, und sie versöhnten sich.

Im Pentamerone III, 4 legt die schlaue Sapia Liccarda ebenfalls an ihrer Stelle eine Zuckerpuppe in's Bett u. s. w., aber die Streiche, die sie vorher dem Königssohn gespielt hat, sind verschieden von denen der Tochter des Cirimimminu. — Die Zuckerpuppe kömmt auch in Nr. 36 vor.

*) Die drei letztgenannten M. haben mit dem oben angeführten rumänischen M. das gemein, daß der Heldin die Augen ausgestochen und die ausgestochenen Augen nachher wiedergekauft und eingesetzt werden. Im siebenb. M. wachsen neue Augen durch Morgenthau.

## 36. Die Geschichte von Sorfarina.

Vgl. Pent. V, 6. Die zweite Ohrfeige und die Zuckerpuppe am Schluß fehlen im Pentamerone. Die zweite Ohrfeige ist kein übler Zug, aber die Zuckerpuppe ist hier weniger am Platze als in Nr. 35 und den damit verglichenen M.

## 37. Giufà.

Giufà mit der Leinwand und die Eidechse. Das Christkind wirft Feigen und Rosinen herab. Vgl. 1001 Nacht, Breslauer Uebers. 1825, XI, 144 und Pentamer. I, 4. Im arabischen M. verkauft ein Opiumesser eine Kuh an eine Elster und wirft nach ihr, da sie auf seine Aufforderung, das Geld zu bezahlen, nicht antwortet. Die Elster fliegt erschreckt aus ihrem Nest und setzt sich auf einen Misthaufen, dort findet der Opiumesser einen Schatz. Seine Frau macht ihn glauben, es habe eines Nachts Fleisch und Fische geregnet, und entkräftet dadurch nachher sein Zeugniß. Im Pentamerone verkauft Vardiello Leinwand an eine Bildsäule, zertrümmert sie nachher und findet einen Schatz*); seine Mutter läßt Feigen und Rosinen regnen.**)

Giufà hebt die Thür aus den Angeln und nimmt sie mit sich. S. Jahrb. für rom. u. engl. Lit. V, 18 und 266 mit meinen Nachweisungen.

Giufà und die Gluckhenne. Vgl. 1001 Tag V, 119, Pentamerone I, 4, das italienische Volksbuch von Bertoldino, Morlini Nr. 49, Grimm III, 61, Zingerle I, 255, Bladé S. 21, Bebel's Facetiæ I, 21.

Giufà gibt dem Schwesterchen zu heißen Brei. Vgl. Hahn Nr. 34, wo Bakala seiner Großmutter zu heißen Brei in den Mund schüttet und sie tödtet.

Giufà tödtet die Mutter des Geistlichen, die sich im Esen versteckt und wie ein Käuzchen schreit. Vgl. Hahn Nr. 34, Campbell Nr. 45, Asbjörnsen S. 395, Pröhle, M. Nr. 16.

Giufà als Schweinhirt steckt die Ohren und Schwänze der verkauften Schweine in die Erde und behauptet, die Schweine seien versunken. S. Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VIII, 251 und Arnason II, 487 = Powell II, 552.

---

*) Vgl. auch Schneller Nr. 57, Beauvois S. 216 = Jahrbuch für rom. und engl. Lit. V, 18 (Verkauf an eine Bildsäule), Schott Nr. 22, 2 und Haltrich S. 291 (Verkauf an eine Eiche), Grundtvig II, 206 (Verkauf an einen Stein).

**) Feigen- und Rosinenregen, Jahrb. VIII, 266 und 268. Shower of milk porridge, Campbell II, 385.

Giufà als Todter in der Kirche und die Diebe. Vgl. Vogl, Volksm. S. 56 und Wuk Nr. 47.

## 38. Von der Betta Pilusa.

Man vgl. besonders Hahn Nr. 27, Variante 2. Hier verspricht ebenfalls ein König seiner sterbenden Frau, nur diejenige zu heiraten, welcher ihr Ring passen würde *). Die von der Tochter geforderten wunderbaren Kleider liefert auch hier der Teufel dem Vater. Dem Namen Betta Pilusa entspricht Μαλλιαρή (die Haarige). Auch hier verbrennt alles Gebäck für den König, nur das der Haarigen geräth, worin sie nach einander die ihr vom Prinzen geschenkten Kostbarkeiten (Ring, Uhr, Perlenband) gesteckt hat.

Außerdem vgl. Grimm Nr. 65, Waldau S. 502, Schott Nr. 3, Schleicher S. 10, Perrault's Peau d'âne, Grundtwig II, 30, Campbell Nr. 14, Pentamerone II, 6. Alle diese M. beginnen — gleich den zu Nr. 24 und 25 erwähnten Dichtungen — damit, daß ein Vater seine Tochter heiraten will und daß diese entflieht. Dieser Ausgangspunkt fehlt aber in den folgenden sonst zum Theil hierhergehörenden M.: Zingerle II, 231, Meier Nr. 48, Pröhle, M. Nr. 10, Schott Nr. 4, Asbjörnsen Nr. 19, piemontesisches M. in Wesselofsky's Einleitung zur Novella della figlia del re di Dacia S. XXIX.

Wenn in einer Version des sicil. M. Betta Pilusa statt eines Kleides aus Katzenfell sich ein hölzernes Gehäuse mit beweglichen Gliedern machen läßt, so stimmt hiermit Hahn Nr. 27, Var. 1. Auch bei Schott Nr. 4 trägt die Heldin über ihren 12 prachtvollen Kleidern einen hölzernen Mantel, bei Asbjörnsen Nr. 19 nennt sich die Heldin Kari Trästak (Holzrock) wegen ihres hölzernen Rockes, und im piemontesischen M. trägt Marion de bosch (= legno) ein hölzernes Gewand. (Betta ist übrigens aus Elisabetta, nicht aus Bertha abgekürzt. O. H.)

## 39. Von den Zwillingsbrüdern.
## 40. Von den drei Brüdern.

Versionen des M. von den gleichen Brüdern, über welches man s. Grimm zu Nr. 60 und 85, Hahn zu Nr. 22 und meine Anm. zu Campbell Nr. 4 im Or. und Occ. II, 118. Zu den besprochenen M. füge ich hinzu: Widter-Wolf Nr. 8, Vernaleken Nr. 35, Simrock Nr. 63, Strackerjan II, 339, Schneller Nr. 28.

*) Dasselbe Versprechen bei Straparola I, 4 (s. Anm. zu Nr. 25) und Wuk Nr. 28.

In Bezug auf den zerschnittenen Fisch (Nr. 39) vgl. die von mir im Orient und Occident zusammengestellten M., zu denen noch die eben bezeichneten bei Hahn, Vernaleken, Simrock und Schneller, sowie Wolf, M. Nr. 27 hinzukommen.

Wenn in Nr. 40 die Brüder einen Schnitt in einen Baum machen, aus dem Milch fließen soll, wenn sie am Leben, Blut, wenn sie todt oder in Not sind, so vgl. Simrock Nr. 63, wo die Brüder ebenfalls Schnitte in einen Baum machen, die blutrot werden, wenn die Brüder todt oder in Not sind.

Die Befreiung der Prinzessin von dem Unthier (Lindwurm, Drache), das Ausschneiden der Drachenzungen (bei Erdelyi-Stier Nr. 1: Ausbrechen der Zähne) und die dadurch ermöglichte Entlarvung des falschen Befreiers der Prinzessin (Nr. 40) — alles dies kömmt nicht nur in mehreren Versionen des Brüdermärchens, sondern auch in andern M. vor, so in Nr. 44, in den von mir im Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. VII, 132 besprochenen M. von dem Drachentödter und den drei Hunden, bei Grimm Nr. 111, Schott Nr. 10, Hahn Nr. 70, Schneller Nr. 39, Wolf, M. Nr. 21, Meier Nr. 29, Zingerle II, 95, 374, Schönwerth II, 275, Peter II, 139. An Tristan's Ausschneiden der Drachenzungen (s. Gottfried von Straßburg 228, 26 ff. und 282, 39 ff.) ist schon in der Anm. zu Grimm Nr. 111 erinnert. Durch die ausgeschnittene Zunge weist sich in der ungarischen Sage Chanad als Erleger des Heiden Achtum aus (Wolf's Z. II, 166) und im Roman vom Herzog Herpin die als Ritter verkleidete Gemahlin Herzog Herpin's als Erleger eines Riesen (Herzog Herpin im Buch der Liebe, Cap. XVII, Simrock's Volksbücher XI, 244). In der griechischen Heldensage beweist Alkathoos, der Sohn des Pelops, durch die ausgeschnittene Löwenzunge, daß er den kithäronischen Löwen getödtet (Schol. Apollonii Rhod. I, 517), und Peleus auf der Jagd bei Akastos durch verschiedene ausgeschnittene Zungen, daß er viele Thiere erlegt hat (Apollodor II, 13, 3).

Wegen des in den meisten Versionen des Brüdermärchens vorkommenden Zugs, daß der Bruder im Bett zwischen sich und die Gattin des Bruders ein nacktes Schwert legt, s. man Grimm's Rechtsalterthümer S. 168—170 und A. Weber in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1869, S. 40.

Wie in Nr. 40 die Haare der Hexe versteinern, so binden in Pentam. I, 7 die Haare der Hexe, und bei Hyltén-Cavallius Nr. 5, A haben die Haare des Trolls ähnliche Kraft.

Daß der eine Bruder den andern aus Eifersucht erschlägt (Nr. 40), kömmt in mehreren Versionen vor, so im Pentam. I, 7, bei Grimm Nr. 60, Hyltén-Cavallius Nr. 5 A, B, Hahn Nr. 22.

## 41. Vom tapfern Schuster.

Eine der vielen Varianten des M. von der Ueberlistung eines Riesen durch einen schwachen Menschen, der ihm übermenschliche Stärke vorspiegelt. S. die Anm. zu Grimm Nr. 20 (und 183) und meine Vergleichungen im Jahrb. für rom. u. engl. Lit. V, 7, VII, 16, VIII, 252, wozu man u. a. noch Schneller Nr. 53 beifüge.

Hervorzuheben ist, daß im sicil. M. der Schuster sich scheinbar den Bauch aufschneidet, um zu zeigen, daß er die Maccaroni unzerkaut gegessen habe, während in parallelen M. (s. Jahrb. V, 7, Strackerjan I, 409) der Held beim Essen um die Wette sich den Bauch scheinbar aufschneidet, um sich zu erleichtern und weiter essen zu können. Eine Anzahl M. beginnt gleich dem sicil. mit der Heldenthat gegen die Fliegen', und zwar ist der Held bei Schneller Nr. 53 und 54, bei Vonbun, Sagen Vorarlbergs S. 69, bei Hahn Nr. 23 und in einem dänischen Volksbuch (Nyerup, Alminbelig Morskablæsning S. 241) ein Schuster, bei Grimm Nr. 20, Kuhn, Märk. M. Nr. 11, Meier Nr. 37, Pröhle, Km. Nr. 47, Zingerle II, 12, Birlinger I, 356 ein Schneider, in einem holländischen Volksbuch (Grimm III, 31) ein Buchbinder, bei Zingerle II, 108 ein Bettelmann, in dem M. aus der Bukowina in Wolf's Z. II, 203, welches dem neugriechischen M. zunächst steht, ein alter armer Mann. Bei Schönwerth II, 280 findet der Schneider ein Band mit der Inschrift: „Sieben auf einen Schlag, wer macht es mir nach?"

## 42. Vom Re Porco.

Vgl. Widter-Wolf Nr. 12 und die von mir in der Anm. dazu besprochenen M.

## 43. Die Geschichte vom Principe Scursuni.

Dies M. gehört zu den von mir in der Anm. zu Widter-Wolf Nr. 12 angeführten M., in welchen sich unmittelbar an die Verbrennung der Thierhaut die Erlösung des Helden knüpft.

---

*) Grimm III, 31 spricht irrig von dem M. von einem tapfern Schustergesellen bei Etlar S. 29. Der Held des jütischen M. ist vielmehr ein Bauernjunge.

Wie im sicil. M. das den Schlangenprinzen erlösende Mädchen eine Stieftochter ist, der die Seele ihrer verstorbenen rechten Mutter rathend beisteht, so auch bei Hahn Nr. 31.

Den Versen

»Dormi, dormi e fa la ninna,
Si to nanna lu saprà,
Fasci d'oru ti farà«

entsprechen bei Hahn Nr. 31, Var. 1 — welches M. übrigens mit dem sicil. wenig gemein hat — die Worte: „Schlaf, Kindchen, schlaf! Wenn es die Großmutter des Kirigli wüßte, daß das sein Kindchen ist, so würde sie ihm silberne Binden und eine silberne Wiege schenken."

## 44. Von dem, der den Lindwurm mit sieben Köpfen tödtete.

Vgl. die Episode von der Königstochter und dem Lindwurm in Nr. 40 und die Anm. dazu.

## 45. Von den sieben Brüdern, die Zaubergaben hatten.

Eine von allen andern abweichende Version das M. von den kunstreichen Brüdern und der geraubten Jungfrau. S Jahrb. für rom. u. engl. Lit. VII, 32 ff. Der todtenerweckenden Guitarre entspricht im Pentamerone V, 7 ein todtenerweckendes Kraut. Die Siebenzahl der Brüder findet sich in dem jüdisch-deutschen und in dem russischen M., s. Jahrb. VII, 36.

## 46. Von der Schlange, die für ein Mädchen zeugte.

Einige Aehnlichkeit hat eine jüdische Erzählung in Tendlau's Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit Nr. 29, wo ein Wiesel von einem Mädchen zum Zeugen eines Schwurs angerufen wird und später das Kind des Treulosen tödtet.

## 47. Von dem frommen Jüngling, der nach Rom ging.

Vgl. das von Zingerle, Lusernisches Wörterbuch, Innsbruck 1869, S. 66 mitgetheilte M., wo ein armer Mann, der sein einziges Geldstück in den Klingelbeutel geworfen hat, fest überzeugt, daß es Gott ihm 100fach zurückgeben werde,

nach Jahresfrist sich auf den Weg macht, um den Herrgott aufzusuchen und ihn an seine Schuld zu erinnern. Von den ihm unterwegs aufgetragenen drei Fragen, die er an Gott richten soll, ist die eine (warum in unserm Anger keine Trauben mehr wachsen?) sammt der Antwort (weil der Anger mit einer hohen Mauer umgeben worden ist) fast buchstäblich übereinstimmend mit dem sicil. M. Die beiden andern Fragen sind wenigstens ähnlich (warum die Tochter vor der Hochzeit erkrankt ist? warum Unfriede zwischen zwei Brüdern herrscht?).

Es gibt viele M., in denen dem Helden unterwegs Fragen aufgetragen werden, die er dort, wohin er sich eben begibt, sich beantworten lassen soll. Es sind theils Parallelen zu Grimm Nr. 29, theils andre M. S. Benfey, Pantschatantra I, 395 und das armenische M. in den Monatsberichten der Berliner Akademie 1866, S. 732.

## 48. Von Sabedda und ihrem Brüderchen.
## 49. Von Maria und ihrem Brüderchen.

Vgl. Grimm Nr. 11 und 141, Hahn Nr. 1 und Pentamer. V, 8 (sehr entstellt).

Den Versen:

Sabedda, mia Sabedda,
(Soru, soru, aneddi, aneddi)
Pri mia mmolanu li cutedda (cuteddi) u. s. w.

entsprechen bei Grimm Nr. 141 die Verse:

Ach Brüderchen im tiefen See,
wie thut mir doch mein Herz so weh!
Der Koch der wetzt das Messer,
will mir das Herz durchstechen.

Bei Hahn die Worte: sie wetzen die Messer, lieb Pulja; im Pentamerone:

Frate mio, frate,
li cortielle so ammolate.

Mit dem Anfang von Nr. 49, wie die Kinder in den Wald geführt werden und einmal sich heimfinden, stimmt der Anfang des neapolitanischen M. Vgl. auch den Anfang von Grimm Nr. 15 und den parallelen M., von Perrault's Le petit poucet und der Gräfin d'Aulnoy Finette Cendron.

Mit dem Schluß von Nr. 48 vgl. den von Nr. 33, mit dem von Nr. 49 den von Nr. 34.

## 50. Vom klugen Bauer.

Vgl. Gesta Romanorum Cap. 57, Cento Novelle ed. Borghini Nov. VI, d'Ouville, Élite des contes, à la Haye 1703, II, 155. In den Gestis Romanorum sagt der Schmied Focus zum Kaiser Titus, er müsse täglich zwei Denare bezahlen, die er in seiner Jugend geliehen habe — nemlich von seinem Vater, zwei verleihe er — an seinen Sohn, zwei verliere er — an seine Frau, zwei gebe er aus — für Nahrung. In den Cento Novelle sagt der Schmied zum Kaiser Friedrich, er gebe täglich zwölf Denare zurück — nemlich seinem Vater, zwölf verschenke er — an Gott, zwölf werfe er weg — an seine Frau, zwölf verbrauche er — für sich. Bei d'Ouville verzehrt der Bauer täglich zwei Sous, zwei bezahlt er wieder — an seinen Vater, zwei verleiht er — an seine Kinder, zwei wirft er weg — an seine Stieftöchter. Das so und so vielmalige Sehen des Angesichts des Kaisers fehlt in den Gestis Romanorum, nicht aber bei Simrock Nr. 8, der sonst genau mit den Gestis stimmt.

Liebrecht im Orient und Occid. III, 372 verweist auf Barletta's Sermones, Lyon 1516, fol. 160, col. 2.

Fernan Caballero läßt in der Novelle „Simon Verde" (Spanische Dorfgeschichten von F. Caballero. Deutsch von L. G. Lemcke. S. 86) den Simon Verde sagen, er verdiene täglich eine Peseta, mit der er seinen Verpflichtungen nachkomme, d. h. sich und sein Haus erhalte, eine Schuld bezahle, d. h. seine Mutter ernähre, auf Zinsen leihe, d. h. seine Tochter erziehe, und in eine Sparbüchse lege, d. h. nie einem Armen ein Almosen versage.

Bei Engelien I, 116 ist an die Stelle der räthselhaften Bezeichnungen der täglichen Ausgaben das bekannte Räthsel von den Erbsen und den Tauben getreten: „Wenn sie kommen, dann kommen sie nicht, und wenn sie nicht kommen, dann kommen sie."

Bei Zingerle II, 121 ruft der Kaiser einem Bauer zu „Nit zu fleißig!" und der Bauer antwortet: „Das machen die 32 — nemlich die 32 Zähne, die alle Tage etwas beißen wollen —, und die 7 müssen die 5 erhalten — nemlich die 7 Sommermonate die 5 Wintermonate —, und dann muß noch etwas übrig bleiben — um die Steuern zu zahlen."

Bei Engelien soll der Bauer den König 50 mal, bei Zingerle den Kaiser 101 mal sehen.

## 51. Vom singenden Dudelsack.

Vgl. Schneller Nr. 51, Bladé S. 3, Grimm Nr. 28, Curtze Nr. 11, Haupt's Z. III, 35 (= Colshorn Nr. 71 und Sutermeister Nr. 38), F. Caballero, Lágrimas, Madrid 1858, S. 41 (in Lemcke's Uebersetzung, Paderborn 1860, I, 58), Milá S. 178 = Wolf S. 139, Haltrich Nr. 42, Töppen S. 139, Müllenhoff Nr. 49, Woycicki S. 105.

In den fünf zuerst genannten M. wird aus einem Knochen des Getödteten eine Flöte oder ein Horn gemacht, in dem spanischen, dem catalanischen, dem siebenbürgischen und dem masurischen wird die Flöte aus einem Rohr gemacht, welches an der Stelle, wo der Leichnam vergraben ist, wächst. In dem Holsteiner M. vertritt ein Hollunderbaum die Stelle des Rohrs, in dem polnischen eine Weide.

## 52. Zaubergerte, Goldesel, Knüppelchen schlagt zu.

Vgl. Pentam. I, 1 (Esel, Tischtuch, Knüppel), Schneller Nr. 15 (Esel, Tischtuch, Knüppel), Schott Nr. 20 (Esel, Tisch, Knüppel), Grimm Nr. 36 (Esel, Tisch, Knüppel), Zingerle II, 185 (Esel, Henne, Tisch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7 (Esel, Tisch, Knüppel), Arnason II, 491 = Powell II, 563 (Stute, Tischtuch, Knüppel), Asbjörnsen Nr. 7 (Bock, Tuch, Knüppel), Vernaleken Nr. 11 (Ziege, Tuch, Hut, aus dem Soldaten kommen), Lootens S. 9 (Schäfchen, Tisch, Knüppel), Waldau S. 41 (Widder, Tuch, Knüppel), Woycicki S. 108 (Widder, Hahn, Tischtuch, Knüppel), Glinski IV, 106 (Lamm, Tisch, Knüppel), Erdelyi-Stier Nr. 12 (Lamm, Tuch, Knüppel), Strackerjan II, 312 (Hahn, Tisch, Knüppel), Etlar S. 150 (Hahn, Tuch, Patrontasche, aus der Soldaten kommen), Zingerle II, 84 (Henne, Tischtuch, Knüppel), Caballero S. 46 (Beutel, Tischtuch, Knüppel), Baring-Gould Nr. 7, Variante (Beutel, Tisch, Knüppel). Andre verwandte, aber doch ferner stehende M., z. B. Frere, Old Deccan Days Nr. 12, übergehe ich hier.

Der schießende Hut findet sich bei Grimm Nr. 54, Engelien I, 145, Glinski III, 72 = Chodzko S. 349.

Eigenthümlich ist dem sicil. M., daß der arme Mann die wunderbaren Gegenstände von seinem Glück erhält. Das Glück oder Schicksal einer einzelnen Person kömmt auch in Nr. 21 und 55 personificirt vor.

## 53 Von der schönen Angiola.

Vgl. Pentam. II, 1 und Grimm Nr. 12. Beide M. gehen gleich dem sicil. davon aus, daß eine schwangere Frau in dem Garten einer Hexe ihr Gelüste befriedigt und dabei von der Hexe ertappt wird, der sie ihr Kind versprechen muß. In beiden M. finden wir sodann wie im sicil. den Thurm und das Emporsteigen, sowol der Hexe als des Prinzen, an den Haaren der Jungfrau. Im Pentamerone haben wir auch die Flucht der Liebenden, und den ausgeworfenen Zauberknäueln entsprechen ausgeworfene Galläpfel. In dem M. bei Wuk Nr. 19 und bei Schneller S. 183 (zu Nr. 20) fehlt der Eingang von der Gelobung des Weibes an die Hexe, sie erzählen aber von dem Emporsteigen an den Haaren und von der Flucht der Liebenden.

Das Emporsteigen an den Haaren der Jungfrau finden wir auch in Nr. 20. Dort wie hier finden wir die Worte: »Cala sti beddi trizzi e pigghia a mia.« Bei Schneller ruft die Hexe:

> Bianca, bianca come la neve,
> rossa, rossa come 'na bracia,
> slóngame zò le tue drezze d'oro!

Bei Grimm:

> Rapunzel, Rapunzel,
> laß dein Haar herunter!

Auch in Pentam II, 7 klettert die Hexe an den Haaren ihrer Tochter empor in ihr treppenloses Haus. (»Filadoro, cala sti capille.«) In Firdusi's Epos (Schack, Heldensagen von Firdusi S. 191) läßt Rudabe ihre schwarzen Haarflechten vom Dache ihres Palastes herab und Sal steigt daran empor.

Ein neugriechisches Distichon (N. Tommaseo, Canti popolari III, 343 = A. Passow, Carmina popularia Graeciae recentioris S. 587, Nr. 1088) lautet:

> *Ψηλὰ εἶν' τὰ παραθύρια σου, σὰν καραβιοῦ κατάρτια.*
> *Ῥίψε μου τὰ μαλλάκια σου, νὰ κάμω σκαλοπάτια.*

Und in einem andern neugriechischen Volksliede (Tommaseo III, 434 = Passow S. 141) kömmt vor:

> *Μὴν εἶμαι κόρη λυγερὴ, νὰ ῥίξω τὰ μαλλιά μου,*
> *Νὰ κάμῃς σκάλαις ν' ἀνεβῇς, νὰ πιάσῃς τὰ βυζιά μου;*

Wenn die Hexe im sicil. M. die Mutter durch das Kind an ihr Versprechen erinnern läßt, so vgl. man Hahn Nr. 4 und die Variante zu Nr. 5 und Nr. 54.

## 54. Von Autumunti und Paccaredda.

S. Anm. zu Nr. 14 und in Bezug auf den Schluß Anm. zu Nr. 12.

## 55. Von Feledico und Epomata.

S. Anm. zu Nr. 14.

Theilweis steht sehr nahe Pentam. III, 9. Hier soll der Großtürke nach dem Vorgeben seiner Aerzte nur durch ein Bad im Blut eines Königssohnes von seinem Aussatz genesen können. Der gefangene Königssohn Pauluccio soll deshalb getödtet werden, aber Rosella, die Tochter des Großtürken, entflieht mit ihm. Ihre Mutter verwünscht sie, daß sie von dem Königssohn beim ersten Tritt an sein Heimatsland vergessen werden solle. So geschieht es. Die vergessene Rosella zieht in ein Haus gegenüber dem Schloß von Pauluccio's Vater. Drei Cavalliere bewerben sich um ihre Gunst, werden aber von ihr angeführt, indem der eine eine ganze Nacht hindurch die Thür zumachen, der andere das Licht ausblasen, der dritte sie kämmen muß. Beim König verklagt erzählt sie ihre Geschichte, und Pauluccio's Erinnerung erwacht wieder.

In mehreren Fassungen des M. von der vergessenen Braut kömmt vor, daß sie drei Liebhaber nach einander zu sich bestellt, sie aber durch Zauberei anführt. S. Müllenhoff Nr. 6, Asbjörnsen Nr. 46 und Var. 7, Cavallius S. 295, Arnason II, 379 = Powell II, 377, Campbell Nr. 2 und Var. S. 50. Dabei kömmt meist das Zumachen der Thür oder des Fensters vor, vor welchen die Liebhaber die Nacht durch nicht loskommen können. Vgl. auch Grimm III, 330 und 154, Schneller Nr. 27 wird ursprünglich wol auch die drei Liebhaber gehabt haben, ist aber eigenthümlich entstellt.

In Bezug auf Feledico's personificirtes Schicksal (S. 352) vgl. Nr. 21 und 52.

Ueber die — auch in Nr. 90 vorkommende — Heilung des Aussatzes durch Menschenblut s. S. Cassel im Weimarischen Jahrbuch I, 408 ff.

## 57. Von dem, der sich vor Nichts fürchtete.

Vgl. Grimm Nr. 4 und die in der Anm. dazu angeführten M., so wie Zingerle I, Nr. 21, Grundtvig II, 13, Schneller Nr. 52. Mit diesen M. hat das sicilianische jedoch außer dem Grundgedanken, daß der Bursche sich vor Nichts fürchtet, sonst im Einzelnen fast nichts gemein. Zu einem Geistlichen wird der Furchtlose auch bei Wolf, Hm. S. 328 und bei Grundtvig gethan, bei Grimm

zu einem Küster. Wie der Junge, der läuten soll, das Skelett die Thurmtreppe hinabwirft, so bei Grimm den verkleideten Küster.

## 58. Von den vier Königstöchtern.

Das M. so wie Nr. 59, 61, 62, 63 und 64*) sind Versionen des M. von dem Jüngling, durch den drei Königstöchter aus unterirdischer Haft befreit werden, der selbst aber von den treulosen Brüdern oder Gefährten unter der Erde gelassen wird, doch bald wieder empor gelangt, die Verräther entlarvt und die jüngste Königstochter heiratet. Ueber dieses M. habe ich zu Widter-Wolf Nr. 4 gehandelt. Außer den dort besprochenen M. vergl. man Alsatia 1852, S. 77, Zingerle II, 403, Colshorn Nr. 5, Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VIII, 241 (italienisches M.), Schneller Nr. 39, Hoffmeister, Hessische Volksdichtung S. 32. Dietrich Nr. 5 und Duran, Romancero general No.1263—64. Im russ. M. und in der spanischen Romanze befinden sich die Prinzessinnen nicht unter, sondern über der Erde, nemlich in ersterem auf einem steilen Berg, in letzterer in einem hohen Thurm. Auch Knust Nr. 3 gehört ursprünglich hierher.

Nr. 58 ist dadurch wesentlich entstellt, daß die älteren Brüder sich davon machen, noch ehe der jüngste die Königstochter befreit hat, daß sie also den Bruder mit sammt den Königstöchtern unten lassen. Deshalb muß der Adler nicht den Königssohn allein, sondern auch die Prinzen emportragen. S. in Bezug auf den Adler auch die Anm. zu Nr. 61.

## 59. Von Armaiinu.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Dem Riesen, der die drei Prinzen durchprügelt, von Armaiinu aber bezwungen wird, entspricht in vielen parallelen M. ein Erdmännchen oder Zwerg, seltener eine Hexe. S. Jahrb. für rom. und engl. Lit. VII, 25, Z. 2 und 26, Z. 1 und die in der Anm. zu Nr. 58 angeführten M. bei Zingerle, Colshorn

*) Nr. 61—64 sollten eigentlich unmittelbar auf Nr. 59 folgen, aus Versehen ist Nr. 60 dazwischen gestellt.

**) In der dritten Erzählung des Siddhi-Kür, die übrigens mit der von mir im Jahrb. für rom. und engl. Lit. VII, 25, Z. 13 zu Widter-Wolf Nr. 5 zusammengestellten Gruppe M. sehr übereinstimmt, fehlen die gefangenen Königstöchter. Vgl. auch das burätische M. in Erman's Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands XXV, 51 und des griechischen Mythographen Konon 35. Erzählung.

und Schneller. Nur in dem ebenfalls an letztgenannter Stelle angeführten italienischen M. finden wir auch einen Riesen.

Zwischen dem Abenteuer mit dem Riesen und dem Hinabsteigen in die Cisterne ist kein Zusammenhang da, in den meisten parallelen M. aber ist ein solcher da, indem entweder die Blutspuren des verwundeten entflohenen Zwerges zu dem Brunnen oder der Höhle führen, oder der bezwungene Zwerg selbst angibt, wo die Prinzessinnen sich befinden.

Der Schluß (jeder soll eine Geschichte erzählen, Armaiinu erzählt seine eigne) ist dem von Hahn Nr. 70 ähnlich.

## 60. Vom verschwenderischen Giovanninu.

Vgl. Campbell Nr. 44, Gaal-Stier Nr. 6, Zingerle II, 239 und 356, Grimm Nr. 93, Schambach Nr. 1, Schneller Nr. 37 (und 38). In allen diesen M. verliert der Held durch dreimaliges Einschlafen (bei Zingerle II, 356 nur einmaliges) die erlöste Königstochter eine Zeit lang, findet sie aber schließlich wieder und wird mit ihr vereint.

Dem Schäschen im sicil. M. entspricht im gaelischen ein Reh.

Wegen des Forttragens durch den Adler s. Anm. zu Nr. 61. Mit dem letzten Theil des sicil. M. vgl. Nr. 27.

## 61. Von einem muthigen Königssohne, der viele Abenteuer erlebte.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Wenn der Prinz sich Arme und Beine abschneidet und sie dem Adler zu fressen gibt, der sie nachher wieder ausspeit, so vgl. Hahn Nr. 70, wo der Prinz ein Bein sich abschneidet und dem Adler gibt, der es nachher wieder ausspeit, und das sonst nicht verwandte sicil. M. Nr. 60, wo Giovanninu dem Adler seinen linken Arm und Fuß zu fressen gibt, die der Adler nachher wieder ausspeit. In Nr. 58 der sicil. M. und in mehreren parallelen M. — Vogl, Volksm. S. 112, Zingerle II, 410, Schneller Nr. 39, Colshorn Nr. 5, Schleicher S. 140 — schneidet sich der Held kein ganzes Glied ab, aber er gibt doch dem ihn emportragenden Adler (Drachen bei Colshorn und Schleicher) ein Stück von seinem eignen Fleisch*). Vgl. auch Campbell Nr. 16, wo der Held dem Adler ebenfalls ein Stück Fleisch

*) Entstellt ist der Zug bei Müllenhoff Nr. 14 (S. 441).

aus seinem Schenkel gibt, und Schneller Nr. 38, wo der Held die ihn über's Meer tragende Taube das Mark aus seinen Armen saugen läßt*).

Wie Peppe bei dem Hofschneider in Dienst tritt und das für die Königstochter bestellte Kleid mit der Zaubergerte schafft, eben so tritt bei Hahn Nr. 70 der Prinz bei dem Hofschneider in Dienst, und als die jüngste Prinzessin drei Kleider verlangt, die sich in einer Nuß, einer Haselnuß und einer Mandel befinden, schafft er sie, da er in der Unterwelt eine Nuß, eine Haselnuß und eine Mandel, in denen wunderbare Kleider stecken, erhalten hat. In dem ungarischen M. bei Gaal S. 77 wird der Held erst beim Hofschneider, dann beim Hofschuster, endlich beim Hofgoldschmied Geselle, und als die Prinzessin ein Kleid, ein Paar Schuhe und einen Ring verlangt, wie sie in der Goldburg getragen, zaubert er sie herbei. In andern parallelen M. — s. Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VII, 27, Alsatia 1852, S. 77, Zingerle II, 412, Colshorn Nr. 5 und die spanische Vulgärromanze bei Duran Nr. 1263 — wird der Held nur Goldschmied und liefert die von den Prinzessinnen verlangten Schmucksachen. Vgl. auch Hoffmeister, Hessische Volksdichtung S. 35. Dietrich Nr. 5, wo Iwan Schustergesell wird, ist etwas entstellt.

Wie die Prinzessin mit Peppe in ein kleines Häuschen ziehen muß, so auch in der spanischen Romanze die Prinzessin mit Juan; und wie Peppe die geschossenen Vögel seinen Brüdern unter der Bedingung abtritt, daß jeder sich von ihm einen schwarzen Fleck auf die Schulter machen läßt, so überläßt Juan seinen Brüdern das Heilwasser, die Löwenmilch und die feindlichen Fahnen, wogegen sie ihm zwei ihnen vom König gegebene Birnen geben, sich ein Ohr abschneiden und auf die linke Schulter ein Sklavenzeichen ausbrennen lassen müssen**).

## 62. Die Geschichte von Bensardatu.

S. die Anm. zu Nr. 58.

*) Bei Birlinger I, 364 vermag ein Storch einen Riesen aus dem Zwergenreich erst dann emporzutragen, nachdem ihm der Riese eine seiner Hinterbacken zu fressen gegeben. — Ueber das Fleischausschneiden aus dem eignen Körper in buddhistischen Legenden s. Benfey, Pantsch. I, 216 f. und 388 ff.

**) In einem russischen M. (Chavaenes S. 104) tritt der mit der Königstochter verheiratete Dümmling das Schwein mit den goldnen Borsten, den Hirsch mit dem goldnen Geweih und das Pferd mit der goldnen Mähne seinen Schwägern gegen ihre eine kleine Zehe, einen kleinen Finger und einen Streifen Haut von ihrem Rücken ab. Ganz ähnlich Glinski I, 62 und Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens II, 618. Bei Hahn Nr. 6 müssen die Schwäger nen Schlag des Rosses auf den Hintern aushalten, wodurch schwarze Flecken wie Siegel entstehen. S. auch die Anm. zu Nr. 67 unsrer Sammlung.

## 63. Die Geschichte von dem Seminaristen, der die Königstochter erlöste.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Nr. 63 ist besonders dadurch wesentlich verändert, daß die treulosen Brüder fehlen und daß an Stelle der Brüder eine Schildwache getreten ist, die den Helden in den Brunnen hinabläßt und auch wieder heraufzieht.

## 64. Die Geschichte von der Fata Morgana.

S. die Anm. zu Nr. 58.

Was den Eingang dieses M. betrifft, daß nemlich die drei Brüder einer nach dem andern einen Baum Nachts zu bewachen unternehmen, wobei aber die beiden ältesten einschlafen, so findet sich derselbe Eingang auch in andern — aber nur in diesem Eingang dem sicilianischen parallelen — M., nemlich: Grimm Nr. 57, Waldau S. 131, Glinski I, 15, Wolf's Zeitschr. II, 389, Vogl, Die ältesten Volksm. der Russen Nr. 2, Wuk Nr. 4*) und Töppen S. 139. Unter den parallelen M. von den drei Brüdern und den aus unterirdischer Haft befreiten Königstöchtern haben die folgenden einen mehr oder weniger ähnlichen Eingang: Hahn Nr. 70 (die ältesten bei dem Goldapfelbaum nach einander wachenden Prinzen fliehen, als sich eine Wolke auf den Baum herabsenkt und daraus eine Hand nach den Aepfeln greift, der jüngste, der in der dritten Nacht wacht, schießt in die Wolke und entdeckt, einer Blutspur folgend, einen tiefen Brunnen); Gaal S. 77 (die ältesten bei der Speckburg wachenden Brüder fliehen, als sie einen Drachen kommen sehen, der jüngste verfolgt den Drachen bis zu einer Höhle); Widter-Wolf Nr. 4 (die ältesten drei Bäumchen bewachenden Brüder fliehen vor einer Geistererscheinung, der jüngste flieht nicht und erhält dadurch Kunde von dem tiefen Brunnen;) Woycicki S. 119 (drei Brüder lauren auf eine in Falkengestalt allnächtlich die Kirchenfenster einstoßende Hexe, die beiden ältesten schlafen ein, der jüngste bleibt wach, schießt den Falken und sieht, wie er in einen Abgrund fällt).

Wenn im sicil. M. der Königssohn seinen Brüdern nicht traut und statt seiner einen schweren Stein an den Strick bindet, so wird in mehreren der parallelen M. entweder ebenfalls ein Stein (Grimm Nr. 91, Sommer Nr. 6, Alsatia 1852, S. 81, Haltrich Nr. 17, Woycicki S. 121, Hoffmeister S. 37, auch schon in der 35. Erzählung des Konon), oder der Kopf des erlegten Riesen (Curtze Nr. 23), oder der schwere Stab des Helden (Grimm Nr. 166, Waldau S. 361

*) Alle diese sieben M. sind auch im weitern Verl auf Varianten eines und desselben M.

Haupt und Schmaler II, 119, Grundtvig I, 39) an den Strick befestigt oder in den Korb gelegt.

Der zweite Theil des sicil. M., der sich auf die Fata Morgana bezieht, kömmt mehrfach als selbständiges M. vor. Es ist das M. von den drei Königssöhnen, die von ihrem Vater ausgesendet werden, ihm ein gewisses Heil- oder Verjüngungsmittel zu holen. S. Grimm Nr. 97, Meier Nr. 5, Vernaleken Nr. 53, Wolf, Hm. S. 54, Pröhle, Km. Nr. 29, Töppen S. 154, Schleicher S. 26, Etlar S. 1, Hyltén-Cavallius Nr. 9, das ungarische M. aus Merényi's Sammlung bei C. Teza, I tre capelli d'oro del nonno Satutto, Bologna 1866, S. 21, und die nordische Sage von den drei Königssöhnen von England (Grimm III, 99).

Dem Schweiß der Fata Morgana entspricht in Nr. 26 der Schweiß der Zauberin Parcemina.

Die riesige immer auf- und zugehende Scheere findet sich auch in Nr. 14.

Wie die Schönheit der Fata Morgana durch sieben Schleier hindurchleuchtet, so auch in Nr. 13 die der Schönen mit den sieben Schleiern. S. die Anm.

## 65. Vom Conte Piro.

Vgl. Pentam. II, 4, Straparola XI, 1, Schneller Nr. 43, Perrault's Le chat botté, Haltrich Nr. 13, Glinski III, 149, Asbjörnsen Nr. 28, Hyltén-Cavallius Nr. 12, Salmelainen's finnische M. I, 47 und 57, Afanasjew's russische M. IV, 32, ein bulgarisches M. in Chudjakow's Materialien zum Studium der Volksliteratur, St. Petersburg 1863, S. 15, und Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 271. Während in den übrigen M. eine Katze die Hauptrolle spielt, ist es in dem sicil., den finnischen, dem russischen und dem in Sibirien aufgezeichneten M. ein Fuchs, in einer norwegischen und zwei schwedischen Versionen ein Hund.

Es wird vielen willkommen sein, wenn ich die finnischen und slawischen M. im Auszug mittheile.*)

Das eine finnische M. (aus dem russischen Karelien) erzählt, daß ein sterbender Vater seinem einzigen Sohn gesagt habe, er solle das, was er in drei von ihm im Wald gelegten Schlingen finde, lebendig mit nach Hause nehmen. Der Sohn findet in der dritten Schlinge einen Fuchs und nimmt ihn mit nach Hause. Als er dort in Sorgen auf der Ofenbank sitzt, fragt ihn der Fuchs mit menschlicher Stimme: „Jussi Juholainen, willst du heiraten?“ Der Jüngling ist dazu bereit,

*) Die Auszüge des finnischen, des russischen und des bulgarischen M. verdanke ich A. Schiefner's Freundschaft.

und der Fuchs begibt sich zum König und bittet um ein Viertelmaaß, weil sein Herr Jussi Juholainen Gold und Silber messen wolle. Er bringt dasselbe dann zurück, nachdem er Gold- und Silbersplitter in den Boden des Maaßes gesteckt hat. Der König gibt dem für reich gehaltenen Jussi seine Tochter und will sie nach der Hochzeit in die neue Heimat begleiten. Der Fuchs läuft voraus und trifft unterwegs erst zehn Holzhacker, dann zwanzig Pferdehirten und endlich dreißig Kuhhirten — alles Leute der Schlange (finnisch Mato) —, denen er befiehlt, sich Leute des Jussi Juholainen zu nennen, da der König komme, um die Schlange zu vernichten. In der Burg der Schlange angelangt, weiß der Fuchs auch die Schlange so in Furcht zu setzen, daß sie sich in ein Vorratshaus voll Flachs versteckt, welches der Fuchs in Brand steckt. Der König, der mit Tochter und Schwiegersohn nachkömmt, findet, daß letzterer weit reicher als er selbst ist. Der Fuchs nimmt von Jussi Abschied und kehrt in den Wald zurück.

Das zweite finnische M. (aus dem finnischen Karelien) erzählt: Ein Jüngling verläßt nach dem Tode seines Vaters mit einer Kuh, seiner einzigen Habe, seine Wohnung und verkauft die Kuh an einen unbekannten Mann. Dieser verwandelt sich in einen Fuchs, lockt funfzig Füchse zusammen und gibt ihnen die Kuh zum Frühstück preis. Dann führt er die Füchse zur Königsburg als Verlobungsgeschenk seines Herrn, ebenso dann funfzig Wölfe und funfzig Bären. Um dem Freier stattliche Kleidung zu schaffen meldet der Fuchs dem König, sein Herr sei unterwegs in den Fluß gefallen und habe sich nur mit Mühe gerettet, sein Gefolge u. s. w. sei ertrunken. Der König schickt Kleider, aber auf den Rath des Fuchses darf der Jüngling erst die dritte Sendung annehmen, nachdem er die beiden ersten als zu schlecht hat zurückweisen müssen. Nach der Hochzeit eilt auch hier der Fuchs dem neuen Paar und dem König voraus und trifft unterwegs erst einen Hirten des Bösen (Kehno) mit Schafen, dann einen mit Kühen, endlich einen mit Pferden. Alle diese müssen auf die Frage des Königs erwidern, sie seien Hirten seines Schwiegersohnes. Der Böse flüchtet mit Weib und Kindern aus seiner Wohnung in das Dreschhaus, welches verbrannt wird.

In dem russischen M. (aus dem Gouvernement Archangel) bei Afanasjew kömmt zu Buchtan Buchtanowitsch, der mitten im Feld einen Ofen auf Säulen hatte und darauf lag, ein Fuchs und fragt ihn: „Willst du, Buchtan Buchtanowitsch, so will ich dich mit der Königstochter verheiraten. Hast du nur etwas Geld?“ Buchtan hat nur ein Fünfkopekenstück, der Fuchs wechselt dies in kleines Geld um und borgt beim König ein Viertelmaaß, da Buchtan Geld messen wolle. Er bringt dann das Maaß zurück, nachdem er einiges kleine Geld in den Reif des Maaßes gesteckt hat, leiht hierauf ein Halbmaaß, in das er wieder Geld steckt, und endlich ein ganzes Maaß. Als er dies zurückbringt, wirbt er für seinen Herrn um

die Königstochter. Er soll seinen Herrn bringen. Auf dem Weg zum König stößt er ihn von einer Brücke in den Koth und läuft in's Schloß und verlangt für seinen Herrn Kleider. Bei Hofe schaut Buchtan immer auf sein prächtiges Kleid,*) der Fuchs sagt zum König, er thue es, weil er noch nie ein so schlechtes Kleid getragen, worauf ihm der König sein eignes Osterfestgewand gibt. Dann schaut Buchtan auf einen vergoldeten Stuhl, und der Fuchs sagt dem König, solche Stühle habe sein Herr nur in seiner Badstube. Nach der Hochzeit werden drei Schiffe beladen, und das junge Paar fährt zu Schiffe ab, der Fuchs läuft am Ufer hin. Als Buchtan seinen Ofen erblickt, ruft er freudig: „Füchslein, sieh, mein Ofen!" Der Fuchs ruft: „Schweig, Buchtan, es ist eine Schenke." Auf dem Wege steht ein großes Haus aus Stein, darinnen wohnen Zmjei Zmjejewitsch (Schlange Schlangensohn), Woron Woronowitsch (Rabe Rabensohn) und Kokot Kokotowitsch (Hahn Hahnensohn). Der Fuchs geht zu ihnen und ruft: „Der König kömmt mit Feuer, die Königin mit dem Blitz, man wird euch sengen und brennen." Die Thiere bitten ihn, sie zu verstecken, er steckt den Hahn in ein Faß, den Raben in einen Mörser, die Schlange wickelt er in Stroh, und so werden die drei in's Wasser geworfen. Buchtan wird Besitzer des Schlosses und des Reiches.

In dem russischen M. bei Chudjakow erbittet der Fuchs vom König erst ein Maaß um Kupfergeld zu messen, dann für Silber, endlich für Gold. Stephan, der Schützling des Fuchses, muß sein letztes Pferd in den Sumpf versenken, sich selbst ganz beschmieren und so zur Hochzeit kommen. Die Königstochter selbst meldet dem Vater, daß alle zehn Kutschen und Pferde Stephan's des Reichen im Sumpfe versunken und er nur gerettet sei. Nach der Hochzeit trifft der vorauseilende Fuchs erst eine Kuhheerde, dann eine Schafheerde, endlich eine Pferdeheerde des Herrn Tsygarin. Der Fuchs droht den Hirten: „Es kömmt der König Donner und die Königin Blitz, der König wird euch mit dem Donner treffen, die Königin mit dem Blitz versengen." Um sich zu retten, müssen die Hirten sagen, die Heerden gehörten Stephan dem Reichen. In der Wohnung des Herrn Tsygarin meldet der Fuchs das Nahen des Königs und der Königin. Tsygarin und sein Weib lassen sich von ihm in einen hohlen Baum verstecken und werden verbrannt.

Dem ersten finnischen und den russischen M. steht das von Radloff in Sibirien aufgezeichnete M. sehr nahe. Dem Leihen des Maaßes zum Geldmessen im finnischen und in den russischen M. entspricht im sibirischen das Leihen der Schnellwage zum Goldwägen.**)

*) Aehnlich bei Haltrich S. 65.

**) Afanasjew gibt zwei russische Varianten seines M. In der einen borgt eine Witwe für ihren Sohn Wanjka Goloi (Hänschen Kahl) das Maaß und erwirbt ihm dadurch die Tochter eines Reichen.

In dem bulgarischen M. kömmt der Fuchs zu einem sehr einfältigen Müller und fragt ihn, ob er König werden wolle. Der Müller sagt ja, und der Fuchs bedingt sich als Lohn täglich ein warmes Weizenbrot, ein gebackenes Huhn und einen Krug Wein aus. Der Fuchs wirbt nun für seinen Herrn, den er Kotan Bei nennt, um die Königstochter, und verschafft ihm königliche Kleider, so daß er bei Hofe erscheinen kann. Auch hier — wie im russischen M. — blickt er immer nur auf seine Kleider. Vor der Hochzeit läuft der Fuchs in eine öde Gegend in das Schloß der Hundsköpfe*), die sich, als er ihnen sagt, daß ihnen Verderben nahe, in's Heu verkriechen und dort verbrannt werden. Nach der Hochzeit zieht der Müller mit der Königstochter in das Schloß der Hundsköpfe. Der Fuchs verlangt nun die ausgemachte tägliche Ration und außerdem noch eine neun Spannen lange Matratze. Nach einiger Zeit stellte er sich todt, und als der König sah, daß er todt sei, sagte er: „Ist er todt, so packt ihn an einem Fuß und werft ihn hinaus!" Da springt der Fuchs auf und wirft dem König seine Undankbarkeit vor, versöhnt sich aber wieder mit ihm.

Im polnischen M. bringt die Katze im Namen ihres Herren, eines armen Müllerssohnes, dessen einziges Erbtheil sie ist, erst eine Menge Hasen, dann eine Menge Wölfe, endlich eine Menge Bären, die sie durch List lebendig gefangen hat, dem König als Geschenk vom Fürsten Nacktferse.**) Der König will ihren Herrn mit der Prinzessin besuchen. Der Müllerssohn muß sich auf den Rath der Katze nackt in den Fluß setzen, und als der König vorbei fährt, ruft die Katze um Hilfe, da ihr Herr geplündert und in's Wasser geworfen sei. Der König läßt ihn aus dem Fluß ziehen und mit einem Anzug versehen und nimmt ihn zu sich in seinen Wagen. Die Katze läuft nun voraus und bringt durch Drohungen die Feldarbeiter dahin, daß sie dem König sagen, die Wiesen und Felder gehörten dem Fürsten Nacktferse. Endlich läuft die Katze in das Schloß eines Zauberers, den sie zerreißt, nachdem er sich — wie bei Perrault, Haltrich und Asbjörnsen Var. 4 — auf ihren Wunsch in eine Maus verwandelt hat.

Der das ganze Jahr Früchte tragende Birnbaum des sicil. M. kömmt in keiner der Parallelen vor. Das Sichtodtstellen des Fuchses oder der Katze kömmt im sicil., im neapolitanischen, im welschtiroler und im bulgarischen M. vor.

in der andern leiht der Sohn eines Armen selbst nach dessen Tode das Maaß und mißt darin Nachts im Keller Scherben zerbrochener Töpfe, wobei er belauscht wird; am Morgen gibt er das Maaß mit einigem Geld in den Ritzen zurück und erwirbt so eine reiche Kaufmannstochter. In Bezug auf das Leihen eines Maaßes oder einer Wage zum Geldmessen oder Wägen vgl. die Anm. zu Nr. 79.

*) Hundsköpfe kommen in einigen neugriechischen M. vor. S. das Sachverzeichniß zu Hahn's neugr. M.

**) Im polnischen »Książe na Gołoszyszkach Gołopiętski.« Gołoszyszkach weiß ich nicht zu übersetzen.

## 66. Von dem Hahne, der Pabst werden wollte.

Eine sehr eigenthümliche Version des M. von den Hausthieren im Räuberhause (Waldhaus der wilden Thiere, Hünenhaus). S. Rollenhagen bei Grimm III, 48, Grimm Nr. 27, Meier Nr. 3, Kuhn, Westf. S. II, 229, Vernaleken Nr. 12, Haltrich, Zur deutschen Thiersage S. 22, IV, und 69, XLI, Peter II, 205, Waldau S. 208, Grundtvig I, 224, Campbell Nr. 11.

Ein weiterhin anders verlaufendes M. bei Grundtvig I, 223 fängt ganz so an wie das sicilianische „Es war einmal ein Hahn und eine Henne. Da sagte der Hahn: Ich will nach Rom und Pabst werden, und du sollst Päbstin werden."

## 67. Von Paperarello.

Mit dem ersten Theil — Paperarello's Tod durch den Menschenfresser und Wiederbelebung durch die Feen — vgl. Nr. 26 und Hahn Nr. 65, Var. 1 und 2.

In Bezug darauf, daß Paperarello unerkannt dreimal siegt und vom König zum Lohn den einen kleinen Finger, ein Ohr und die Nase verlangt und erhält und sich dadurch nachher als Sieger ausweist, s. die Anm. zu Nr. 61.

## 68. Vom goldnen Löwen.

Vgl. Hahn Nr. 13 und Schönwerth II, 222. Im griech. M. läßt sich der Held in das Fell eines Lammes mit goldnem Vließ nähen und wird so zur versteckten Prinzessin gebracht; Nachts kriecht er heraus und gewinnt die Liebe der Prinzessin, die ihm ein Zeichen angibt, woran er sie erkennt, als sie der König sammt ihren Mägden in Enten verwandelt hat und der Jüngling errathen muß, welches die Prinzessin sei. Im oberpfälzischen M. fehlt die erste Aufgabe, die Königstochter zu finden. Hier kömmt ein Fischerssohn, der von dankbaren Thieren die Gewalt, sich in ihre Gestalt zu verwandeln, erhalten hat, in eine Stadt, deren König drei ganz gleiche Töchter hat. Wer die mittelste erräth, erhält sie zur Gemahlin und wird Nachfolger des Königs. Der Fischerssohn verwandelt sich in einen Falken, fliegt in den Garten der Königstöchter und läßt sich von der mittelsten fangen. Nachts nimmt der Jüngling im Schlafgemach der Prinzessin seine wahre Gestalt an und gewinnt die Liebe der Prinzessin, die ihm ein Zeichen angibt, woran er sie am folgenden Tag aus ihren Schwestern erkennt.

Wie sich in unserem sicil. M. der Jüngling in einen goldenen Löwen steckt und verkaufen läßt, so in Nr. 10 der Räuber in einen silbernen Adler und in

Nr. 23 Ohimè in einen silbernen St. Nikolaus. Aehnliches kömmt auch sonst noch in Märchen und Novellen vor.

## 69. Löwe, Pferd und Fuchs.

Die bekannte, gewöhnlich von Schlange, Mann und Fuchs erzählte Fabel, über die man Benfey, Pantschat. I, 113 ff. und H. Kurz zu B. Waldis IV, 99 nachsehe, deren Nachweisen noch folgende hinzuzufügen sind: Pröhle, M. f. d. J. Nr. 2 (Schlange und Mann; Schiedsrichter: Hund, Pferd, Fuchs), Birlinger, Nimm mich mit! S. 56 (Ungethüm und Mann; Hund, Pferd, Fuchs), Berg og Gædecken, Nordiske Sagn, Kopenhagen 1868, S. 175 (Lindwurm und Mann; Kuh, Pferd, Fuchs); Grundtvig II, 124 (Schlange und Mann; Karrenpferd, Dragonerpferd, Mann); Hahn Nr. 87 (Schlange und Mann; Pferd, Maulesel, Fuchs); Bleek, Reynard the Fox in South-Africa, S. 11 und 13 (Schlange und weißer Mann; Hase, Hyäne, Schakal); Helvicus, Jüdische Historien II, 115 (aus dem Maasebuch Cap. 144) = Tendlau, Fellmeier's Abende Nr. X<sup>b</sup> (Schlange und Mann; Ochs, Esel, David, Salomon); Cénac-Moncaut S. 213 = Bladé S. 9 (Löwe oder Wolf und Mann; Hund, Pferd, Fuchs); Nihal Chand's La doctrine de l'amour, ou Taj-ulmuluk et Bakawali, roman traduit de l'Hindoustani par Mr. Garcin de Tassy, Paris 1858, S. 17*) (Löwe und Brahmane; Baum und Schakal); Frere, Old Deccan Days Nr. 14 (Tiger und Brahmane; Banyane, Kameel, Ochse, Adler, Alligator, Schakal).

## 70. Von dem listigen Schuster.
## 71. Von Sciauranciovi.

Vgl. die von mir im Orient und Occident II, 486 ff. zusammengestellten M., ganz besonders aber das von mir a. a. O. III, 350 ff. näher besprochene italienische Volksbuch vom Bauer Campriano**). Den a. a. O. zusammengestellten M. sind noch hinzuzufügen Hahn Nr. 42, Strackerjan II, 286, Arnason II, 500 = Powell II, 581.

*) Nach F. Liebrecht's Citat in der Germania VII, 108.

**) Bibliographische Nachweise über die Historia di Campriano s. bei Passano, I Novellieri italiani in versi pg. 53.

## 72. Don Giovanni di la Fortuna.

Vgl. Knust Nr. 8, Schneller Nr. 33, Grimm Nr. 101, Lütolf S. 195, Strackerjan II, 323, Müllenhoff S. 577, Nr. 592. In allen diesen M. sind es zwei Schwestern, die sich aus Aerger darüber tödten, daß sie den Freier, den die dritte jüngste Schwester genommen hat, verschmäht haben. Aber im sicil. M. tödten sich minder angemessen die Mutter und die eine Tochter, die den Freier abgewiesen. Auch daß der Teufel im voraus weiß, daß er für eine Seele zwei bekommen werde, ist eine Eigenheit des sicil. M.

## 73. Von dem Könige, der eine schöne Frau wollte.

Vgl. Pentamerone I, 10. Auch Schneller Nr. 29 gehört hierher, wo aber an die Stelle der Alten, in die sich der König verliebt, ohne sie gesehen zu haben, ein Frosch getreten ist, der dann von den Feen in ein schönes Mädchen verwandelt wird.

## 74. Von Einem, der mit Hilfe des h. Joseph die Königstochter gewann.

Vgl. Wolf Nr. 25, Meier Nr. 31, Schambach Nr. 18, Müllenhoff S. 457. In allen diesen M. soll eine Königstochter denjenigen heiraten, der ein zu Land und zu Wasser oder — im niedersächsischen M. – ein ohne Wind und Wasser fahrendes Schiff bringt. In Wolf's M. versuchen drei Brüder das Schiff zu bauen, aber nur der jüngste bekömmt es fertig, weil er gegen eine alte Frau freundlich ist. Im schwäbischen M. baut ein alter Mann dem jüngsten von drei Brüdern, der sein Frühstück mit ihm getheilt hat, das Schiff. Im dithmarsischen M. gibt ein alter Mann dem jüngsten von vier Brüdern für einen Pfannkuchen das Schiff. Im niedersächsischen M. baut ein altes Männchen einem Hirtenjungen das Schiff. Die wunderbaren Gesellen, die der Jüngling, dem Rath des Alten, bezüglich der Alten, folgend, unterwegs aufnimmt, sind bei Wolf: ein Esser, ein Trinker, ein Läufer, ein Bläser und einer, dessen Büchse zweitausend Stunden weit knallt; bei Meier: ein Läufer, ein Horcher, ein Schütze und einer, der einen Zapfen hinten hat; bei Schambach: ein Esser, ein Trinker, ein Läufer. Bei Müllenhoff fehlt die nähere Bezeichnung der Gesellen.

Wie im sicil. M. der Läufer in einer Stunde einen Brief an den Grafen der Unterwelt und die Antwort zurück bringen muß, so muß er bei Wolf ebenfalls einen Brief besorgen, bei Schambach den Taufschein, bei Meier von einem fernen Brunnen Wasser holen. In allen M. schläft der Läufer unterwegs ein, wird

aber durch einen Schuß des Schützen erweckt (nachdem bei Meier der Horcher ihn hat schnarchen hören).

In einem mährisch-walachischen M. bei Wenzig S. 59 ist ein von selbst fahrender Wagen an die Stelle des Schiffes getreten, doch soll die Prinzessin nicht den heiraten, der einen solchen Wagen hat, sondern den, der sie zum Lachen bringt. Letzteres geschieht in ähnlicher Weise wie bei Grimm Nr. 64 u. a. Die wunderbaren Gesellen sind ein Esser, ein Läufer und einer mit zwei goldnen Kugeln. Auch hier muß der Läufer von einer fernen Quelle Wasser holen, schläft bei der Quelle ein und der Werfer muß ihn durch Werfen erwecken.

Auch Knust Nr. 10 gehört hierher, ist aber entstellt.

Das Einschlafen des Läufers und das Erwecken desselben durch den Schützen kömmt auch vor bei Meier Nr. 8, Grimm Nr. 71, Ey S. 116 (entstellt) und in »Belle-belle ou le Chevalier fortuné« der Gräfin d'Aulnoy*). Bei Grimm Nr. 71, Meier Nr. 8 und Ey S. 115 kömmt auch ein Baumausreißer vor, wie im sicil. M.; bei Meier schleppt er mit seinem Sack auch noch das Schloßthor nebst acht Säulen fort, ähnlich wie im sicil. M.

Ueber das zu Land und zu Wasser fahrende Schiff s. man auch noch meine Anm. zu Campbell Nr. 16 und füge noch hinzu Grundtvig II, 28 und Vernaleken Nr. 39.

Die — im sicil. M. vom h. Joseph — gemachte Bedingung, alles Erworbene zu theilen, und die deshalb nachher verlangte Theilung der Königstochter kömmt in mehreren Fassungen der viel verbreiteten Geschichte von dem für seine Beerdigung dankbaren Todten vor.

In dem englischen Gedicht »Sir Amadas« (Weber, Metrical Romances III, 271) verlangt der Geist die Theilung der Frau des Sir Amadas, und dieser ist dazu bereit und erhebt sein Schwert, um sie in zwei Theile zu zerhauen. In dem italienischen Volksgedicht »Istoria bellissima di Stellante-Costantina« **) ist Bellafronte ebenfalls bereit, seine Gemahlin zu zertheilen, und zückt den Säbel. Ebenso erklärt sich bei Campbell Nr. 32 Jain bereit, sein Versprechen zu halten und Reich und Weib und Kinder zu theilen. Aber bei Straparola XI, 2 will Bertuccio seine Frau nicht zerschneiden, sondern sie lieber dem Geist ganz abtreten. Ebenso bei Haltrich Nr. 9***).

---

*) Dies französische M. liegt dem deutschen Volksbuch „Historie des pommerschen Fräuleins Kunigunde" zum Grunde. S. Grimm III, 121 und Benfey im Ausland 1858, S. 1069.

**) Von diesem Gedicht ist bis jetzt kein älterer Druck als von 1801 (Venezia, Cordella) bekannt. S. A. D'Ancona's Ausgabe der Novella di Messer Dianese e di Messer Gigliotto, Pisa 1868, pg. 6.

***) Nicht als Halbierung, sondern als gemeinsames Besitzen ist die Theilung der Frau gefaßt in

Statt der Halbierung der Frau wird in einigen Fassungen der Geschichte vom dankbaren Todten die Halbierung des inzwischen geborenen Kindes verlangt. In dem Roman von Olivier de Castille und Artus d'Algarbe (Mélanges tirés d'une grande Bibliotheque, E, 101) ist Olivier bereit, sein Töchterchen zu theilen, und zieht sein Schwert. In der Novelle der Madame de Gomez von Jean de Calais (s. Pfeiffer's Germania III, 205) reicht Jean dem Geist sein Söhnchen dar, und der Geist zückt das Schwert. In dem M. in Wolf's Zeitschr. III, 50 deutet der Geist nur an, daß er die Hälfte des Söhnchens verlangen könne, beruhigt aber sogleich den erschrockenen Vater. In einem andern M. in Wolf's Zeitschr. II, 377 will der König das Kind dem Geist lieber ganz geben.

In allen diesen Fassungen der Geschichte vom dankbaren Todten wird die Theilung der Frau oder des Kindes — also die Opferung des Theuersten — vom Geiste des Todten nur verlangt, um die Frau seines Schützlings zu prüfen, in einem armenischen und in einem russischen M. hat aber die Theilung der Frau noch einen andern, mit dem besondern Verlauf dieser M. in Zusammenhang stehenden Grund. In dem armenischen M. (Haxthausen, Transkaukasia I, 333, daher auch bei Benfey, Pantschat I, 219 und in Pfeiffer's Germania III, 202) soll die Frau vom Geist mitten durch gespalten werden und wird deshalb den Kopf nach unten aufgehängt; da gleitet eine Schlange aus ihrem Munde; die Theilung unterbleibt. In dem russischen M. (Orient und Occident III, 96) wird die Frau von dem Geiste wirklich zersägt, und es kommen kleine Drachen aus ihrem Leib; dann wird sie wieder zusammengesetzt und neu belebt.*)

Endlich ist noch ein neugriechisches M. (Hahn Nr. 53) zu erwähnen. Hier beschützt ein Heiliger einen Jüngling, den sein Vater einst verkauft hatte, damit er die dem Heiligen zu Ehren brennende Lampe unterhalten konnte. Als der Jüngling mit Hilfe des Heiligen in den Besitz seiner Geliebten gelangt ist, verlangt der Heilige die Theilung der Jungfrau, und der Jüngling ist dazu bereit und zückt sein Messer.

---

dem mittelhochdeutschen Gedicht in von der Hagen's Gesammtabenteuer Nr. 6. Hier kömmt der Geist in der zweiten Nacht nach der Hochzeit in das Schlafgemach des Grafen, als dieser sich eben mit seiner Gemahlin niederlegen will, und verlangt die Stelle des Grafen einzunehmen. — In der Novelle von Messer Dianese und Messer Gigliotto theilt der Geist den Gewinn in zwei Theile, ein Theil soll Dianese's Gemahlin sein, der andere ihr Gefolge u. s. w. Messer Dianese nimmt seine Gemahlin. Ebenso verlangt im Roman vom Herzog Herpin und seinem Sohn Löw der Geist entweder die Königstochter oder das Königreich; Löw ist bereit, letzteres ihm zu überlassen. (Buch der Liebe, Frankfurt 1587, S. 365c, Simrock's Deutsche Volksbücher XI, 311). In dem Gedicht »Richard le Bel« ist der Geist nicht der fordernde, vielmehr bietet ihm Richard selbst die Wahl zwischen der Königstochter oder ihrem Erbe an (Le Bibliophile belge 1867, pg. 414).

*) Vgl. auch die eigenthümliche sibirische Gestaltung des russischen M. in Radloff's Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens I, 329, Nr. 4.

## 76. Die Geschichte von Giuseppinu.

In Bezug auf den Verkauf der Katzen in dem katzenlosen, von Mäusen geplagten Lande vgl. Grimm Nr. 70, die in der Anm. dazu angeführte Stelle aus Albert von Stade, Asbjörnsen Nr. 59, Wuk Nr. 7, Nicolas de Troyes, Le grand parangon des nouvelles nouvelles, publié par E. Mabille, Paris 1869, Nouv. 10, Waldau S. 176 und die Sage von Richard Whittington, dem Lordmayor von London. Ueber Whittington s. S. Lysons, The model merchant of the middle ages, exemplified in the story of Whittington and his cat, London 1860, besonders S. 29 f.

## 79. Die Geschichte von den zwölf Räubern.

(S. auch die Variante auf S. 197.)

Vgl. die Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern in 1001 Nacht, Simrock Nr. 62, Pröhle M. Nr. 30, Grimm Nr. 142 (s. auch III, 345, Nr. 6) und Otmar's Volkssagen S. 225. Eigenthümlich ist den sicilian. M., daß sich einer der Räuber im Berg versteckt, um dem Eindringling aufzupassen, und so den zweiten in den Berg gekommenen Bruder oder Gevatter tödtet. In 1001 Nacht, bei Simrock, Pröhle und Grimm vergißt der Zweite im Berg den Namen des Berges, kann daher die Oeffnung des Berges nicht wieder bewirken und muß so im Berg bleiben, wo er von den rückkehrenden Räubern gefunden und erschlagen wird. Bei Otmar, der das M. lokalisirt (Dumburg im Harz) und bei dem keine Räuber vorkommen, sondern Geister, welche Schätze hüten, vergißt der habsüchtige Nachbar im Berg die Formel „Thürlein öffne dich!" und besinnt sich nur auf die andre „Thürlein schließe dich!" A. Kuhn bemerkt im Literarischen Centralblatt 1856, S. 839: „Die Lokalisirung in der Dumburg rührt wol nur von Otmar her, denn ein Knabe aus Heteborn, 1/2 Stunde von der Dumburg, erzählte mir das M. nicht von dieser, sondern, wie in vielen andern Gegenden, vom Sesamberg." Also ohne Zweifel auch mit dem Vergessen des Namens und wol auch mit den Räubern.*)

Der in 1001 Nacht und bei Simrock, Pröhle, Grimm und Otmar — wie in andern M.**) — vorkommende Zug von dem Entleihen eines Maaßes zum Geld-

*) Simrock Nr. 62 stimmt sehr genau mit 1001 Nacht überein, und zwar auch mit dem weitern Verlauf des ganzen arabischen M. Natürlich ist alles möglichst des morgenländischen Costüms entkleidet. So ist besonders auch der Schluß umgestaltet. Aus Sesam ist Kleesam geworden, aus der klugen Morgiane eine Marianne.

**) So in mehreren der von mir zu Campbell Nr. 39 zusammengestellten M. Absichtliches Stecken-

messen, in welchem Geldstücke stecken oder kleben bleiben, fehlt in unserm sicil. M. und in der Variante auf S. 197, kömmt aber in einer zweiten, S. 200 erwähnten Variante vor.

## 80. Die Geschichte vom Cacciaturino.

In Bezug auf das Wiedereinsetzen der vor langer Zeit ausgestochenen Augen s. die Anm. zu Nr. 34.

Wie am Schluß das M. keiner das Zimmer verlassen darf während Cacciaturino's Erzählung, so bei Hahn Nr. 70 während der Erzählung des jüngsten Bruders.

## 81. Die Geschichte von den drei guten Rathschlägen.

Vgl. Zingerle, Lusernisches Wörterbuch S. 67 *), F. Mistral's provenzalisches Gedicht »Li tres counseu. Conte de ma rèire grand **)«, gedruckt in »Li Prouvençalo. Poésies diverses, recueillies par J. Roumanille«, Avignon 1852, S. 153, A. Trueba, Cuentos populares, Leipzig 1866, S. 67, vgl. auch S. 311, Milá S. 188, Gasparis Ens Pausilypus sive tristium cogitationum et molestiarum spongia, Coloniæ 1631, S. 121***), ein cornwallisisches M. in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum I, 417 (im Auszug auch bei Grimm III, 311) und Lütolf S. 85.

In dem lusernischen M. lauten die drei Lehren:

Wenn du auf deiner Reise zu zwei Wegen kommst, einem alten und einem neuen, so folge immer dem alten.

Frage nie in fremden Häusern, warum dieses oder jenes da sei, oder was dies oder jenes zu bedeuten habe.

Thue nie etwas in der Aufwallung des Zornes.

Im provenzalischen M.:

Wähle immer den graden Weg.

---

lassen von Geld in dem nur zum Schein geliehenen Maaß oder in der Wage haben wir in den oben zu Nr. 65 besprochenen finnischen, russischen und tatarischen M. gefunden.

*) Das lusernische M. ist an ein andres angeschlossen, das ich oben zu Nr. 47 erwähnt habe.

**) d. h. Urgroßmutter.

***) Ens hat wahrscheinlich einer italienischen Novelle nacherzählt. Der Held heißt bei ihm Hugelinus aus Volaterra; und am Schluß citirt er ein italienisches Sprichwort:

Questi consigli son prezzati
Chi son chiesti e ben pagati.

Frage nicht nach dem, was dich nichts angeht.

Wenn du etwas unternehmen willst, bedenke es neun Mal.

In dem spanischen M.:

Si hallas un atajo, dá al camino un tajo.

En lo que no te importa, la lengua muy corta.

Antes de hacer nada, consulta con la almohada.

In dem catalanischen M.:

No dejes la carretera para seguir el atajo.

Lo que no arda para tí, deja que arda.

Lo que quieras hacer hoy, déjalo para mañana.

In der Erzählung im Pausilypus sind es vier Lehren:

Durchschreite nie einen Fluß zuerst.

Kehre nicht da ein, wo dich der Wirt sehr dringend und angelegentlich zur Einkehr einladet.

Traue keinem, den die Natur oder ein Zufall gezeichnet (d. i. auffallend entstellt) hat.

Verschiebe den am Abend im Zorn gefaßten Entschluß bis zum nächsten Morgen.

In dem cornischen M.:

Sieh dich vor, daß du nicht einen alten Weg für einen neuen verlassest.

Kehre nicht ein, wo der Wirt alt und die Frau jung ist.

Laß dich zweimal schlagen, ehe du einmal zuschlägst.

Bei Lütolf:

Laß dich nicht gleich leer abspeisen, wenn du etwas willst.

Besinne dich zweimal, ehe du was thust.

Die Befolgung der letzten Lehre (nichts im ersten Zorn zu thun, oder überhaupt nicht übereilt zu handeln) bewahrt in allen M. den Helden davor, zum Mörder seiner Frau und seines Sohnes zu werden*). In allen M. — mit Ausnahme des cornischen — glaubt der Held, seine Frau sei ihm untreu geworden und liebe einen jungen Geistlichen; dieser Geistliche ist aber sein eigner Sohn. Im cornischen M., wo Hans schon nach drei Jahren zu seiner Frau zurückkehrt, hört er, daß jemand bei ihr im Bett liegt; es ist sein kleines Söhnchen.

Auf welche Weise die Richtigkeit der übrigen Lehren schon vorher erprobt ist, mag man selbst nachsehen. Auch will ich hier nicht auf das sonstige Vorkommen einzelner Lehren eingehen.

*) Auf dieser Lehre beruht die eigentliche Spitze des M. Es ist daher eine arge Entstellung, wenn in einem cornischen M. bei Hunt II, 115, diese Lehre gar nicht vorkömmt, sondern nur die „Nie einen alten Weg für einen neuen zu verlassen."

In allen M. — mit Ausnahme des provenzalischen und des im Pausilypus — erhält der Held von seinem Herren außer den Lehren noch ein Brot oder einen Kuchen, den er nicht eher anschneiden soll, als bis er zu Hause sei oder eine große Freude habe, und worin er dann seinen klingenden Lohn findet *). Ebenso erhält Ruodlieb in dem bekannten, leider nur fragmentarisch erhaltenen lateinischen Gedichte vom König außer zwölf Weisheitslehren, die er einer Belohnung in Geld vorgezogen hat, noch zwei Brote, deren eines er erst zu Hause bei seiner Mutter, das andre erst, wenn er neben seiner Baut sitze, anschneiden soll und worin Geldstücke, kostbare Ringe, Spangen u. s. w. stecken.

Schlecht überliefert ist zum Theil das M. bei Haltrich (Nr. 47). Hier dient ein Mann in der Fremde zwanzig Jahre als Ziegenhirt. Als er endlich nach Hause zu seiner Frau zurückkehren will, läßt sein Herr ihm zu Ehren einen Bock schlachten, füllt dessen Fell mit Gold- und Silberstücken an und schenkt es ihm, zugleich gibt er ihm den Rath: „Wenn du heimgekommen, so laß dreimal deinen Zorn abkühlen, ehe du etwas thust." Auch hier rettet die Befolgung dieser Lehre ihn vor der Ermordung seiner Frau und seines Sohnes. Offenbar mußte auch in diesem M. ursprünglich der Hirt die Lehre mit seinem baaren Lohn erkaufen, und sein Herr steckte heimlich das Geld in einen geschlachteten Bock, den er dem Hirten mit der Weisung schenkte, ihn erst zu Hause zu verzehren.

Endlich gehört hierher noch eine Erzählung in dem „Grafen Lucanor" des Infanten Don Juan Manuel (Nr. 46 [36]). Hier erhält ein Kaufmann von einem großen Meister, der mit weisen Lehren handelt, für eine Dublone die Lehre „Wenn Ihr im Zorn seid und darin rasch etwas vornehmen wollt, so brecht nicht eher los, als bis Ihr vorher alles genau erforscht habt." Auch der Kaufmann wird, als er nach zwanzigjähriger Abwesenheit heimkehrt, durch Befolgung der Lehre davor bewahrt, daß er seine Frau und seinen Sohn, den er zuerst für ihren Liebhaber hält, tödtet.

## 83. Die Geschichte von Carusebdu.

Das M. besteht aus zwei Theilen.

### I. Carusebdu und der Menschenfresser.

Man vgl. zunächst Hahn Nr. 3, wo der Schöne erst das Flügelpferd des Drakos, dann seine Bettdecke mit den Schellchen, endlich den Drakos selbst stehlen

*) Auch in dem erwähnten entstellten M. bei Hunt erhält Tom einen Kuchen, worin sein baarer Lohn steckt. Als er ihn zu Hause seiner Frau gibt und ihr sagt, daß er weiter nichts als jene Lehre mitbringe, wirft die Frau aus Aerger den Kuchen nach ihrem Mann, der weicht aus, der Kuchen fliegt an eine Tischkante und zerbricht, und eine Menge Goldstücke fallen heraus.

muß.“ Hahn theilt in den Anmerkungen noch mehrere griechische Varianten mit. In der Variante 2 muß Zenjos auf Anstiften seiner Brüder die Bettdecke der Lamia, ihr Pferd und sie selbst stehlen. Fast ganz so Var. 3. Hier verwandelt sich Zozos in eine Erbse und steckt sich in den Mist des Pferdes, wie Caruseddu sich winzig klein macht und unter dem Stroh versteckt. In der 4. Variante muß Kostanti auf Anstiften seiner Brüder das Pferd des Drakos, seine Diamantdecke und ihn selbst stehlen. Letzteres vollbringt er ganz wie im sicilian. M. (Sarg für den todten Kostanti.) In einem venezianischen M. (Wolf-Widter Nr. 9) muß der Knecht Tredesin auf Anstiften einer neidischen Magd die Decke des Bären, dessen Pferd, dessen redenden Vogel und endlich den Bären selbst stehlen; auch hier die List mit dem Sarg für den verstorbenen Tredesin. In Nr. 30 unsrer sicilianischen M. muß Ciccu auf Anstiften seiner Brüder den Säbel des Menschenfressers und dann ihn selbst stehlen, und zwar spielt bei Ausführung der ersteren Aufgabe ein Sack voll Läuse eine ähnliche Rolle, wie bei Hahn Nr. 3, Var. 4 drei Schilfrohrstücke voll Ungeziefer (Läuse, Flöhe, Wanzen); bei Lösung der andern Aufgabe spielt wiederum die List mit dem Sarge. Im Pentamerone III, 7 muß Corvetto auf Anstiften neidischer Höflinge das Roß des Uorco, dessen Zimmertapete und Bettdecke stehlen und endlich den Besitz des Palastes desselben dem König verschaffen. Endlich gehören auch hierher, stehen aber dem sicilian. M. doch ferner, Campbell Nr. 17 und Kreutzwald Nr. 8, und wahrscheinlich auch Salmelainen IV, 126 (s. Anm. zu Kreutzwald Nr. 8).

Wie im sicilian. M. der Menschenfresser fragt „Oh, Caruseddu, du Bösewicht! wirst du denn auch wiederkommen?“ und Caruseddu antwortet „Ja wohl!, so fragt im gaelischen M. der Riese die Maol »When wilt thou come again?«, und sie antwortet »I will come when my business brings me«, und im ehstnischen fragt der Alte „Nikodemus, Söhnchen, willst du zurückkommen?“ und Schlaukopf antwortet: „Ja, Papachen!“

Wie im Eingang des sicilian. M. Caruseddu die Kopftücher der Töchter des Menschenfressers und seine und seiner Brüder Zipfelmützen vertauscht, so daß der Menschenfresser statt der drei Brüder seine eignen Töchter frißt, so legt in der 1. griechischen Variante Skandalos die Goldäpfel von den Köpfen der Töchter der Drakäna auf seinen und seiner Brüder Köpfe, und in der 2. Variante verwechselt Zozos die Decken der Drakäna und die seine und seiner Brüder. Im gaelischen M. vertauscht Maol die Halsbänder der Riesentöchter mit dem ihrigen und denen ihrer Schwestern. Zu demselben Zwecke setzt in dem M. »l'oranger et l'abeille« der Gräfin d'Aulnoy Aimée ihrem Geliebten zweimal die Krone von Kindern des Menschenfressers auf, und in Perrault's Däumling und bei Zingerle II, 237 setzt Däumling seine und seiner Brüder Mützen den Töchtern des Menschenfressers,

sich und seinen Brüdern aber die Kronen jener auf. Vgl. auch Milá S. 183 = Wolf S. 45.

## II. Carusebdu und die Tochter von der Königin mit den sieben Schleiern.

Mit dem, was hier von Carusebdu und der Tochter der Königin mit den sieben Schleiern erzählt wird, stimmt fast durchaus überein, was in Nr. 30 von Ciccu und der Schönsten der ganzen Welt erzählt wird. Man vgl. Straparola III, 2. Hier verlangt der Sultan von Kairo auf Anstiften neidischer Höflinge, daß Livoretto die Prinzessin Belisandra von Damaskus in seine Gewalt bringe. Livoretto entführt die Prinzessin mit Hilfe seines Zauberpferdes in ganz ähnlicher Weise wie Ciccu und Carusebdu. In Kairo wieder angelangt muß er den von der Prinzessin in's Wasser geworfenen Ring und dann das Wasser des Lebens herbeischaffen. Beides vollführt er mit Hilfe eines dankbaren Fisches und eines dankbaren Falken. Hierauf muß der Sultan auf Verlangen der Belisandra den Livoretto tödten, worauf sie ihn wieder belebt, und er ist schöner als je. Auch der alte Sultan will sich verjüngen, Belisandra tödtet ihn und heiratet Livoretto. Andre verwandte M., die jedoch dem sicilianischen ferner stehen, habe ich in meinem Aufsatz „Tristan und Isolde und das Märchen von der goldhaarigen Jungfrau und von den Wassern des Todes und des Lebens" in Pfeiffer's Germania XI, 389*), besonders S. 401, zusammengestellt. Ich füge diesen noch hinzu Hahn Nr. 63 und Schott Nr. 17. Das griechische M., worin der Held die Schöne der Welt herbeischaffen muß, deren Besitz den König verjüngen soll, ist sehr entstellt. Es kömmt darin, wie in den sicilian. M., aber an falscher Stelle, ein Ofen vor, in dessen Glut der Held steigt. Darein mußte eigentlich auch der König steigen und so umkommen. In dem walachischen M., das ebenfalls entstellt ist, muß sich der Held in siedender Milch baden, die sein Zauberpferd kühl bläst, während der König nach ihm in der Milch umkömmt.

## 84. Die Geschichte vom Lignu di scupa.

Vgl. das M. der Fräulein L'Héritier »Ricdin-Ricdon« (Cabinet des Fées XII, 31; Kletke, Märchensaal I, 183), Schneller Nr. 55 (Tarandandò), Grimm Nr. 55 (Rumpelstilzchen), Vilmar, Hessisches Idiotikon S. 295 (Perlebitz), Müllenhoff, Sage Nr. 417 (Gebhart) und Märchen Nr. 8 (Rumpetrumpen), Pröhle, M. Nr. 20 (Betehrin) und Unterharzische Sagen S. 210 (Pumperelle),

*) Dazu F. Liebrecht's Nachtrag in derselben Zeitschrift XII, 81 ff.

Kuhn, Westf. Sagen I, 298 (Zirkzirk), C. Weiß, Aus dem Volksleben, Nürnberg 1863, S. 14 (Popemannel), L. de Baecker, De la religion du nord de la France, Lille 1854, S. 284 (Myn haentje), Grundtwig II, 163 (Trillevip), Hunt I, 273 (Terrytop), Arnason I, 123 = Maurer S. 42 (Gilitrutt), Hyltén-Cavallius Nr. 10 (Titteli Ture), Töppen S. 138 (Titelituri), Chodzko S. 341 (Kinkach Martinko). Nach E. Taylor (in der Anmerkung zu seiner Uebersetzung des Grimm'schen M. Nr. 55) findet sich das M. auch in Irland (»Little does my Lady wot, That my name is Trit-a-Trot«).

In allen diesen M. hilft das Wesen, dessen Namen binnen einer bestimmten Frist errathen werden muß oder — wie im M. von Riedin-Riedon und bei Müllenhoff, Sage Nr. 417 — nicht vergessen werden darf, einem Mädchen oder einer Frau, sei es nun, daß diese in kurzer Zeit eine große Menge Flachs, oder gar daß sie aus Stroh oder Flachs Gold oder Seide spinnen soll. Vermag sie den Namen nicht zu sagen, so soll entweder sie selbst oder ihr Kind jenem Wesen gehören.

Es gibt noch zahlreiche andre Märchen und Sagen, in denen der Name eines dämonischen Wesens, welches unter dieser Bedingung irgend einen andern Dienst geleistet hat, binnen einer gewissen Frist errathen werden muß oder nicht vergessen werden darf.

## 85. Vom Crivòliu.

Eine eigenthümliche Umgestaltung der bekannten Legende von Gregorius auf dem Stein*). Der wesentliche Zug der Legende, daß der Sohn seine Mutter heiratet, fehlt in dem M. Crivòliu — offenbar eine Entstellung von Gregoriu — büßt nur für den Incest seiner Aeltern.

## 86. Von dem frommen Kinde.

Vgl. Grimm, Kinderlegenden Nr. 9, wo ein Knabe mit einem Bild des Jesuskindes, und Schneller Nr. 1, wo ein Knabe mit einem Crucifix sein Essen theilt.

## 88. Die Geschichte von Spadònia.

In einem Punkte stimmt die in diesem M. erzählte Fahrt in's Jenseits mit Märchen andrer Völker, in denen ebenfalls eine solche Fahrt erzählt wird, überein,

*) Man s. über diese Legende A. D'Ancona's Einleitung zu »La Leggenda di Vergogna e la Leggenda di Giuda,« Bologna 1869, und Frdr. Lippold, Ueber die Quelle des Gregorius Hartmann's von Aue, Leipzig 1869, S. 50 ff.

am meisten mit einem litauischen (Schleicher S. 71). Wie im sicilian. M. Peppe magere Ochsen auf trefflicher, grasreicher Weide und fette Ochsen auf einer Weide mit spärlichem und schlechtem Gras sieht, und wie ihm dann von Christus erklärt wird, die mageren Ochsen seien die Wucherer, die Gut und Blut der Armen aussaugen und doch niemals genug haben, und die fetten Ochsen seien die Armen, die auf Gott vertrauen und die bei dürftiger Nahrung durch Gottes Segen gedeihen, so sieht im litauischen M. der Fischer auf dem Weg zum Himmel schönes Vieh auf kahler, schwarzer und mageres auf schöner, grüner Weide, und Gott sagt ihm dann, die magern Rinder seien die Seelen unbarmherziger Reicher, die fetten die Seelen solcher Leute, die viel Gutes gethan und besonders den Armen viel Woltthaten erwiesen hätten. In einem dänischen M. (Grundtvig I, 7) trifft einer, der seinen todten Freund in's Jenseits begleitet, zwei magere Kühe bei schönstem Gras und zwei fette bei schlechtem Gras, und der Todte sagt ihm, die magern Kühe seien ein reiches, aber uneiniges Ehepaar, die fetten ein armes, aber einträchtiges Ehepaar gewesen. In einem isländischen M. (Arnason II, 35 = Powell II, 40, auch bei Maurer S. 199) sieht ein Pfarrer auf der Fahrt in's Jenseits auf einem schönen Grasplatz zwei ausgehungerte und mit einander streitende Schafe und auf einer Haide mit spärlichem Gras zwei fette und friedlich bei einander liegende Schafe, und sein Begleiter sagt ihm, die magern Schafe seien die habsüchtigen und nie zufriedenen Reichen, die fetten die guten und zufriedenen Armen. In einem südfranzösischen M. in der demnächst erscheinenden Sammlung von J. F. Bladé »Contes populaires recueillis en l'Agenais« (S. 56) kömmt der jüngste Bruder auf seiner Fahrt mit dem Mann mit roten Zähnen zu Wiesen, »si maigres qu'on eût pu y ramasser du sel,« aber mit speckfetten Rindern, dann zu Wiesen mit zwei Fuß hohem Gras, aber mit ganz magern Rindern, endlich zu gewöhnlichen Wiesen mit Ziegen, die weder fett noch mager sind. Die magern Wiesen sind das Paradies mit den Seligen, die üppigen Wiesen die Hölle mit den Verdammten, die gewöhnlichen Wiesen das Fegfeuer. In dem M. in Bladé's Sammlung aus Armagnac (S. 59) trifft der von »bon Dieu« zum Schloß der Mutter Gottes geschickte Jüngling unterwegs eine Wiese, wo man hätte Gras schneiden können, mit magerem dürren Vieh, und eine Wiese, wo man hätte Salz aufhäufen können, mit fettem Vieh. Die Mutter Gottes erklärt ihm nachher, jenes seien die schlechten, dieses die guten Kräuter (las machantos herbetos, las bounos herbetos). Endlich in einer tatarischen Heldensage (A. Castrén, Ethnologische Vorlesungen über die Altaischen Völker nebst samojedischen Märchen und tatarischen Heldensagen, St. Petersburg 1857, S. 244 f. und 251, Schiefner, Heldensagen der Minussinschen Tataren, St. Petersburg 1859, S. 407 und 419) sieht Kubaiko, die Schwester Kombai Mirgän's, in der Unterwelt ein sehr fettes Roß

auf einer wasser- und graslosen Sandfläche und dann ein sehr mageres Roß in kniehohem Gras neben einem rinnenden Bach. Die Irle-Chane erklären später dem Mädchen: „Das fette Roß erinnert an einen Mann, der sich um sein Roß kümmert und es stets in Stand erhält, wie groß auch der Mangel an Weide und Wasser sein mag, während dagegen das magere ein Beweis davon ist, daß ein Roß nicht einmal bei der besten Weide gedeihen kann, wenn der Hauswirt nicht nachsieht und sich desselben annimmt."

## 90. Die Geschichte von San Japicu alla Lizia.

Von der diesem M. zum Grunde liegenden Legende habe ich in meinem Aufsatz „Die Legende von den beiden treuen Jacobsbrüdern" in Pfeiffer's Germania X, 447 ff. deutsche, französische und italienische Bearbeitungen nachgewiesen. Seitdem hat Pfeiffer in seinem altdeutschen Uebungsbuch S. 197 noch eine deutsche Prosaerzählung der Legende mitgetheilt. In allen diesen Fassungen der Legende nimmt der eine Freund die Leiche des andern, der unterwegs gestorben oder ermordet worden ist, mit sich nach Compostella, und dort in der Kirche — im deutschen Prosatext: in der Herberge — wird der Todte wieder lebendig. Als nachher jener, der den Todten nicht verlassen hatte, aussätzig wird, vergilt ihm der Wiederlebendiggewordene die Treue durch die Hinopferung seiner Kinder. Es beweisen also sich beide wechselseitig aufopfernde Freundschaft. In diesem Punkt ist das sicilian. M. als entstellt zu betrachten. Hier ist der Königssohn derjenige, der den Todten zu S. Jacob bringt, der Wiederbelebte wird später aussätzig und wird wieder vom Königssohn durch das Blut von dessen Kind geheilt.

Die Aepfelprobe kömmt ganz ähnlich in dem »Dit des trois pommes« (Germania X, 448) und in dem deutschen Prosatext vor. In letzterem gibt die Mutter, in ersterem der Vater dem Sohn drei Aepfel: wer den Apfel allein ißt, den soll er nicht zum Gefährten nehmen, wer ihm aber die eine Hälfte gibt, mit dem soll er Freundschaft schließen. Mit derselben Weisung erhält Engelhard in Konrad's von Würzburg gleichnamigem Gedichte (V. 336 ff.) von seinem Vater drei Aepfel. In den »Doctæ nugæ Gaudentii Jocosi,« Solisbaci 1713, welche Sammlung zum Theil aus alten Quellen geschöpft hat, findet sich folgende Erzählung (S. 269):

### Amicitia in æqualitate consistit.

Sapienti feminæ filius erat unicus, apprime carus, cujus societatem in mercimoniis expetebant plurimi; mater itaque filio suo dedit poma tria, mandans, ut itinere esuriens ea amicis scindenda et distribuenda offerret,

amicitiam enim et fidem amicorum hac in distributione sese prodituram, non imprudenter existimabat. Paruit dictis filius pomaque amicis distribuenda porrexit, quorum primus in duas partes inæquales partiebatur, majore sibi parte reservata, minorem feminæ hujus filio reddidit. Alter amicus similiter in duas inæquales partes divisit discrimine hoc, quod majorem partem cesserit filio. Tertius amicorum in æquales plane partes scidit. Hoc ut inaudivit mater, filio postremum amicum eligendum suasit, eo quod primus alteri injustus, socundus sibi ipsi, ultimus æqualitatem servaverit.

Ganz so erzählt Joh. Quirsfeld in seinem „Historischen Rosen-Gebüsche." Nürnberg 1686, S. 906, und gibt als seine Quelle die »Vitæ patrum« an, wo ich jedoch die Geschichte nicht gefunden habe. Nach Quirsfeld hat eigner Angabe zufolge J. Rud. Wyß „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen," Bern 1815, S. 119ff. (dazu die Anmerkung auf S. 321) seine Idylle „Die Apfelprobe" gedichtet.

Wie im sicilian. M. die kinderlose Königin sich an S. Jacob mit der Bitte um einen Sohn wendet und ihm verspricht, daß der Sohn, wenn er achtzehn Jahr alt sei, zu ihm wallfahren soll, so wendet sich auch im Gedicht Kunz Kistener's (Germania X, 447) der kinderlose Graf Adam mit Gebeten an S. Jacob, und als endlich seine Frau guter Hoffnung wird, gelobt er, falls ihm ein Knabe geboren werde, denselben, wenn er herangewachsen, die Fahrt nach Compostella machen zu lassen.

Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß San Japicu alla Lizia soviel ist wie S. Jacopo (Giacomo) di Galizia.

## 92. Die Geschichte vom Einsiedler.

Ueber die Legende vom Einsiedler, der an Gottes Gerechtigkeit zweifelt, werde ich demnächst in der Germania ausführlich handeln, einstweilen verweise ich auf Oesterley's Nachweise zu Pauli's Schimpf und Ernst Nr. 682.

# Verzeichniß

**derjenigen in den Anmerkungen ohne genauere Titelangabe citirten Märchensammlungen, welche in dem 3. Bande der Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen, 3. Aufl., Göttingen 1856, noch nicht angeführt sind.**

Arnason, Islenzkar Þjóðsögur og Æfintýri. I. II. Leipzig 1862—64. (Die meisten Märchen sind übersetzt in: Icelandic Legends, collected by J. Arnason. Translated by G. Powell and E. Magnússon. Second Series. London 1866.)

Baring-Gould. Notes on the Folk Lore of the Northern Counties of England and the Borders. By W. Henderson. With an Appendix on Household-Stories by S. Baring-Gould. London 1866.

Beauvois, Contes populaires de la Norvége, de la Finlande et de la Bourgogne. Paris 1862.

Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. Bd. 1. 2. Freiburg 1861—62.

Bladé, Contes et Proverbes populaires recueillis en Armagnac. Paris 1867.

Caballero, Cuentos y Poesías populares andaluces. Leipzig 1861. (Deutsch von Ferd. Wolf theils in seinen „Beiträgen zur spanischen Volkspoesie aus den Werken F. Caballero's," Wien 1859 [= Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften XXXI, 133—218], theils in seiner Besprechung der Sevillaer Originalausgabe der »Cuentos y Poesías populares« in dem Jahrbuch für roman. und engl. Lit. III, 209 ff.)

Campbell, Popular Tales of the West-Highlands. Vol. I—IV. Edinburgh 1860—62. (Die Märchen der beiden ersten Bände habe ich im Auszug und mit Vergleichungen in Benfey's Orient und Occident II, 98—126, 294—331, 486—506, 677—690 mitgetheilt.)

Cénac Moncaut, Contes populaires de la Gascogne, Paris 1861.

Chavannes, Die russischen Volksmärchen, in „Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert" IX, 89—132.

Chodzko, Contes des paysans et des pâtres slaves, Paris 1864.

Curtze, Volksüberlieferungen aus dem Fürstenthum Waldeck. Arolsen 1860.

Dasent, Ananzi Stories — Appendix zu Dasent, Popular Tales from the Norse, II. ed., Edinburgh 1859, S. 483—507.

Engelien und Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Th. 1. Berlin 1868.

Ey, Harzmärchenbuch oder Sagen und Märchen aus dem Oberharze. Stade 1862.

Frere, Old Deccan Days; or, Hindoo Fairy Legends, London 1868.

Gaal-Stier. Ungarische Volksmärchen. Nach der aus Ge. Gaal's Nachlaß herausgegebenen Urschrift übersetzt von G. Stier. Pesth (1857).

Gliński, Bajarz Polski. Baśni, powieści i gawędy ludowe. Wydanie drugie, poprawne. T. I—IV. Wilna 1862.

Grundtvig, Gamle danske Minder i Folkemunde. Kjöbenhavn 1854. Ny Samling, das. 1857. Tredje Samling, das. 1861.

v. Hahn, Griechische und albanesische Märchen. Th. 1. 2. Leipzig 1864.

Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856.

Hunt, Popular Romances of the West of England. Series 1 and 2. London 1865.

Knust, Italienische Märchen, im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VII, 381—401.

Kreutzwald, Ehstnische Märchen. Uebers. von F. Löwe. Mit Anmerkungen von R. Köhler und A. Schiefner. Halle 1869.

Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Th. 1. 2. Leipzig 1859.

Lootens, Oude Kindervertelsels in den Brugschen Tongval. Brussel 1868.

Lütolf, Sagen, Bräuche und Legenden aus den fünf Orten Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Lucern 1865.

Maurer, Isländische Volkssagen der Gegenwart, Leipzig 1860.

Milá y Fontanals, Observaciones sobre la poesía popular, Barcelona 1853 (enthält S. 175—188 catalanische Märchen, von denen F. Wolf in den „Proben portugiesischer und catalanischer Volksromanzen," Wien 1856, S. 37—48 [= Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften XX, 51—62] neun in Uebersetzung mitgetheilt hat. S. auch W. Grimm in Haupt's Zeitschrift XI, 210 ff.).

Peter, Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien. II. Sagen und Märchen, Bräuche und Volksaberglauben. Troppau 1867.

Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855.

Schleicher, Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder. Weimar 1857.

Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol. Innsbruck 1867.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen. Th. 1—3. Augsburg 1857—59.

Simrock, Deutsche Märchen. Stuttgart 1864.

Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Bd. 1 und 2. Oldenburg 1867.

Sutermeister, Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. Aarau 1869.

Töppen, Aberglauben aus Masuren mit einem Anhange, enthaltend: Masurische Sagen und Märchen. Zweite durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang erweiterte Auflage. Danzig 1867.

Vernaleken, Oesterreichische Kinder- und Hausmärchen. Wien 1864.

Waldau, Böhmisches Märchenbuch. Prag 1860.

Wenzig, Westslawischer Märchenschatz. Leipzig 1857.

Widter-Wolf. Volksmärchen aus Venetien, gesammelt und herausgegeben von G. Widter und A. Wolf, mit Nachweisen und Vergleichungen verwandter Märchen von R. Köhler, im Jahrbuch für romanische und englische Literatur VII, 1—36, 121—154, 249—290.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

# Sicilianische Märchen.

## Aus dem Volksmund gesammelt

von

**Laura Gonzenbach.**

Mit Anmerkungen Reinhold Köhler's und einer Einleitung herausgegeben

von

**Otto Hartwig.**

**Zweiter Theil.**

**Mit dem Portrait einer Märchenerzählerin.**

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1870.

---

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.